(Bibliothek geographischer Reisen
u. Entdeckungen, älterer und neuerer
Zeit
Bd. X.)

Reisen

in

Central-Amerika

von

Arthur Morelet.

In deutscher Bearbeitung

von

Dr. H. Hertz.

Mit eingedruckten Holzschnitten, 7 Illustrationen in Tondruck und einer Karte.

Jena,
Hermann Costenoble.
1872.

Vorwort.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte von Central-Amerika zeigt uns eine Region, mitten inne liegend zwischen Chiapas, Tabasco, Yucatan und der Republik Guatemala, von der wir nur wenig bisher gewußt und über deren Gebirge, Seeen und Flüsse wir nur bloße Vermuthungen hatten. Wohl darf man sagen: diese Striche sind uns fast so unbekannt wie das Innere Afrikas! Was wir wußten, war nur, daß namenlose Gebirgszüge diese Gegend durchziehen, wo der große Strom Usumasinta sein Flußbett durch eine Unzahl von Nebenflüssen anschwellt, bevor er seine gewaltigen Fluthen in die Lagunen von Terminos und den Mexikanischen Meerbusen ergießt. Weiter wissen wir, daß hier unabsehbare Ebenen mit Wäldern und Savannen abwechseln, daß tiefe Thäler hier zu finden, wo die Tropennatur ihre üppigsten Formen entfaltet, während Hochplateaus mit dunklen Fichtenwäldern oder in sanfterer Schattirung hohe Farrenkrautbildungen uns entgegenblinken. Nicht minder ist uns bekannt, daß diese Gegend umfangreiche, prachtvolle Landseeen in sich birgt, in denen Fische ganz neuer Gattungen sich herumtummeln, wie daß diesen Seeen verschiedene Inseln Mannichfaltigkeit verleihen, auf denen die verfallenden, aber noch immer Staunen erweckenden Ruinen der Baudenkmale der Urbewohner des Landes unsern Blick fesseln. Wir wissen ferner, daß die Reste der alten Itzaes, der Lacandonen, der Choles und Manches, jener unbezwingbaren Indianerracen, die den spanischen Waffen einstens erfolgreichen Widerstand geleistet, noch heute in ihren unzugänglichen Festen hausen, wo sie ihre Unabhängigkeit wie

vordem behaupten, dabei aber noch die religiösen Bräuche und Sitten ihrer Vorfahren bewahrend, wie sie vor der Entdeckung Amerikas je nur gewesen! Tief im Innern dieser Gegend, fernab an einem noch unbekannten Nebenstrome des Usumasinta soll nach det Volkstradition von Guatemala und Chiapas die große Stadt der Urbewohner liegen, glänzend wie Silber im Sonnenschein durch ihre weißen Mauern, die der Pfarrer von Quiché, wie dieses Stephens versichert, von den Gipfeln der Berge von Quesaltenango gesehen haben wollte. Mit einem Worte: diese Gegenden bieten dem Forscher Neues in Fülle, — der Alterthumsforscher und Ethnologe, der Geograph und der Naturforscher, alle werden ihre Befriedigung hier finden. Cortez war es, der auf seinem verwegenen Zuge von Mexiko aus zuerst in Honduras eingedrungen, wobei er einen großen Theil des unbekannten Landes unter den unsäglichsten Mühseligkeiten durchwandern mußte, die er mit fast übermenschlichem Muthe und Ausdauer überwand. Allerdings gab er in einem kurzen Schreiben an den König von Spanien Bericht über seine Fährlichkeiten und Abenteuer, ohne daß wir daraus irgend eine Vorstellung von Land und Volk schöpfen könnten. Es gelang ihm freilich, die Ufer des geheimnißreichen Seees der Itzaes zu erreichen, wo er sein verwundetes Roß zurücklassen mußte, dessen Bildniß die Spanier zweihundert Jahr später als eine Gottheit angebetet fanden, die gleichsam ein zweiter Jupiter tonans über Donner und Blitz zu gebieten hätte! In diesen Gegenden, die den Namen: „Terra de Guerra“ — (Kriegsland) — führen, machte der frommsinnige, glaubenseifrige Las Casas den nur zum Theil erfolgreichen Versuch, das Symbol des Kreuzes aufzupflanzen, nachdem die tapfern Spanier vergebens sich bemüht, sich dort festzusetzen. Wie mancher gottbegeisterte Missionär gab hier sein Blut bei dem vergeblichen Bemühen hin, die Urbewohner des Landes dem Christenthum zu gewinnen, um die Fahne des Kreuzes auf den Firnen dieser Wildnisse flattern zu lassen! Ebenso wenig vermochten die Weisungen der Regierung des Mutterlandes die Unterwerfung des Landes herbeizuführen, so oft auch von Madrid aus derartige Befehle an die Behörden von Guatemala gelangten, — denn das Land war nur dem Namen nach der spanischen Krone botmäßig! Wiewohl auch eine Expedition ins Innere unternommen wurde, war an keinen Erfolg zu denken, — denn die Spanier

wurden entweder von der Küste abgeschnitten oder mit jämmerlichem Verluste zurückgetrieben! Erst gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, im Jahre 1698 gelang, es den vereinten Streitkräften der benachbarten Provinzen die berühmte Veste der Itzaes in Peten zu bewältigen, auch die Tempel zu zerstören, in denen die Urbewohner, die einstens die Riesenbauten von Uxmal und Chichen-Itza aufgeführt, ihre Götzen verehrten! Der spanische Chronikenschreiber Villagutierre war es, der die Geschichte dieses siegreichen Zuges im Geiste eines Froissart mit den umständlichsten Einzelnheiten erzählt hat. Sein in spanischer Sprache geschriebener Kriegsbericht ist aber bisher unveröffentlicht geblieben, denn er findet sich nur als Manuscript in gelehrten Bibliotheken vor. Seit jener Zeit aber hat Niemand weiter in jene Gegenden sich vorgewagt, deren Bewohner mit gleichem Erfolge der sonstigen Ueberlegenheit der spanischen Waffen wie der noch gewaltigeren Macht der katholischen Kirche Widerstand zu leisten vermocht! Das Wenige, was man von dem Lande dazumal gehört, ist seitdem wieder verloren gegangen; denn selbst die Namen der Stämme, die einstens der Schrecken der Nachbaransiedlungen gewesen, sind heute ganz in Vergessenheit gesunken, und die spanische Herrschaft selbst, die Ursua durch Unerschrockenheit und Genie dort zu begründen wußte, hat kaum dem Namen nach dort noch Spuren zurückgelassen!

Wie gesagt, seit den Tagen von Cortez und Ursua finden sich nur hie und da in Reisebeschreibungen oder in Abhandlungen gelehrter Gesellschaften dürftige Notizen über diese Gegenden, was uns zu der Behauptung berechtigt, daß wir nur wenig darüber wußten.*)

---

*) Bald nach der Unabhängigkeitserklärung der spanischen amerikanischen Colonien, bevor die Grenzen der verschiedenen Territorien genau gezogen waren, machte Mexiko die politische Herrschaft über Peten dem Staate Guatemala streitig, zu welchem Ende es einen Regierungscommissar, Don Domingo Fajardo, hinsandte, der von Campesche aus sich hinbegeben wollte. Seine Mission hatte aber keinen Erfolg, worüber er seiner Regierung einen Bericht abstattete, der kaum Erwähnenswerthes über das Land bringt. (Sein Bericht führt den Titel: „Informe de Senor Don Dom. Fajardo dirigido al Goberno Supremo de Mejico 1828).

Einige Jahre später war es, daß ein Offizier der früheren Republik Central-Amerika, Oberst Juan Galindo diese Gegenden besuchte, worüber er von

Herr Waldeck berührte auf seinen Wanderungen die Grenzen des Landes in der Richtung von Tabasco und Yucatan her, ebenso Stephens die Grenzstriche nach Guatemala hin, ohne daß sie sich jedoch in das Innere vorgewagt hätten. Sie hatten nämlich furchtbare Geschichten gehört von der Grausamkeit seiner abgeschlossenen Bewohner, denn sie erzählen uns das tragische Geschick der wenigen Verwegenen, die sich vermessen, den Schleier lüften zu wollen, der die unzugänglichen Bergfesten des Landes in Geheimniß gehüllt. Selbst in Guatemala, zu dessen nomineller Jurisdiktion der größte Theil des unbekannten Landes gehört, hat man nur unklare Vorstellungen von dem entferntliegenden Distrikt von Peten wie von dem See von Itza, auf dessen Insel, wo einstens die Hauptstadt der Itzaes ihre Zinnen erhoben, von dem kühnen Ursua eine Stadt gegründet wurde, die zur Republik Guatemala gehörte. Bedenkt man, daß diese Gegend gegen hundert sechs und fünfzig Stunden von Guatemala entfernt liegt, dazu, daß es eines ganzen Monats bedarf, um hinzugelangen nach Beschwerden sonder Gleichen, denn man hat zehn Tage lang durch die schauerliche Wildniß ohne Steg noch Weg zu Fuß zu wandern — über wilde Ströme weg und steile Berge — ganz abgesehen von den Seitens der Indianer dräuenden Gefahren: — bedenkt man alle diese Umstände, so darf es nicht Wunder nehmen, daß selbst der Theil des Landes, der unter einer geordneten Regierung steht, in den wesentlichsten Beziehungen noch ein ungekanntes Land ist! Wohl darf man behaupten, dieses Land wäre in diesem Momente noch immer eine terra incognita, wäre seine Erforschung den Regierungen der Nachbarstaaten anheimgegeben geblieben! Allein Dank dem Wissensdrang, wie der kühnen Ausdauer unseres Arthur Morelet

---

der Stadt Flores aus einen kurzen Bericht über den Strom Usumasinta sammt einigen Notizen über die Indianischen Uferbewohner einsandte, der in dem Journal of the Royal Geographical Society of London vol. III pp 56—64 abgedruckt ist. Ein späteres Schreiben desselben Obersten von Palenque aus, das im Bulletin de la Société de Geographie de Paris für das Jahr 1832, pag. 198 sich findet, stattet Bericht über einige alte Monumente des Bezirks von Peten ab. Ueber das Land selbst aber weiß der Oberst uns nichts Neues noch Belehrendes zu sagen. Zu diesen flüchtigen Schriften haben wir nur noch die Denkschrift des Fray Alonzo de Escobar zuzuzählen, die im Anhange später berührt wird.

ist endlich Licht in diese Gegenden gedrungen, die in Bezug auf Natur und Volk ein Geheimniß geblieben.

Arthur Morelet, dem Manne, dem die materiellen Mittel so wenig wie die wissenschaftlichen Erforderniſſe fehlten, um ein Unternehmen glücklich durchzuführen, wozu er von dem Institut de France auf das Lebhafteste ermuntert wurde, ihm haben wir es zu verdanken, daß wir genaue Kunde über Länder gewonnen, die vor Jahrtausenden eine längst untergegangene Cultur besessen! Während das Compte rendu des Institut de France über Morelet's naturwissenschaftliche Entdeckungen seiner Zeit Bericht erstattet, haben wir es vor Allem mit seinen geographischen Beobachtungen und seinen Erlebnissen zu thun, die ihn mit Volk und Leuten in Verbindung gebracht, deren Eigenthümlichkeiten unsere Weltkenntniß wesentlich bereichern. Können wir es nur als Bescheidenheit deuten, daß Morelet sein treffliches Werk: „Voyage dans l'Amérique Centrale, l'Ile de Cuba et l'Yucatan," in zwei Bänden nur als Manuscript für seine nähern Freunde drucken ließ, so glauben wir um so mehr die Verpflichtung zu haben, das Versäumte nachzuholen, indem wir der deutschen Lesewelt seine Forschungen zugänglich machen.

Von Campesche zog Morelet aus, um das Delta des Usumasinta zu durchforschen, das westwärts bis zu den Ruinen von Palenque sich erstreckt, von wo aus er dann in östlicher Richtung das höchst bemerkenswerthe Becken des geheimnißvollen Seees von Itza oder Peten verfolgte. Von diesem Punkte aus wanderte unser Reisende dann südwärts, durch die Wildnisse bahnbrechend, um durch die bisher unbekannt gebliebene Provinz Vera Paz, nach der Stadt Guatemala zu gelangen. So mußte er mehr als dreihundert Stunden, großentheils zu Fuß unter den furchtbarsten Beschwerden und Entbehrungen zurücklegen. Neben den Forschungsreisen von Waldeck und Stephens in Chiapa und Yucatan und den Aufschlüssen späterer Reisenden, die südwärts Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica*) uns er-

*) Wir lassen hier die Titel der in Frage kommenden Werke folgen:

1. — Voyage Pittoresque et Archéologique dans la Province d' Yucatan (Amérique Centrale) pendant les Annèes 1834 et 1836, par Frederick de Waldeck. Paris 1838.

2. — Incidents of Travel in Central-America, Chiapa and Yucatan, by John L. Stephens. 2 vols. New-York 1841

schlossen, waren die Forschungen von Morelet erforderlich, um uns ein vollständiges Bild von Central-Amerika zu entwerfen, worunter wir insbesondere jenen Theil des Continents verstehen, der zwischen dem Isthmus von Tehuantepec und dem von Darien sich hinzieht. Die Forschungsreisen von Arthur Morelet haben vor Allem dazu beigetragen, unsere Kenntniß jener interessanten Gegenden zu erweitern, was verdiente Würdigung auch bei uns finden wird.

---

3. — Incidents of Travel in Yucatan by John L. Stephens 2 Vols. New-York 1843.

4. — Nicaragua, Its People, Scenery, Monuments and Proposed Interoceanic Canal, by E. G. Squier. 2 vols. New-York 1852.

5. — History of Yucatan from its discovery to the close of seventeenth century, by C. St. John Fancourt. London 1854.

6. — Die Republik Costa Rica in Central-America ꝛc., von Dr. Moritz Wagner und Dr. Carl Scherzer. Leipzig, 1856.

7. — Waikna, or Adventures on the Mosquito Shore, by E. G. Squier. New-York, 1856.

8. — Travels in the Free States of Central-America, Nicaragua, Honduras, and San Salvador, by Dr. Carl Scherzer (from the German). London, 1857.

9. — Explorations and Adventures in Hondnras etc., by William V. Wells. New-York, 1857.

10. — The States of Central-America; their Geography, Topography, Climate, Population etc. etc., by E. G. Squier. New-York, 1858.

11. — Seven Years' Travel in Central-America, Northern Mexico etc., by Julius Froebel (from the German). London, 1859.

Inhaltsverzeichniß.

Verzeichniß der Illustrationen.



Die Stadt Campesche.

I.
Die Lagunen.

Campesche — Naturverhältnisse — Cazones — Insektenplage — Alterthümer — Physische Verhältnisse von Yucatan — Acalan — Soziale Mißverhältnisse — Vorbereitungen zur Abreise — Das Mittelmeer der neuen Welt — Primitive Schifffahrt — Canoas und Cayucos — Einschiffung — El Morro — Rhede von Ceiba — Wie die Geistlichen ihre Zeit tödten! — Champoton — Erinnerungen der spanischen Herrschaft — Die Insel Carmen — Charakter des Volkes — Stadt Carmen — Der Mazanillabaum — Ueppigkeit der Pflanzenwelt — Seltsame Melodien — Reste der Urbevölkerung — Nachtgedanken — Die Lagune von Terminos — Hydrographie der Gegend — Der Usumasintastrom und seine Fische — Abreise — Skorpionen — Ein Sonnenuntergang — Boca Chica — Riesenwälder — Ein Sturm — Die Schifffahrt auf dem Strome — Isla de Pajaros — Ein Moskito-Malakoff — Rio Viejo — Rückblicke — Palizada — Gastfreundschaft der spanischen Amerikaner — Ursprung der Stadt — Ihr Handel und Einwohner — Die Sümpfe ringsum — Der Jacana — Das Schlagen des Campescheholzes — Die Königspalme — Fischreichthum und Schildkröten — Klapperschlangen — Der todbringende Nahuyaca.

Nach Merida ist Campesche als die bedeutendste Stadt von Yucatan anzusehen, die freilich wenig Bemerkenswerthes bietet, wäre nicht zu erwähnen, daß sie von einer dreifachen Linie mit Zinnen versehener Wälle umgeben ist. Kaum daß ein einziges Monument der Stadt das Auge des Touristen fesseln könnte, denn die Kathedrale selbst ist im gewöhnlichsten Style. Was aber einen wohlthuenden Eindruck zurückläßt, ist die Ordnung und Ruhe, die in der Stadt waltet, wodurch sie vortheilhaft absticht von der prunkhaften Fahrlässigkeit anderer amerikanischer Städte, wie sie etwa in der Havanna uns entgegentritt. Uebrigens hat sie in Bezug auf ihre Lage Naturvorzüge, wie sie keine andere Stadt des tropischen Amerika bieten kann. Nichts ist reizender als ihre Umgebung, wo eine Bevölkerung von etwa zehntausend Seelen unter dem Schatten der prächtigen Pflanzenwelt weilt, die von der im Palmenschmuck schimmernden Küste aus sich

zu den amphitheatralisch den Horizont umschließenden Hügeln emporzieht. Von der Höhe von La Eminencia, von wo aus die Mexikanische Artillerie die Stadt im Jahre 1843 beschossen, kann man sich das beste Bild der Stadt und ihrer Umgebung machen. Um aber ihre Naturschönheiten vollkommen zu würdigen, müßte man bei Sonnenuntergang die Höhe von San Francisco erklimmen, denn von diesem Punkte aus sieht das entzückte Auge des Beschauers die glänzende Ebene weit unter sich, weißschimmernde Häuser, abwechselnd mit blühenden Feldern in grünem Smaragdschmuck, während der blaue Golf das Panorama umschließt, an dem die Thürme der Stadt mit ihren zackigen Wällen sich steil anlehnen! Von diesem Punkte aus lassen sich alle Windungen des San Franciscostromes verfolgen, dem manche Geographen eine unverdiente Bedeutung beilegen, abgesehen davon, daß sie den Fluß irrigerweise westlich der Stadt seinen Lauf nehmen lassen.*) In der Nähe des Santa-Anathores liegt eine reizende Promenade mit einer Allee von Orangenbäumen, die mit wunderbarer Sorgfalt gepflegt werden, was bei den so mannichfaltigen Naturschönheiten der Gegend in der That überraschen muß, denn

*) Der Reisende Waldeck, der Campesche 1835 besuchte, erwähnt eine bemerkenswerthe Thatsache, die anderen Reisenden entgangen zu sein scheint: nämlich, daß der Kalkfelsen, auf dem die Stadt ruht, von den früheren Bewohnern nach allen Richtungen unterhöhlt worden, so daß die ganze Stadt — gleich Paris am linken Seineufer — über unterirdischen Gewölben liegt. — „Es ist schwer zu sagen — schreibt Waldeck — ob diese alten Aushöhlungen und Gallerien das wirklich gewesen, was die Sage ihnen beimißt, ob sie wirklich als Wohnort den Urbewohnern gedient?“ Gewiß ist übrigens, daß in diesen Katakomben keine Spur von Rauch noch sonst Zeichen zu finden, daß Menschen einstens hier gehaust. Sehr wahrscheinlich ist aber, daß mindestens an manchen Punkten dieser unterirdischen Gänge die Leichname beigesetzt worden. Was diese Annahme unterstützt, ist die Thatsache, daß sich in den Mauern mancher Kammern horizontale Oeffnungen finden, die zur Aufnahme der Todten bestimmt gewesen zu sein scheinen, — denn sie haben sieben Fuß Tiefe und gegen zwanzig Zoll im Durchmesser. Die Einwohner von Campesche wissen kaum, wie weit sich das Labyrinth dieser düstern Gallerien hinzieht, deren Oberwand oft genug einstürzt und schweren Schaden verursacht. (Voyage dans l'Yucatan p. 10). Waldeck bemerkt auch, daß gutes Wasser in Campesche kaum zu finden, mit Ausnahme der Cisternen, in denen das Wasser bei der Regenzeit sich ansammelt. Dieser Umstand, in Verbindung mit der Thatsache, daß die alten Bewohner von Yucatan häufig unterirdische Wasserbehälter anlegten — sogenannte Senotes — mag einiges Licht auf Ursprung und Zweck dieser Gewölbe werfen. —

Blumen und Früchte kultivirt man dort nur selten, wo die Natur in verschwenderischer Fülle in gewissen Zeiten des Jahres uns damit regelmäßig beschenkt.

Bei meiner Anwesenheit hatte ich nicht das Glück, viele interessante Blumen gerade im Blüthenschmuck zu finden. Erwähnenswerth erschienen mir nur die faserreichen Cleomeae; am Meeresufer fand ich die anthemis mit ihren duftigen Blättern, eine Distel mit rautenförmigem Stiele, dann auch den pitaya-Caktus, der an den Stämmen der Nachbarbäume sich hinaufrankt und seine Blumen und Früchte an deren Zweigen prangen läßt, — wohl die schönste Caktusgattung, die ich je gesehen, während die Frucht an Süße ihres Gleichen sucht. Auch ist des Mexikanischen Mooses noch Erwähnung zu thun, — eine Art der papaveraceae, die sich nur in den Tropen findet und in den Straßen der Stadt selbst ihre goldenen Blumenblätter entfaltet. Unter den Früchten, die hier im Ueberfluß zu finden, ist der „caimito" und die „anona" hervorzuheben, Früchte, die mir ganz unbekannt waren. Die Frucht caimito ist rund, kommt einem Apfel an Größe gleich, mit feiner, violettfarbener Schale, rothem Fleische, während der Geschmack dem der Erdbeeren gleicht. Der Baum, der diese Frucht trägt (chrys. ophillum von Jacq.) zeichnet sich durch seine Blätter aus, die auf der Oberfläche in glänzendem Grün schimmern, während sie auf der untern Seite rostbraun gefärbt sind. Die „anona" dagegen (a. muricata L.) gehört zu der saftreichen Familie der köstlichen Früchte der Tropengegenden, mit denen die Früchte unserer Klimate nichts gemein haben. Diese Frucht hat wegen Form und Farbe in den französischen Colonien den Namen: „coeur de boeuf" (Ochsenherz) erhalten; die Schale der Frucht ist dünn, während das Innere ein weißes fettig sich anfühlendes Fleisch bietet, von köstlichstem Geschmacke dem duftigsten Rahm ähnelnd.

Der Gasthof, in dem wir zu Campesche einkehrten, war besser als wir erwartet hatten, denn nirgends hatten wir schmackhafteres Essen vorgefunden. Was aber an der Tafel am ersten Tage schon mir auffiel, war eine riesengroße Schüssel, die ein eigenthümliches Gericht barg, dem der Koch den Kunstnamen: „Cazon" beilegte. Weiter konnte ich aus ihm nichts herausbringen und so war ich nicht klüger als zuvor. Ein günstiger Zufall aber enthüllte mir die Natur dieses Gerichtes, denn als ich in den

Nachmittagsstunden an der Küste umherschlenderte, bemerkte ich, daß ein Fischer ein seltsames Seeungeheuer am Schlepptau seines Bootes nachzog, was meine Neugier nur rege machte: „Sagen Sie mir doch, — frug ich, — wie heißt denn der Fisch da?“ — Der Fischer sah mich verdutzt an, als verstände er mich nicht. Als ich aber die Frage wiederholte, entgegnete er unwillig: „Wie? Sehen Sie denn nicht, daß es ein „Cazon“ ist?“ — „Allerdings — rief ich — es ist ein „Cazon!“ Euer „Cazon“ heißt aber bei uns: „Hayfisch.“ — „Mag sein, entgegnete der Fischer, die Achsel zuckend: „como no?“ — gleichviel; denn er fuhr gleichgültig von dannen. Einmal aufmerksam geworden, fand ich bald, daß Hayfische aller Art das Hauptnahrungsmittel der Einwohnerschaft hier bilden; die Hayfische werden hier frisch und gesalzen, gebraten und geschmort zu jeder Zeit gegessen. Es scheint aber, daß die Kochkünstler von Campesche sich auf ihren Vortheil gut verstehen, denn auf dem Speisezettel ist das spanische Wort: „Tiburon,“ die rechte Bezeichnung für Hayfisch nicht zu finden; das Wort: „Cazon“ genügt, um den Fremden auf ein schmackhaftes Fleischgericht aufmerksam zu machen, wo er sonst nicht zugegriffen hätte. So oft ich den Marktplatz besuchte, fand ich unter Früchten und Geflügel, unter Vegetabilien jeder Art, die von den Indianerinnen feil geboten werden, immer den Cazon wieder! Allüberall war er zu finden, als wäre er der Beherrscher des Marktes! Mich wundert nur, daß man den Hayfisch nicht in das Wappen der Stadt aufgenommen! —

In den meisten Ländern des spanischen Amerika bildet der „Medio,“ der 6 Nordamerikanischen Cents gleichkommt, die kleinste Münze. In Campesche aber, wo es wenig Silber giebt, das in höherem Werthe steht, ist der Medio nicht klein genug, um die Bedürfnisse des Verkehrs zu befriedigen. So hat man denn den Medio getheilt — „cuartillos“ und gar geviertheilt: „chicas“. Nicht genug damit, werden gar die Cakaobohnen zur Ausgleichung im Verkehre benutzt, so daß je nach dem Ausfall der Erndte 80—160 Bohnen auf den „Medio“ gehen; so stellen fünf Bohnen die winzigste Scheidemünze hier dar.

Was das Klima von Campesche anlangt, so ist es als ein heißes und in der Regenzeit ungesundes zu bezeichnen, dann herrschen Wechselfieber und mitunter gar das furchtbare „Vomito“ — das gelbe Fieber. —

Was aber Stadt und Umgegend noch weniger anziehend macht, das ist die gräuliche Insektenplage, eine natürliche Wirkung der herrschenden Hitze und Feuchtigkeit. — Was wäre hier nicht zu finden? Skorpionen, Hundertfüßler jeder Art, Mosquitoschwärme überall und zwar in einer Fülle, daß manche Gegend der Küste ganz unbewohnbar geworden. Hierzu kommt noch, daß die Waldungen eine Gattung von Baumläusen bergen (ixodes) von den Einwohnern: „garrapatas" genannt, die an Kopf und Gliedmaßen so tief in die Haut eindringen, daß sie gar nicht mehr herauszubringen sind; — wo sie sich festgesetzt, bildet sich immer ein Geschwür. Diese Baumläuse sind im Busch spindeldünn und mager, kaum so dick wie Flachssamen; sobald sie aber sich an Menschen oder Thieren festgesetzt, schwellen sie von Blut an und werden perlenrund, so daß man kaum mehr die Stelle ihrer Füße und ihres Mundes wahrnehmen kann. Das eingesogene Blut macht sie fast unbeweglich, so daß sie dem ersten besten Huhne zur Beute werden. Erwähnenswerth ist, daß diese Läuse keinen Taback ertragen und so giebt es kein besseres Mittel, um sich vor ihnen zu wahren, als Hände und Gesicht mit einem Tabackaufgusse zu waschen. Mit alkoholischen Substanzen ist fast dasselbe zu bewirken; Spirituswaschungen sind nicht minder dagegen zu empfehlen.

Zur Zeit ich mich zu Campesche aufhielt, fand ich bei zwei sehr kenntnißvollen Priestern, den Brüdern Comacho eine werthvolle Sammlung Amerikanischer Alterthümer. Unter dem Interessantesten der Sammlung fesselten mich besonders Figuren und Vasen von Thon, die noch die Spuren ihrer Malereien trugen. Nicht minder bemerkenswerth waren musikalische Instrumente der Urbewohner, Schmuckgegenstände, Aexte und Lanzenspitzen von Kieseln und Obsidian. Bei genauerer Prüfung ergab sich aber für mich die Gewißheit, daß die Kunst, vornehmlich in Bezug auf Form und Zeichnung, bei der Urbevölkerung von Yucatan selbst zu der Zeit sehr zurückgeblieben, wo ihre Architektur eine hohe Stufe schon erreicht hatte. Den interessantesten Gegenstand, den die Archaeologen von Campesche auf ein wirkliches Erlebniß beziehen, stellt eine Gruppe von terra-cotta dar. Wir sehen da einen Mann nackt, bis auf die mit einem Gürtel verdeckten Lenden, der den Eindruck macht, als wäre er ein Verbrecher, denn er scheint, ergeben in sein Geschick, auf die Kniee

gesunken, während eine andere Gestalt mit emporgerichteter Hand eine Axt oder Schwert gehoben hält, als stände sie im Begriff ihr Opfer zu treffen. Neben diesen beiden finden sich zwei andere Figuren: die eine ist die eines Richters, was aus den Abzeichen zu schließen, während die andere Figur ein junges Mädchen darstellt, das noch nicht zur Jungfrau herangereift. Gedenken wir dessen, daß das Gesetz der Ureinwohner — in Yucatan wie in Mexico — jedweden Angriff auf die Unschuld junger Mädchen mit dem Tode bestrafte, so begreift man, was die Gruppe zu bedeuten hat. Die Figuren sind von rothem, gutgebranntem Thone und von ziemlicher Formvollendung. Diese Reste alter Kunst fanden sich in einem Grabe unweit der Küste und zwar neben einem Skelett, dessen Schädel ich untersuchte; derselbe hatte einen Einschnitt an seiner Basis, woraus sich schließen läßt, daß der Kopf abgeschlagen worden. In dieser merkwürdigen Sammlung fand ich auch einige Pfeile, die einem englischen Reisenden, der eine Ueberlandreise nach Peten unternommen, das Leben gekostet hatten. Später erfuhr ich den Namen des unglücklichen Touristen, der keineswegs, wie man zu Campesche sich erzählte, ein Opfer blutdürstiger Indianer geworden. Zwei Spanier von Tabasco, die vermutheten, daß der einsame Wanderer einen kostbaren Diamanten besitze, lauerten ihm im Walde auf und tödteten ihn mit Indianerpfeilen, um den Verdacht von sich abzulenken. Freilich fanden sie bei dem Unglücklichen keinen Diamanten, wohl aber eine kleine Summe Geldes, die sie am Fuß eines Baumes vergruben, dessen sie aber nicht froh werden sollten; denn ein anderer Bandit, der sie aus der Ferne beobachtet hatte, zog damit auf und davon. Beide Mörder zeigte man mir zu Palisada, wo sie ungestört Holzhandel trieben, obwohl den Behörden ihre Missethat nicht verborgen geblieben war.

Nicht lang genug hielt ich mich in Yucatan auf, als daß ich viel über Land und Leute zu sagen wüßte. Besitzt auch diese Halbinsel die glücklichste Lage an der Einfahrt in den Mexikanischen Meerbusen, unfern der großen Handelsemporien der neuen Welt, so fehlen ihr doch die wesentlichsten Bedingungen zur Entwickelung ihres Handels: nämlich gute Häfen. Erwähnenswerth ist nur der einzige Hafen Laguna auf der Insel Carmen, wozu noch der Strom Usumasinta zu nennen ist. Hafen und Strom liegen beide am äußersten Westwinkel des Staates und sind für

den Handel nicht von großer Bedeutung, denn nur Schiffe von leichtem Tonnengehalt können den Hafen Laguna benutzen, während der Usumasinta fast ganz unbekannte Territorien bespült.

Die Küste des Golfs ist einförmig eben, mit Ausnahme der Westseite, wo sie durch kleine Gebirgshöhen unterbrochen wird, die sich in die See hinein ziehen und Sandbänke bilden, an denen die Brandung der Wogen sich ohne Unterlaß bricht; die See ist dazu hier sehr seicht und kein guter Ankergrund zu finden. Nach dem Atlantischen Meere hin ist die Küste von einer Reihe kleiner Inseln und Riffen umzingelt, die die Zufahrt eben so schwierig wie gefahrbringend machen: — lauter Mißstände, welche die Schifffahrt fast zur Unmöglichkeit hier machen, so daß der ganze Handelsverkehr sich auf unbedeutenden Küstenhandel beschränkt, der kaum den Bedürfnissen des Landes genug thut.

Landwärts begegnen wir, je näher wir den unbestimmten Gränzen von Guatemala und Tabasco kommen, einer unbewohnten aber holzreichen Wüste, der es häufig an Wasser gebricht und durch welche die Halbinsel von dem übrigen Continent geschieden wird. Bei alledem lag in dieser Richtung einstens die alte fruchtbare Provinz Acalan und hier sind die Ruinen jener betriebsamen handelsreichen Stadt zu suchen, die sich unter der Herrschaft ihrer tüchtigsten Männer zu hohem Flor entfaltet hatte und noch zu Cortez' Zeiten bis zu den äußersten Grenzen Central-Amerikas ihren Handel betrieb.*)

Allerdings besteht noch in jener Richtung eine Straße oder vielmehr ein Steg, der nach Peten führt und sich durch ein Labyrinth von Riesenwäldern durchwindet. Da dieser Weg lediglich in eine nur dürftig bewohnte Gegend ausläuft, die von der Welt ganz abgeschnitten liegt, so ist er für das Land ganz ohne Nutzen. Aller dieser Mängel aber ungeachtet hatte dieser Staat seiner verständigen Regierung es zu verdanken, daß er bis vor Kurzem noch in dem Mexikanischen Staatenbunde eine geachtete Stellung einnahm. Leider aber scheint dieser Staat durch innern Zwiespalt und Kastenkämpfe auch zu der bedauernswerthen Lage

*) Nach den damaligen Berichten trieben die Bewohner von Acalan Handel mit Baumwolle, Cakao, Schildkröten, Harzen, Wohlgerüchen und Farbstoffen; der Sklavenhandel war dort auch heimisch.

seiner Nachbarstaaten mehr und mehr herabzusinken. In früherer Zeit, wo die Bevölkerung eine weit zahlreichere als heutzutage, war sie gleichmäßig über das Land vertheilt. Seit der Zeit der spanischen Eroberung aber, zog sich die Bevölkerung allmälich nach den Golfküsten hin, obwohl der Boden in dieser Richtung der ärmste ist und das Land durchgängig hier nur geringe Hülfsquellen bietet. Daß es so gekommen, ist wohl weniger die Folge reiflicher Ueberlegung oder etwa einer Vorliebe für diese Gegend, als vielmehr die natürliche Consequenz der früheren Handelsbeschränkungen, die dem Schmuggel förderlich waren, der an der Küste sich am besten treiben ließ. Das Land zerfällt mithin in zwei Distrikte mit sehr ungleicher Bevölkerung, die durch eine Hügelkette getrennt werden, welche an der kleinen Champotonbay beginnt und sich in schräger Richtung quer durch die Halbinsel nach Salamanca hinzieht, wo sie ausläuft. Von den Bodenverhältnissen des Beckens von Peten wissen wir nur wenig; nur daß das Land ostwärts stets besser bewässert, nicht so steinig und daher fruchtbarer ist. In der Richtung von Tabasco wird das Land ebener, und je näher wir der Laguna von Terminos kommen, nimmt es einen ganz neuen eigenthümlichen Charakter an. Hier findet sich weithin nur Alluvialboden, der durch zahlreiche Ströme durchschnitten und durch Moräste durchbrochen wird, so daß er mit Recht den Namen: „Delta von Yucatan" führt. Dieses Delta ist reich an kostbaren Holzarten, denen die Stadt Campeche ihren Namen verdankt; denn einst war sie der Hauptstapelplatz des Campecheholzes, wie wir aus der Geschichte des Flibustiers Grandmond wissen, der im Jahre 1684 die Stadt überrumpelte und zur Ehre des heiligen Ludwig über eine Million Campechebäume in Flammen aufgehen ließ! Seit der Gründung des Hafens Laguna auf der Insel Carmen zog sich dieser Handel ganz von Campeche fort, der heute fast ausschließlich durch die Laguna von Terminos geführt wird.

Mit Ausnahme der obengenannten schmalen Striche ist Yucatan ein trocknes und unfruchtbares Land. So kam es denn, daß die Urbewohner die Aushölungen des Erdreiches benutzen mußten, um Wasser anzusammeln, das zu rasch von der Oberfläche verschwindend in großen unterirdischen Behältern, „Cenotes" genannt, zusammenfloß. Ohne dieses providentielle, durch die Natur des Landes gebotene Mittel wäre das Land nicht zu be-

wohnen gewesen! Indessen muß man nicht glauben, daß die „Senotes“ überall von der Natur geschaffen wurden, denn viele sind durch Menschenhand sehr erweitert, wenn nicht gar ganz durch Kunst angelegt worden. Der Wasserbehälter von Belonchen setzt uns durch seine Größe wie durch die Ausdehnung und das Labyrintische seiner Gallerien in Erstaunen. In keiner Beziehung sind die Spanier je ihren Vorgängern in Bezug auf öffentliche Bauten gleichgekommen.

Bei der im Jahre 1846 vorgenommenen Volkszählung belief die Bevölkerung sich auf 546,000 Seelen, wobei freilich gegen 30—40,000 Einwohner nicht eingerechnet sind, die keinen festen Wohnsitz haben, so daß kaum zwölf Einwohner auf die Quadratmeile kommen. Zum größten Theil besteht die Bevölkerung aus Indianern, die trotzdem, daß mehr als drei Jahrhunderte verflossen, daß die Spanier in das Land gedrungen, ihr Blut rein erhalten haben. Die Arbeiterbevölkerung des Landes besteht lediglich aus Indianern, während der Handel, Gewerbe und Künste sich in den Händen der Ausländer, meist aus Europa ausgewanderter Spanier und der Creolen befindet! Größte Antipathie herrscht zwischen den Europäern und allen Creolen vor, während die Indianer nicht minder die Fremden, wie die Einheimischen hassen, die gemischtes Blut in den Adern haben.*)

Um von dieser Abschweifung auf meine Reise wieder zu kommen, habe ich zunächst zu bemerken, daß wir Anfangs März eine mittlere Temperatur von 82—84° Fahrenheit zu Campesche hatten, die in den heißesten Tagesstunden selbst auf 98° F. sich erhob. Unerträglich wurde mir dadurch ein längerer Aufenthalt; — kein Wölkchen zeigte sich am Horizont, während die Sonnenstrahlen von dem glühenden Straßenpflaster und den weißen Mauern der Stadt zurückgeworfen wurden. Auch fing ich schon an, den verderblichen Einfluß des Klimas zu empfinden; ich fühlte eine unbeschreibliche Mattigkeit in den Gliedern, mein

*) Seitdem Morelet seine Reise unternommen, ist ein blutiger Kastenkrieg auf der Halbinsel ausgebrochen, der damit geendet, daß die Indianer wieder — mit Ausnahme der größeren Städte und Seehäfen — Meister des Landes geworden. Bisheran haben die Creolen in den Städten sich noch zu behaupten gewußt, doch ist es offenbar, daß die Indianer immer mächtiger werden, so daß ohne fremde Einmischung die spanische und Mischblutbevölkerung ihrem Untergange sicher entgegengeht.

Appetit verlor sich und ich fing an zu fiebern. So mußte ich mich denn rasch zur Flucht aus der Stadt entschließen, selbst wenn ich auch länger hätte bleiben wollen! Allein wie schwer fiel es mir nicht, zu Campesche mich für meine Wanderungen auszurüsten und so mußte ich so gut es nur ging meine Vorbereitungen treffen. Meinen Koffer vertauschte ich gegen zwei Kästchen, die ein Maulesel bequem tragen konnte. Was nicht dringend nothwendig, ließ ich zu Campesche zurück, dann verschaffte ich mir eine Hängematte und Arzneimittel, die mir die Aerzte für meine Reise empfahlen. Ein geborner Franzose Namens Morin, der zwei Jahre in diesen Gegenden verbracht und die Rolle eines Seemannes so gut wie die eines Kammerdieners zu spielen wußte, sollte mir behülflich sein auf dem ersten Schiffe, das nach Carmen absuhr, einen Platz zu finden. So verabschiedete ich mich denn bei allen meinen Freunden und wartete in meinem Hotel den Erfolg der Bemühungen meines Boten ab.

Bekanntermaßen ist der Mexikanische Meerbusen — das Mittelmeer der neuen Welt — sechs Monate des Jahres hindurch von den Aequinoxien des Herbstes bis zu denen des Frühlings heftigen Stürmen ausgesetzt, die Gefahren genug bieten. Bemerkenswerth ist dazu, daß gerade in diesem Zeitraume die Küste sehr einladend und gesund ist. Wenn aber die Nordwinde schweigen bevor die Regenzeit beginnt, dann ergießt die Sonne ihre feurigen Strahlen auf das Land, wo im Boden, besonders in der Nähe der Wälder dann rasche Gährung sich entfaltet, wodurch Gase sich entwickeln, die für die Gesundheit verderblich sind. Die Luft ist alsdann mit einem unsichtbaren Gifte geschwängert und wie klar auch der Himmel erglänzt, wie schön auch das Land uns anlächelt, so ist es dem Fremden ernstlich zu rathen, diese verführerischen Gestade so lange zu meiden, bis die kalten Nordwinde dem Zersetzungsprozeß des Bodens Einhalt gethan und die Atmosphäre gereinigt haben. Die wenigen Schiffe, welche die Verbindung zwischen den Häfen der von diesem Binnenmeere bespülten Küste unterhalten, pflegen nicht zu regelmäßigen Zeiten zu fahren; dazu kommt noch, daß die Küstenfahrt selbst zur besten Jahreszeit eine gefahrvolle ist, so daß die Seeleute beim Umfahren der Vorgebirge viel Vorsicht anwenden und Umwege einschlagen müssen. Die kleinen, zu dieser beschränkten Küstenfahrt dienenden Boote führen noch immer den indischen Namen: „Canoas".

Selten übersteigen sie dreißig bis vierzig Tonnenlast, sind dazu nicht häufig mit einem Deck versehen, während ihr Takelwerk und dreieckiges Segel an sehr primitive Zustände erinnert. Auf den Flüssen ist dagegen der Cayuco meist im Brauche, der ein rohes aus einem einzigen ausgehölten Stamme gezimmertes Canoe darstellt und mehr mit Stangen und Rudern fortbewegt wird als durch Segel. Die Baumstämme der Ceder, des Mahagonybaumes und Baumwollenbaumes werden meist dazu verwandt. Wohl verdient auch hervorgehoben zu werden, daß das Cayucoboot viel Aehnlichkeit mit der türkischen Cajaque hat. Die ganze Marine der Halbinsel besteht lediglich aus diesen schwachen Fahrzeugen, die bei aller angewandten Vorsicht nichts weniger als seetüchtig sind. Verdüstert sich der Himmel, so wagen die Eingeborenen nie zu Schiffe zu gehen, und werden sie von einem Sturme überrascht, so ahmen sie den Seemöven nach und suchen Schutz in der Mündung einer Bucht oder in einem Flusse, da die Küste eine Anzahl kleiner Buchten zählt. So gelingt es denn dem Touristen mit einigen Unterbrechungen voranzukommen, wenn er den Continent entlang von Punta de Salinas, dem Ostende von Yucatan über Sisal, Campesche, Champoton, Carmen, Coatza Toalcos und Alvarado nach Vera-Cruz fährt, eine Küstenfahrt, die freilich keine Annehmlichkeiten bietet. —

Wie oben bemerkt, gelang es meinem Boten endlich ein Boot ausfindig zu machen, das nach Laguna auf der Insel Carmen abfahren sollte, wo ich mich dann rasch entschloß, einen Platz darauf zu sichern. Freilich wäre mir eine Landreise bei meinen wissenschaftlichen Bestrebungen weit angenehmer gewesen, allein dazu fehlte mir die Zeit, ganz abgesehen von den Schwierigkeiten und Gefahren einer solchen Reise. Als wir in See stachen, war der Himmel wolkenumzogen und Morin, der sich darauf verstand, prophezeite sofort schlechtes Wetter. Unsere Besorgniß schwand aber, als auch andere Boote bei günstiger Nordostbrise den Hafen mit uns verließen. Es dauerte wohl eine Stunde, ehe unsere schwache Barke ihr einfaches Segel aufgerefft hatte, was meinen Freunden, die vom Hafendamm aus mir Lebewohl zuwinkten, Stoff genug zur Unterhaltung bot. So fremd ich auch nach Campesche gekommen, darf ich den Tribut meiner Dankbarkeit hier nicht zurückhalten und bekenne, daß ich dort recht liebe und mir

unvergeßliche Freunde zurückgelassen, wie sehr unsere Lebenszwecke auch auseinanderliefen.*)

Der Padre der Insel Carmen hatte sich ebenfalls einen Platz auf unserer Barke genommen; er schien aber keine Eile zu haben, so gut gefiel es ihm in der freudenarmen Stadt. Da wir ihn aber nicht zurücklassen durften, so warf das Boot eine Kabellänge vom Ufer die Anker aus, um die Ankunft des Priesters abzuwarten. Mittlerweile brach die Nacht ein; — finster und drohend schien der Nachthimmel — dicke Regentropfen fielen schon mitunter, was in dieser Jahreszeit immer von übler Vorbedeutung ist. Die Schiffsmannschaft wurde ungeduldig, denn trotz ihrer angebornen Achtung vor dem Priesterrock, darf ich kühn behaupten, daß sie in dem Momente den Padre zu allen Teufeln wünschte! Ihrer Erbitterung machten die Matrosen mit lauten Verwünschungen Luft, während mir nichts anders mehr übrig blieb, als in den Schiffsraum hinabzuschlüpfen, wo ich mir zwischen Reißsäcken so gut als möglich ein Lager suchte, um im Schlummer bessere Kurz-

*) Der Reisende Waldeck scheint nicht so glücklich mit seinen persönlichen Bekanntschaften dort gewesen zu sein, denn er schildert die Moral und Sitten der Bewohner von Campesche als sehr ausschweifend, so locker, wie nur in den meisten andern Theilen des spanischen Amerika zu finden, wo die Priester zur Sittenverderbniß ihr gutes Theil beigetragen. Als Beweis für den tiefen Grad der Bildung, auf dem die Einwohnerschaft noch steht, erzählt Waldeck, wie er eines Nachts bei einer Mondfinsterniß durch einen furchtbaren Lärm, durch Flintenschüsse und Glockengeläute, Geschrei und Hundegebell aufgeweckt worden, wie es zur alten Mexikanerzeit Brauch gewesen sein mag. Die alten Mexikaner standen nämlich in dem Wahne, als wäre die Verfinsterung die Folge des Versuches eines anderen Himmelskörpers Sonne oder Mond zu verschlingen, und um den Angreifer zurückzuschrecken, vermeinten sie durch ihren Lärm und ihre Pfeile die himmlische Fehde beizulegen. Darum hatte Montezuma den Beinamen „Ilhuicamina,“ der seine Pfeile gen Himmel schleudert. Was ich zu Campesche miterlebte, war nur die Wiederholung des alten Brauches, nur daß man Flinten abfeuerte, statt Pfeile zu schleudern. (Voyage dans l'Yucatan p. 14). Die Art und Weise, wie die Jahrestage der Heiligen gefeiert wurden, war nicht weniger naturwüchsig und roh. Von dem Höllenlärme kann man sich kaum einen Begriff machen: — Kanonenschüsse und Glockengeläute in einem fort, das Ableyern der Priestergesänge und das tobende Geschrei des Pöbels mußten den Namenstag des heiligen Franziskus mit verherrlichen! Wer an das Getöse nicht gewöhnt, dem muß das Trommelfell platzen. Solche Zeichen sprechen für die Unwissenheit und tiefstehende Bildung dieses Volkes, das seine Heiligen durch das pöbelhafteste Toben zu ehren vermeint.

weil zu finden als meine Umgebung mir bot. Wie wäre mir es aber möglich gewesen, hier Ruhe zu finden? Die Hitze war eine unerträgliche und der Schweiß drang mir aus allen Poren. In der mephitischen Atmosphäre konnte ich kaum athmen, während Schwärme von Insekten mich umsummten und auf Gesicht und Gliedmaßen umherkrochen. Freilich war der Anfang kein verlockender für mich, — was blieb mir aber anders übrig, als mich der Nothwendigkeit zu fügen, wollte ich nicht feige auf mein Unternehmen verzichten! Nach einer Weile, die mir eine Ewigkeit schien, hörte ich einige Bewegung auf dem Schiffe und es kam mir vor, als wenn Jemand an Bord käme. Es schien mir als wende sich plötzlich das Boot und werfe sich bei blähendem Segel auf eine Seite hin; — da brach eine Woge über uns zusammen und alle Balken des Fahrzeuges erzitterten. Die See wogte hoch auf und ich war nicht ohne Bangen. — Doch bald beruhigte sich die Fluth, die Wellen murmelten kaum hörbar, auch meine Aengsten verloren sich und endlich versank ich in tiefen Schlummer. Der Tag war angebrochen, als mich die rauhe Stimme des „patron" — des Schiffscapitains, weckte, der die Frage an mich richtete: „ob ich ans Land wolle?" „Wie?" — rief ich verwundert aus — „sind wir schon zu San Felipe eingetroffen?" Ich war hocherfreut darüber, wie enttäuscht war ich aber, als ich auf das Deck eilend, noch die grauen Mauern von Campesche und die langweiligen Glockenthürme der Stadt vor mir sah. Meine Miene mochte verkünden, was in mir vorging, denn der „Patron" rief mir begütigend die Worte zu: „Herr, weit besser, daß wir noch hier sind, als daß wir auf dem Morro festsäßen!" Damit hatte er freilich ganz recht! — Was entschädigte mich aber für die Leiden der jämmerlichen Nacht? Was blieb mir da noch anders übrig als auf den Hafendamm zurückzueilen, wo ich bald meinen Freunden wieder begegnete, von denen ich mich auf die freundlichste Weise ja verabschiedet hatte. Mit schallendem Gelächter begegneten sie mir wieder und wider meinen Willen mußte ich über mein Mißgeschick mitlachen! — Allein, sobald sollten wir nicht wegkommen, denn das Sturmwetter hielt ganze drei Tage an, freilich der letzte Sturm in dieser Jahreszeit; — denn als er sich beschwichtigte, spiegelte sich der lichtblaue Busen des Golfes wieder in den Strahlen der Sonne, die den Aequator überschreitend dem Wendekreise zuzurücken scheint. Als wir end-

lich die Segel aufspannten, regte sich kein Wölkchen mehr am Azur-Himmel, — die Temperatur war frisch und nervenstählend, was sich an unserer Mannschaft bemerklich machte, die in heiterster Stimmung ob der guten Witterung, die eine rasche, glückliche Fahrt verhieß, ihrer guten Laune laut genug Luft machte. Indem wir aus dem Hafen hinausglitten, bot die Stadt mit ihrem Hintergrunde von grünen Hügeln ein unvergleichlich reizendes Bild, während die Umgegend mit ihren Cakaobüschen und Landhäusern, die in der Morgensonne erglänzten, eine Tropenscene von fesselnder Schönheit darstellte. Auch der Hafen war bei unserer Ausfahrt nicht ohne Reiz, denn alle Fischer der Stadt und Nachbarschaft benutzten das schöne Wetter, um in der Bay auf Hayfische Jagd zu machen; Hunderte glänzender Segel schimmerten auf der blauen Meeresfläche gleich Sternen am Firmamente!

Die Küste von Campesche nach dem Dorfe Champoton hin, die sich vierzehn Stunden weit hinzieht, bietet eine ununterbrochene Kette steiler, bewaldeter Hügel, deren Basis von Felsen umschlossen wird. Einer der auffallendsten Felsen führt den Namen „Morro." „Hier, bemerkte mir der Kapitain, indem er auf die Küste hinwies, — gehen freilich manche Schiffe zu Grunde, die Mannschaft kommt aber doch oft mit dem Leben davon. Nicht so glücklich aber geht's bei dem „Morro" her — denn hier ist an keine Rettung mehr zu denken!" Dabei zeigte er auf den blauen Felsen des Morro hin. Mit Aufmerksamkeit beobachtete ich das Cap, auf das wir rasch zufuhren und das gleichsam als ein dreifaches Vorgebirge in's Meer sich hinstreckt. Die hohen steilen Felsen haben eine gräuliche Färbung, einen finstern, drohenden Eindruck machend —; „so kahl wie der Kopf eines Geyers," meinte ein Seemann! Die horizontale Lagerung der Felsen, die in senkrechter Richtung von rauhen Riffen umsäumt, voller unregelmäßiger Vertiefungen sind, konnte ich genau unterscheiden; die von der Brandung bespülte Basis war zuweilen durch die aufschäumenden Wogen ganz verhüllt und nicht zu gewahren. Zweifelsohne ist dieses der Felsen, dem Herrera den Beinamen „Morro de los Diablos" „Teufelsberg" einstens beilegte. Jenseit des Vorgebirges beschreibt die Küste eine tiefe Kurve, die eine Bay mit sandigem Ufer bildet, auf dem einige Rohrhütten stehen. Das ist die sogenannte La Ceibarhede, auf der die vom Sturme überraschten Seefahrer vor den Klippen Zuflucht suchen.

Unser Frühstück an Bord war ein sehr frugales; Schiffszwieback, Hayfischbraten mit Weinessigsauce, Wasser mit einem Gläschen Rum und eine Cigarre bildete das „Menu“ unserer Tafel, an dem Passagiere und Matrosen ihre Genüge finden mußten. Als Teller diente einem Jeden ein großes Stück Zwieback und da es an Gabeln fehlte, so mußten die Finger nachhelfen. Als das Mahl zu Ende war, zog der fromme Padre Karten aus der Tasche und meinte, ein kleines Montespiel (eine Art Pharao) könne nicht schaden. Ich entschuldigte mich unter dem Vorgeben, als verstände ich nicht das Spiel, das aber manchen Leuten der Mannschaft ganz nach dem Sinne war, denn während unserer gemeinschaftlichen Seefahrt bildete das Montespiel die Hauptbeschäftigung des frommen Mannes, der eine recht drollige Figur spielte. Freilich sah er nicht allzufein aus, doch war seine gute Laune unverwüstlich! So unwissend, wie nur ein Mexikaner sein mag, liebte er die Bequemlichkeit über Alles und darum hatte er so wenig Gepäck als nur möglich bei sich; bei alledem hatte er für einige Flaschen guten spanischen Weines wohl gesorgt. Bei unserer Landung zu Carmen harrte eine Menge Volkes sehnlichst ihres Padre — glücklich war der, der seinen Rock berühren oder seine Hand demüthig küssen durfte. Der „Padre“ stand noch mit einem Fuße auf dem Deck, als die Gläubigen schon auf ihn losstürmten, so daß er bei dem Gedränge sein Gleichgewicht verlor und fast hingestürzt wäre. Rasch aber faßte er sich und ohne nur ein Wort zu verlieren sprang er ans Ufer und versetzte Schläge und Püffe nach allen Seiten hin, um die Lehre zu geben, daß frommer Eifer auch überlästig sein könne. Zur höchsten Belustigung gereichte uns diese Scene, deren Nutzanwendung wir warlich nicht zu ziehen brauchen.

— Von der Rhede La Ceiba aus zieht sich ein Gürtel weißen Sandes die Küste hin, während die Hügel sich abflachen und nach dem Innern zurückweichen, bis sie über Champoton hinaus ganz verschwinden. Bald wurden wir des Dorfes Champoton ansichtig, das am Ufer eines Flusses gleichen Namens liegt, der aus Sümpfen herausströmt, die vierzehn Stunden südwärts liegen. Ueberraschend war für uns, daß wir an der Mündung des Flusses eine ziemlich große Austernbank fanden. Diese Austernart (Ostrea Virginica?) ist groß, lang, fühlt sich rauh an mit leichtgebogenen Schalen; ihr Geschmack ist sehr gefällig

und die Feinschmecker von Campesche wissen diese Auster besser zu würdigen als ihre Naturforscher! In der Geschichte der spanischen Eroberung spielt Champoton (früher Potonchan geheißen) eine hervorragende Rolle, denn die Indianer machten den Spaniern den Besitz dieses wichtigen Punktes hartnäckig streitig, — weil in dem dürren Lande dieser Punkt wegen seiner Wasserfülle von höchstem Belange ist. Im Verlaufe von zwanzig Jahren versuchten die Spanier dreimal sich hier festzusetzen, wurden aber eben so oft mit herbem Verlust zurückgeschlagen. Bernal Diaz, der Cortez begleitete, hat einen lebensvollen Bericht über die erste Schlacht, die an diesem Punkte statt fand, geliefert: „Warlich — schreibt er — es war eine Schlacht im wahren Sinne des Wortes. Die Indianer waren mit großen Bogen und Pfeilen bewaffnet, mit Schilden, Lanzen und großen Schwertern, die durch Feuerstein geschärft waren; sie hatten auch Krieger, die mit Schleudern warfen und solche, die mit Pfählen drein schlugen, die im Feuer gehärtet waren. Sie griffen uns wie wüthende Hunde an, und ihr Angriff war ein so ungestümer, daß gegen siebenzig der Unsrigen mit einem Schlage verwundet lagen. In Folge dieser Niederlage erhielt der Platz den Beinamen: — Mala Pelea (Unglückskampf), Name, der der Bay bis heute noch geblieben. Von diesen alten Erinnerungen abgesehen, kann Champoton auf den Fremden nur den angenehmsten Eindruck machen und er begreift kaum, wie so es gekommen, daß die grünenden Hügel und kühlen Schatten spendenden Gebüsche, wo nur Friede und wonnige Ruhe zu walten scheint, einst der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen, die zu den gräulichsten zählen, welche die amerikanische Geschichte aufzuweisen hat.

Meine naturwissenschaftlichen Studien hatten längst schon mein Interesse an dem Champotonflusse geweckt, in welchem sich Caimans in Fülle finden sollten, und da mir daran lag diese Ungeheuer einmal zu beobachten, so hoffte ich mit Glück Jagd auf sie machen zu können. Zu dem Ende hatte ich mit Flinte und Jagdmesser bewaffnet mich in das Ufergebüsch hineingewagt, um den Fluß entlang umherzuspähen, ob ich eines Caimans ansichtig werden möchte. Mit der größten Vorsicht schlich ich voran — denn es galt ein solches Ungeheuer zu überraschen, das in seinem Schwanze eine gewaltige Kraft besitzt, die ich nicht zu empfinden wünschte; mein Forschen war aber vergebens. Durch

die schattigen Zweige des Mangelbaumes brachen die Sonnenstrahlen, die mich freilich Wurzeln und Baumstümpfe erkennen ließen, ohne nur eine Spur von einem Caiman zu zeigen. Mitunter vermeinte ich im Dickicht auf den gepanzerten Rücken eines solchen Ungeheuers zu treten, — ein Schauer erfaßte mich dann und ich bildete mir gar ein den Moschusgeruch wahrzunehmen, den der Caiman verbreiten soll! — Allein es war nur Täuschung, denn bei genauerem Zusehen hatte ich vermodernde Holzstücke oder moosbedecktes Gestein vor mir, während beim leisen Murmeln des Stromes nur das Rauschen der Baumzweige sich hörbar machte. Mit einem Worte — ich war nicht so glücklich im Champoton-Flusse einen Caiman zu erjagen.

Es war Abend geworden, als wir uns wieder einschifften, umsummt von zahlreichen Mosquitoschwärmen, die, ganz abgesehen von den Unbequemlichkeiten unserer Barke, mir die Nacht ganz unerträglich machten. Froh war ich als der Morgen anbrach, der eine fortlaufende Kette von Waldungen am Horizonte uns enthüllte, bis wir gegen Mittag in nordöstlicher Richtung die flache sandreiche Insel Carmen vor uns liegen sahen, deren äußerste Endpunkte mit hohem Buschwerk bewachsen sind.

Unser Fahrwasser bildete nämlich der Kanal, der die Insel von dem Continent trennt. Bald bildete das Ufer links hin eine Krümmung und vor uns lag die Laguna von Terminos. Die Seefahrer, welche diese Küste im Jahre 1518 entdeckten, vermeinten, daß Yucatan von einem Arm des Oceans selbst umschlossen wäre, denn es war ihnen nicht gelungen, die Westgränze der Halbinsel, die sie für eine Insel hielten, ausfindig zu machen. Erst in späterer Zeit entdeckte man, daß die Küste ununterbrochen fortlaufe, so daß die wahre Natur der Laguna erkannt wurde; der Name „Terminos“ (die Gränze) ist indessen ihr geblieben, als Beweis für den Irrthum der ersten Entdecker.*)

Das Wasser im Kanale war trübe, voller Pflanzenreste, die durch die Strömung des Flusses sich bilden. Rings um die Hauptinsel Carmen sieht man — wie Trabanten am Himmel — kleine in glänzendem Grün schimmernde Inseln, auf denen

---

*) Tan gran boca tenia, que dezia el piloto Anton de Alaminos que era islaé partian terminos con la tierra, ya por esta causa le pusimos nombre Boca de terminos! Bernal Diaz. Hist. verdad c. 10.

Schwärme unzähliger Wasservögel hausen, die bei unserm Heranfahren scheu nach allen Seiten davon flatterten. Drei Stunden mußten wir in diesem Archipel umhersegeln, indem wir die Westspitze der Insel Carmen zu umfahren hatten, ehe uns das Laubwerk der Cacaobüsche sichtbar wurde, und bald konnten wir auch die höheren Gebäude der Stadt unterscheiden. Allerdings ward mir kein so glänzendes Willkommen zu Theil, wie unserm Padre, — doch befand ich mich wohler dabei, denn die herzliche Aufnahme, die ich in der Familie des englischen Consuls Johnson fand, entschädigte mich reichlich für die Mühen meiner Fahrt.

Ueber die Insel Carmen habe ich zu bemerken, daß sie sehr tief gelegen und sandig ist, während sie sieben Stunden in der Länge und gegen zwei Stunden in der Breite sich hinzieht.

Von der Golfseite her wird die Laguna durch die Insel geschützt, während an dem Endpunkte der Insel die Durchfahrt frei bleibt. Der Ostkanal, durch den wir in die Laguna eingefahren, ist nur für leichte Barken fahrbar, die meist den Küstenhandel von Yucatan betreiben; dagegen ist der Westkanal, der dreizehn Fuß tief, freilich bei schlammigem Grunde, ohne irgendwelche Gefahr für Kauffahrtheyschiffe leichten Tonnengehalts, obwohl sie der Vorsicht willen meistens außerhalb der Barre ausladen. Die Insel Carmen bildet den Hauptmarkt für Farbhölzer besonders für das Haematoxylon — besser bekannt unter dem Namen: „Campescheholz," das auf dem Alluvialboden im Süden der Laguna in Masse wächst. Das Campescheholz wird in schmale Stücke zerschlagen, von denen die Rinde abgeschält wird; den Fluß hintergeflößt, wird es in den Magazinen von Carmen aufgespeichert, bis es nach den europäischen Häfen ausgeführt wird. Die etwa zweitausend Seelen zählende Bevölkerung ist ganz auf diese Industrie hingewiesen, — denn die Insel ist an und für sich unfruchtbar, so daß der Boden selten mehr als zwei Ernten gestattet, wenn er nicht reichlich gedüngt wird, was in diesem Theile Amerikas kaum gekannt wird. Der größte Theil der nothwendigsten Lebensbedürfnisse muß von außen eingeführt und mit baarem Gelde bezahlt werden; dieses ist aber auf die Dauer nicht durchzuführen, denn der Ertrag der Waldungen, die durch die Gesetze nicht geschützt werden, ist in rascher Abnahme begriffen. So scheint die Zeit nicht mehr ferne, wo die Habsucht der Grundeigenthümer, die sammt und sonders

nichts als ihren gegenwärtigen Gewinn im Auge haben, die einzige Quelle ihres Reichthums ganz erschöpft haben wird. Freilich hat die Natur die Aermlichkeit der Insel in das reizendste Kleid gehüllt, so daß wir in der That dadurch getäuscht werden; denn schaut man mitunter auf die üppige Vegetation, die uns hie und da entgegentritt, so kommt es uns vor, als wenn es nur an dem Mangel an Betriebsamkeit und Ausdauer der Bewohner läge, daß die Insel so wenig ergiebig ist. Allerdings ist es ein Fluch, der auf dem Volke der spanischen Länder der neuen Welt ruht, daß es ernten will, ohne je sich die Mühe des Säens zu geben. So kommt es denn, daß sie jedes Stück Land, das nicht sofort ergiebig zu sein verspricht, als werthlos brach liegen lassen!

Meines Dafürhaltens sind die Ebenen von Carmen, die mit dichtem Buschwerk oder mit Grasarten bewachsen sind, ohne allzuviel Mühe ertragfähig zu machen — denn die Hitze der Sonne trifft nur die Oberfläche, während sich das Wasser überall nahe der Oberfläche in der Tiefe findet. Bemerkenswerth ist dazu, daß der Boden selbst salzhaltig ist, was durch die Capillarthätigkeit zu erklären; dazu fließen die Wasser in Folge des Regens in den Niederungen meist zusammen, so daß sich dort dauernde Moräste bilden, die zur Winterzeit, die Umgegend überfluthend, Niederschläge zurücklassen, die den Boden sehr fruchtbar machen müssen. In Europa würden derlei Beobachtungen nicht unbeachtet bleiben — hier aber verhallen sie ganz unberücksichtigt. Allerdings ist Arbeitenmüssen ein hartes Loos: — liegt aber nicht ein Sporn für unsere Thätigkeit in dem Bewußtsein, für Weib und Kind zu sorgen, sich einen eigenen Heerd, eine unabhängige Stellung zu gründen, wenn das Schicksal uns nicht Glücksgüter in den Schooß geworfen? — Nicht so aber empfindet man in den Ländern des spanischen Amerika — denn die Menschen dünken sich hier so reich in ihrer Armuth, daß sie über alle Bedürfnisse erhaben scheinen! Es scheint nichts im Stande, sie anzufeuern, mehr als das dringend Nothwendigste sich zu erwerben; denn ihr Glück besteht im Nichtsthun — ihr Ehrgeiz geht nur darauf hin, für das Bedürfniß des Tages zu sorgen und was ihre Familie anlangt, so machen sie sich darob keine Sorge! Sie lassen den Himmel für dieselbe sorgen und nie fällt es ihnen ein, für deren Geschick die Verantwortung zu tra-

gen. Nunmehr sollte man doch glauben, daß auf einer so armseligen Insel, deren Bevölkerung nichts Anders besitzt, als was sie mit ihrer Hände Arbeit sich erschwingt, Arbeiter billig zu haben wären? Dem ist aber nicht so, aus Gründen, die man leicht errathen kann; denn nur durch das Versprechen eines hohen Lohnes vermag man die angeborene Trägheit der Bedürftigsten zu überwinden. So ist es begreiflich, wie der Tagelohn eines Arbeiters selten unter einem Dollar zu berechnen ist. Wenn ein Arbeiter sich anheischig macht, eine ganze Woche zu arbeiten, so geschieht es nur um die Mittel zu erschwingen, einen ganzen Monat ein Faullenzerleben zu führen. So lernte ich auf einem kleinen Ackergut unweit der Stadt Carmen einen Aufseher kennen, der neben Kost und Wohnung zweihundert und fünfzig Dollar das Jahr dafür erhielt, daß er Haus und kleinen Garten in Ordnung hielt und die Aufsicht über die Bestellung von sechs bis acht Morgen Ackerland führte; der Gutsbesitzer sagte mir, er habe sich Glück dazu zu wünschen, daß der Aufseher nicht mehr dafür verlange!

In architektonischer Beziehung bietet die Stadt Carmen nur wenig Bemerkenswerthes — denn da hier keine Steine zu finden, so müssen die Wälder das Baumaterial liefern; die Dächer sind gewöhnlich von Stroh, sieht man auch hier und da Dächer von flachen Steinen, die als Ballast der Schiffe gedient. Am Ufer der Laguna, wo die Häuser enge zusammengedrängt liegen, nehmen sich diese einfachen Dächer nicht sonderlich aus; besseren Eindruck machen sie aber außerhalb des Handelsviertels in den einsameren Theilen der Stadt, denn hier harmoniren sie mit den sie beschattenden Pisang-Bäumen, wie mit den naturwüchsigen Baumpflanzungen, von denen jedwedes Haus umgeben ist. Die von weißrothen Wintergrünblumen umsäumten Straßen ziehen sich bis zu den nahen Waldungen hin, so daß sie fast wie Alleeen eines prächtigen Parks aussehen. Eine Menge regelloser Wege, die sich durchkreuzen, führen nach allen Richtungen in das Gebüsch, so daß der Fremdling jeden Moment versucht ist, die Frage zu thun, „wohin die unbekannten Wege denn eigentlich führen!“ und die Phantasie dann in reges Spiel geräth. Verläuft man sich träumerisch in die Waldung, so wird man plötzlich durch den schwirrenden Flug des Kolibris aufgeschreckt — kaum wird man seiner ansichtig, so nimmt man einen rothstrah-

lenden Funken wahr, der aber eben so rasch in Laubwerk schwindet gleich einem glänzenden Käfer oder Falter im Sonnenlicht. Wenn die Sonne dem Zenith sich nähert und die Natur in tiefster Ruhe athmet, dann gewahrt man, wie der Leguan auf einem Baumzweige gelagert, schlaftrunken auszuruhen scheint, ohne daß jedoch seine Wachsamkeit darunter litte. Beim geringsten Laute erhebt er den Kopf, sein Hals erweitert sich, sein Kamm richtet sich empor und er lauscht ohne sich zu regen; aber seine wechselnde Farbe verräth seinen Argwohn — denn sein himmelblauer Rücken wird purpurfarben, und spiegelt die Lichter des umgebenden Laubes wieder, in dem er bald sich verbirgt. Wie eben bemerkt, laufen die Straßen in den Wald hinaus, der ein undurchdringliches Dickicht von Dornbüschen und Strauchwerk, ähnlich der wilden Rebe, bildet. Diese wilden Ranken haben Schoten, die sich wie Sammt anfühlen und deren Samen zur Zeit der Reife den Boden überdeckt, wo dann große Vorsicht noth thut, — denn es sind die Schoten der negretia urens (Stinkbohne), die mit kaum wahrnehmbaren Dornen überzogen ist, welche bei der geringsten Berührung sich ablösen und in die Haut eindringend die schmerzlichste Entzündung hervorrufen. Leider ist der größte Theil der schönen Bäume schon unter der Axt gefallen, doch sind noch manche prachtvolle Baumwollenbäume stehen geblieben, die mit ihren weithinreichenden Aesten den Cedern des Orients von der Nähe aus sehr gleich kommen. Der Manzanillabaum, der hier den Namen „Chechém“ führt, ist an dem Dunkelgrün seines Laubwerks wie an seiner trügerisch verlockenden Frucht zu erkennen, die dem Holzapfel gleicht. Es ist wohl nur ein Volkswahn, daß man glaubte, es wäre todbringend, wenn man im Schatten des Baumes sich dem Schlummer hingebe, — doch haben die Holzhauer die kaustische Natur des Manzanilla-Baumes schon erfahren, denn sie hatten auf der Haut das Gefühl, als hätten sie sich verbrannt. Mit einem Worte, diese Waldungen bieten dem Naturforscher ein unendliches Feld für seine Forschungen und so kann es mich nur Wunder nehmen, daß dieses noch so wenig gekannte Land nicht die Wißbegier der Forscher der Europäischen Wissenschaft mehr angezogen hat. Die Natur bringt hier nichts Unbedeutendes hervor; die Säfte der verschiedenartigsten Vegetabilien dienen warlich nicht allein, — zu ihrer Ernährung und Fortpflanzung,

— denn der Saft hat spezifische Eigenschaften, welche diese Pflanzenwelt für die Heilwissenschaft, wenn nicht für Industrie und Künste schon, von hoher Bedeutung machen. Wie viele noch unbekannte Stoffe mag es hier geben unter diesen Harzen, diesen aromatischen Gummiarten, diesen Oel- und Milchsäften, die für Kunst und Wissenschaft folgenreich werden möchten? Wie vieles birgt die Natur in ihrem Schooße, das ein glücklicher Zufall nur uns enthüllt? Das waren die Gedanken, die sich mir unwillkürlich aufdrängten, als ich in diesen Waldungen mir einen Weg bahnte, wo mein Interesse auf jedem Schritt und Tritt geweckt wurde, wie viel ich auch von den Insekten und selbst durch die Berührung hautreizender Pflanzen zu leiden hatte.

Bei meinen einsamen Ausflügen machte es auf mich immer einen angenehmen Eindruck in die Nähe von Menschenansiedlungen zu kommen, wenn die Glocke des Angelus zum Abendgebet läutete. Trat ich dann in ein Haus, so fand ich gewöhnlich die ganze Familie auf die Kniee gesunken. Während der Vater das Gebet hersagte, bildeten Mutter und Kinder dann den frommen Chor und war das Gebet zu Ende, so pflegte man sich gute Nacht zu wünschen, um sich zur Ruhe zu begeben. Seit der Zeit der spanischen Eroberung herrscht diese patriarchalisch fromme Sitte hier vor, mag auch in manch' anderer Beziehung das Familienleben viel zu wünschen übrig lassen. Eines Abends lenkte mich ein religiöser Gesang nach einer bescheidenen kleinen Kirche unfern der Küste, wo ich das Volk versammelt fand, das das Fest irgend eines Heiligen feierte. Der Altar war glänzend erleuchtet, dichte Weihrauchwolken füllten den Raum und die andächtige Versammlung stimmte in den Chor der Lobgesänge ein, die mich zu ergreifen vermochten. Es läßt sich keineswegs verkennen, daß in dem Cultus der katholischen Kirche eine Poesie liegt, für die unser Herz nicht unempfänglich bleibt, besonders dann, wenn die sonstigen Umstände unsere Stimmung mit erregen. Ich muß offen gestehen: wider meinen Willen wurde ich gerührt, — als ich diese arme kleine Gemeinde, die von der ganzen Welt rein abgeschlossen hier lebt, hingesunken fand, um ihr gemeinsames Gebet gen Himmel zu senden, — denn unwillkürlich erfaßte mich auch der Gedanke meiner eigenen Einsamkeit. In Wahrheit, nie war ich so wahrhaft religiös

gestimmt gewesen wie in dem Momente, wo ich hier das heilige Band empfand, das Alle vereint, die zur Lehre des Evangeliums sich bekennen. Als der letzte Laut des Kirchengesanges verklungen war, da war mir ganz eigenthümlich zu Muthe — ich fühlte mich wie berauscht — doch, was sollte ich sagen, als mit einem Male dann eine lebhafte Melodie aus der Tiefe der Kirche mir entgegentönte, — es war die Melodie eines Contretanzes, — dem dann Walzer und gar Polkamelodieen folgten?! Der „Padre" hatte nämlich für den feierlichen Anlaß eine Orgel in die Kirche geschafft, ein Instrument, das bisher auf der Insel nie gehört worden und mithin die ganze Bevölkerung in Entzücken versetzte. Allerdings ahnten die Gläubigen nicht, welche profanen Empfindungen durch jene Melodieen in mir geweckt wurden, die ihrer Andacht freilich keineswegs Eintrag thaten.

— Um auf das Klima der Insel Carmen zu kommen, habe ich zunächst zu bemerken, daß die Insel im ganzen Golf als ein sehr gesunder Aufenthalt angesehen wird, was sie vornehmlich ihrem trocknen, sandreichen Boden zu verdanken hat, in welchem sich nur sehr wenige organische Stoffe befinden, die einer Zersetzung unterliegen. Als die trockensten Monate des Jahres die ganze Küste entlang bezeichnet man die Monate: März, April und Mai — dann fällt kein Tropfen Regen und die Flüsse sinken auf ihr niedrigstes Niveau herab. Erst gegen Mitte März pflegen Regenschauer unter leichten Gewittern einzutreten; dagegen fangen im November an die Nordwinde zu wehen, — bis dann die Stürme bis zur Wiederkehr der Aequinoxien immer seltener werden. Nach diesen meteorologischen Phaenomenen, die in diesen Tropengegenden regelmäßig auftreten, läßt sich das Jahr in drei Perioden theilen: — die Regenzeit, die Sturmzeit und die Zeit der Dürre. Im April und Mai stehen die Blumen im Blüthenflor, giebt es hier auch manche Pflanzen, die in Folge der Milde der Temperatur das ganze Jahr hindurch zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte tragen. In diese Breite versetzt, würden die Pflanzen unserer Halbkugel denselben Gesetzen unterliegen, denen die tropische Pflanzenwelt ihre Entwickelung verdankt, — allein die Veränderungen, denen sie dann anheimfallen würden, sind auf der andern Seite des Aequators weit beträchtlicher, denn die Beobachtung

hat herausgestellt, daß die Phaenomene der Vegetation durch den Lauf der Sonne bedingt werden — da die Periode der Blüthe in unsern Breiten durch die Rückkehr der Sonne zum nächsten Wendekreise nur bestimmt wird.*)

Auf den Inseln so wenig wie an den Küsten der Lagunen sind Spuren von Industrie früherer Zeiten aufzufinden, — vergebens sieht man sich nach Ruinen früherer Thätigkeit um. Oede Wildniß ist blos hier zu finden, als hätte die Natur dieser Gegend Alles versagen wollen, was sie für den Menschen hätte werthvoll machen können. Als die Spanier hier eindrangen, fanden sie hie und da Götzendenkmale vor, — denen sie den Namen „oratorios" verliehen, es waren nämlich Blöcke von Hausteinen, geschmückt mit Götzenbildern und Pfählen, auf denen Hirschgeweihe prangten, die wohl als Gabe für die Götter dienen sollten. Diese Denkmäler, von denen heute nichts mehr zu finden, waren wohl von den Urbewohnern, Jägern oder Handeltreibenden verehrt worden, die mitunter diese Einsamkeit durchzogen.**)

In nächtlicher Stunde, wenn die Stadt Carmen in Schlummer versunken, saß ich oft stundenlang an dem offnen Fenster meines Zimmers auf die einsamstille Laguna hinausschauend und mich Träumen überlassend, in denen ich mir das Wunderland ausmalte, das jenseits der Laguna sich unbekannt hinzieht. Was fuhr mir da nicht Alles durch den Sinn? Ein gewisses Bangen ob des Unbekannten, was mir noch bevorstand, erfaßte mich mitunter — dann tauchten wieder auch ernste und süße Erinnerungen an Vergangenes in meinem Geiste auf, — doch endlich erfüllte das grandiose Bild des Nachthimmels, in dem die feierlichste Stille waltete, mich mit einer Zuversicht, mit einem Gottvertrauen, das in meinem Vorhaben mich nur bekräftigte. Wie mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte ich zu Gott mich erhoben und ich empfand die Gewißheit, daß sein Auge über mich wachen und mich auf meinen Wanderungen schützen werde!

Kaum daß die tiefe Stille der Nacht durch das Zirpen eines Heimchens, von dem leisen Murmeln der Wellen unterbrochen wurde, die von einer erfrischenden Brise gekräuselt werden.

---

*) A. St. Hilaire Voyage dans l'intérieur du Brésil p. 54.

**) B. Diaz c. 10. u. Herrera C 2.

— Die Laguna von Terminos zieht sich fünfzehn Stunden in die Länge hin, während sie nur acht bis zehn Stunden breit sein mag. Nach der Ruhe und der Färbung der Wasser zu schließen, sollte man eher vermeinen daß man einen Binnensee vor sich habe als eine Fluth, die mit dem Ocean in directer Verbindung steht. Die gelbliche Färbung des Wassers rührt offenbar von den aufgelösten Bodenbestandtheilen wie von den Abflüssen der umliegenden Sümpfe her. Die Hydrographie dieses kleinen Erdwinkels ist aber eine sehr verwickelte, denn die Gewässer strömen hier in der launenhaftesten Gestalt von Laguna zu Laguna und durchkreuzen sich in den entgegengesetztesten Richtungen. Zur trocknen Jahreszeit kann man bei alledem ohne Gefährde hier zu Lande reisen, wenn man nur die Gegend einigermaßen kennt. Wenn aber die Regenzeit eingebrochen und alle Kanäle die Ufer überfluthen, dann verschwindet das Land allgemach in dem wirren Netz von Sümpfen und Lagunen, durch die man nur mittelst „Canoes" unter der Hand kundiger Führer vorankommen kann. Zu dieser Jahreszeit kann man dann von dem Usumasinta nach dem Tabasco und von dort nach Chiltepeque ohne Unterbrechung zu Wasser gelangen.

Wie früher schon erwähnt, bildet der Usumasinta den Hauptstrom dieser Gegend*), der durch eine Menge von Kanälen, deren größter Zweig den Rio Palizada darstellt, sich in die Laguna von Terminos ergießt. Im späteren Verlauf meiner Reise werde ich Gelegenheit finden die Ergebnisse meiner Erforschung dieses großen Stromes niederzulegen, dessen Name kaum bisher gekannt war und auf unseren Karten falsch verzeichnet worden, während der äußere Umriß der Laguna mit großer Genauigkeit schon früher bestimmt worden. Ist die Laguna in Europa auch verhältnißmäßig nur wenig bekannt, so hat sie dagegen für den Golf die höchste Bedeutung als Mittelpunkt seines Handels. Die Küstenfahrer dieser Gegenden wissen ihre Bedeutung nicht hoch genug zu preisen, denn das Becken, das sie mit ihren Canoes durchschiffen, um damit die Farbhölzer nach den Küsten zu verführen, ist nach ihrem Begriffe ein See von höchster Weltbedeutung.

---

*) So viel ich weiß, ist Dampier der einzige Reisende, der den wahren Namen des Stromes angegeben, indem er ihn Summasenta nennt.

In den Wassern der Laguna tummeln sich Fische der verschiedensten Art. Ich hatte die Gelegenheit den Schwerdtfisch und die mannichfaltigsten Arten von Hayfischen zu beobachten. Wenn die Oberfläche ganz ruhig ist, schießt auch der gefräßige Stralfisch, der oft eine riesige Größe erreicht und hier zu Lande „manta“ heißt, aus den Tiefen empor, wo er gewöhnlich hauset. — Dieser Fisch wird selbst von den Fischern gefürchtet, denen es selten glückt, einen solchen Stral zu fangen. Wie die Fischer hier erzählen, lauert dieser Raubfisch im Schatten von Wasserpflanzen seinem Opfer auf, das, einmal erfaßt, zwischen den Lappen seiner Finnen wie zwischen den Falten eines Mantels erstickt wird; — daher der Name „manta“ (Mantel). An den Ufern der Laguna, die das Festland begränzen, fängt die Natur echter Wildniß an; die Atmosphäre ist voller Insektenschwärme, die Waldung wimmelt von gefährlichen Bestien, Reptilien der verschiedensten Art umschlingen hier die Baumstrünke und wohl darf man sagen, daß der Mensch hier kaum mehr Herr der Schöpfung ist, denn unter tausenden Gefahren muß er sich mit verstohlenem Schritt durch das Dickicht Bahn brechen.

Es war am 24. März als wir, Morin und ich, in einem Canoe Abends Carmen verließen, um die Reise nach dem Innern zu beginnen. Die Nacht war noch nicht eingebrochen, als wir die Mündung des Palizada erreichten, wo wir vor Anker gingen, da wir im Dunkel nicht weiter zu fahren wagten. Aus Mangel an sonstiger Kurzweil fingen wir an, das Aufgehen des Mondes zu verfolgen, als ich plötzlich einen stechenden Schmerz zwischen den Schultern empfand. Rasch warf ich meinen Rock aus und ein Skorpion fiel zu meinen Füßen nieder, dem keine Zeit zum Entrinnen blieb, denn ich schlug ihn mit einem wohlgezielten Schlage nieder. Morin rieb mir die leidende Stelle mit Ammoniak, so daß ich morgens darauf nichts mehr davon empfand.

Der Patron des Bootes, ein kräftiger alter Sambo-Mischling zwischen Indianer und Neger — mit einem Broncegesicht, aber Wollkopf, dabei von jovialem Naturell, was in diesen traurigen Gegenden selten sich findet, wo das Leben als eine Bürde empfunden wird: — dieser Mann meinte, ich hätte selbst den Skorpion mit an Bord gebracht, denn sein Boot wäre ein Muster von Reinlichkeit! Kaum hatte er sich aber von dieser Schuld rein waschen wollen, als ein neuer Feind dieser Art, im

Aeußeren ganz dem ersten gleichend, über das Verdeck lief und die höchsteigene Person des Capitains bedrohte. Einen Augenblick später wurde das Hauptsegel aufgezogen, — da fielen die Mondstrahlen auf den Schiffsraum des Bootes, auf dem tausende schwarzer Schaben sich herum tummelten, als wären sie vom Lichtschein aufgestört worden. Ekel erfaßte mich ob dieser Augenweide, an der die übrigen Passagiere, waren sie auch an derlei mehr gewöhnt, sich auch keineswegs ergötzen mochten. Sie fingen Alle an von der Gefräßigkeit dieser „cucarachas", — der spanische Name für dieses Geschmeiß, — Wunderdinge zu erzählen und darin stimmten sie ziemlich überein, daß es schwer wäre, noch eine so scheußliche Musterkarte von Ungeziefer zusammen zu finden. So mußte denn am Ende der gute Don Pancho, so hieß der Patron, — der Wahrheit die Ehre geben, wußte er auch der Sache eine gute Seite abzugewinnen, indem er behauptete, daß diese Insekten einen Barometer ganz entbehrlich machten: wenn sie sich so lebhaft bewegten, wie jetzt, so deute dieses an, daß das Wetter umschlage!! Dieser Prophezeiung ungeachtet, zogen wir es bei weitem vor, die Schiffsluken zu schließen und in der offenen Luft zu schlafen, obwohl der Wind sehr heftig wehte. Die Luft war eine so frische, daß ich in der Morgendämmerung vor Kälte zusammen schauernd erwachte; das Wetter sah nichts weniger als günstig aus, — am westlichen Horizont zog sich ein gräulicher Wolkenstreifen hin, hie und da durchbrochen von dunklem Gewölke, das sich in der Nacht gebildet haben mochte, während höher hinauf große Wolkenmassen sich zusammenzogen, die den ganzen Himmel verdüsterten. Als die Sonne aufging, machte sie den Eindruck eines Lichtfleckens, der die Wolken an ihrer Basis dunkelröthlich färbte, gleich dem fernen Widerschein einer Feuersbrunst; doch bald verschwand die Sonne vom Horizont, — als werfe sie ihre letzten Strahlen auf die Laguna, die von den Morgennebeln umhüllt lag. In der Tiefe nahm das Wasser die Tinten des Opals an, bald aber schwanden alle Lichter und die ganze Natur schien die dunkle Färbung der Wolken wiederzuspiegeln. Unser Boot war an der gefahrvollen Stelle angelangt, die unter dem Namen: „Boca chica" bekannt ist, wo durch die Sandablagerungen, in deren Folge die Mündung des Stromes sich verengt, wie durch die Baumstämme, die durch die Strömung hier zusammengeschwemmt

werden, mitunter die fürchterlichsten Unfälle herbeigeführt werden. Don Pancho versicherte mir, daß man von der Mannschaft der hier zu Grunde gegangenen Schiffe nie mehr etwas gehört, was begreiflich ist, wenn man weiß, daß die Tiefen dieser Seegegend voller schrecklichen Ungeheuer sind. Nichtsdestoweniger gelang es unserm Boote ohne Schwierigkeiten voranzukommen, indem es zwischen einer Doppelreihe von eichenhohen Mangelbäumen — bis zur Einfahrt in einen neuen See den „La cruces-See", dahingleitete. Die ersten kleinen Inseln, zu denen wir gelangten, verdienen kaum diesen Namen, da das Wasser nach allen Richtungen hin durchsickert; — allmälig aber gewinnt der Boden an Festigkeit, so daß das Wasser dann wieder in regelmäßige Canäle sich ergießt. Bald segelten wir in eine dritte Laguna hinein, die von Myriaden Seemöven schwärmt; diese Möven mit Silbergefieder schwärmen von Insel zu Insel und betäuben die Einöde durch ihr Geschrei. Mehrere Boote, die gegen den Wind fuhren, machten den Versuch den Fluß hinunter zu fahren, nachdem sie gleich uns den Sonnenaufgang abgewartet um die Enge der Boca-Chica zu passiren. Die Küste hatte viel Aehnlichkeit mit jener Aussicht, die ich in der Nähe der Fichteninseln so sehr bewundert hatte; die Vegetation hat hier aber nicht von Orkanen zu leiden gehabt und tritt in aller ihrer Naturpracht uns entgegen. Hierzu kömmt noch, daß der Weg, den wir nahmen, durch die Menge von Fahrzeugen ein lebensvolles Bild bot, das an Großartigkeit bei weitem den Canal übertraf, durch den Columbus einst mit seinen Schiffen sich hineingewagt. Worte sind zu arm, um eine Vorstellung von den Wäldern zu erwecken, die uns hier umgaben, die dazu durch das nahe Wasser in ewiger Jugend prangen. Das natürlich Malerische der Baumstämme, die Mannichfaltigkeit des Laubwerks, die zahlreichen Buchten, hie und da durch Vorgebirge umzackt, — die vielen kleinen Inseln, auftauchend und eben so rasch verschwindend, — die Myriaden von Vögeln, welche diese einsamen Küsten beleben — all' dieses läßt sich kaum schildern! Sehnsuchtsvoll harrte ich des Momentes, wo die Sonne wieder das prachtvolle Bild beleuchten würde, das für mich wieder eine neue Offenbarung der Natur war, so großartig und hehr war der Eindruck, den es auf mich machte. Mit einem Male ertönte der Ruf: „Lagarto" — (ein Seedrache) —

denn grade vor dem Boote tauchte der Rücken eines Caiman des Usumasinta empor; nur die Spitze des Rückens war zu erkennen, während er selbst regungslos schien. Ein Moment und der Caiman erhob seine Schnauze in der Richtung des Stromes, als wittere er Unrath und bald versank er wieder ruhig in die schlammigen Tiefen des Stromes, wo er zu Hause ist.

Als der Tag weiter vorrückte, verdunkelte der Himmel sich noch stärker; die Seeufer waren in einen Nebelschleier gehüllt! Das Wasser nahm eine gräuliche, unreine Färbung an und bald ergoß der Regen sich hernieder und zwang uns in dem engen mephitischen Schiffsraum unsere Zuflucht zu suchen, über den ein Theertuch sich hinzog, so daß wir im Dunkel unter den Ausdünstungen des zusammengehäuften Schmutzes ausdauern mußten. Natürlicherweise waren die Passagiere darob übel gelaunt — nicht so aber die Matrosen, die so ziemlich wie die Frösche in dem primitiven Costüme dieser Gegend ihrer Zufriedenheit in allen Tonarten Luft machten! Der Wind pfiff durch das Takelwerk, der Regen platzte auf das Deck nieder und die Wogen tobten wuthvoll, während das Balkenwerk unseres schwachen Fahrzeuges beständig in den Fugen knarrte. Nach zwei Stunden endlich, die uns eine Ewigkeit schienen, legte sich die Wuth des Sturmes und wir durften wieder aus unserem Verließ heraus, um frische Luft auf dem Deck zu athmen. Mittlerweile hatten wir die Laguna hinter uns und segelten auf dem Strome weiter, dessen Ufer steil und nur aus einem Boden bestehen, der halb Sand, halb Thon ist! — Wo die Ufer flach, da sind sie mit Ried und hohem Grase bedeckt, hie und da auch durch prachtvolle Waldbäume beschattet. Durch diese grünenden Ufergruppen blickt man in die blaue Perspective der Lagunen, die in einen düstern Kranz ferner Waldungen auslaufen! Der Moment war gekommen, wo ich Beobachtungen anstellen konnte, — denn der Wind hatte sich gelegt und wir kamen allein mit Hülfe der Ruder vorwärts. Die sogenannte: „palanca," deren sich die Fährleute hier bedienen, besteht aus einem langen, gabelförmigen Pfahl, der beim Befahren dieses Flußufers gute Dienste leistet; das eine Ende wird an die Schulter gestemmt, während man mit dem andern gegen das Ufer stößt, wodurch das Boot allmälig vorwärts getrieben wird. Zu dieser Uferfahrt braucht man drei Fährleute; zwei treiben das Boot abwechselnd vor-

wärts, während der Dritte mit einer Art Schiffshaken das Boot nahe dem Ufer hält, indem er sich an den überhängenden Baumzweigen festklammert. Man glaube aber ja nicht, daß man auf diese Weise rasch vorankommt, denn es ist nicht möglich, die Segel ausgespannt zu lassen, wenn die „palanqueros“ arbeiten. Hierzu kommt noch, daß der Wind je nach den Windungen des Stromes wechselt, wo dann die Folge ist, daß das Boot zuweilen so nahe den Uferbäumen zugetrieben wird, daß die Zweige sich in das Takelwerk verwickeln, bis dann ein entgegengesetzter Windstoß das Fahrzeug wieder in die Mitte des Stromes zurückschleudert, wo das Wasser zu tief ist, als daß man zur Palanca seine Zuflucht nehmen könnte. Viel Mühe kostet es freilich dann, das Boot wieder dem Ufer näher zu bringen, wenn nicht eine günstige Brise es in diese Richtung treibt. Hervorzuheben ist hier, daß bei dieser mühevollen Arbeit gerade der Indianer gut zu gebrauchen ist; so träge und unlustig zur Arbeit er sonst, unterzieht er sich willig dieser mühevollen Arbeit. —

— Je weiter man ins Innere vordringt, desto größeres Interesse bietet die Pflanzenwelt! Hier begegnen wir Riesenweiden mit niederschleppenden Zweigen, gigantischem Bambus, den schönen „cyperaceae,“ eine Art Schilfgras, das der papirusstaude sehr ähnlich ist, den Cecropien mit ihren Riesenblättern: — beide Ufer des Stromes prangen in solchem Schmucke! Nicht genug damit, weidet sich unser Auge an grünenden Baumgruppen, unter denen Veilchenbüsche traulich uns zuwinken; — dazu fesseln uns riesiggroße, weiße Baumstämme, an denen sich Reben emporranken, so schlank und fein wie ein Schiffstau. Unter den schönsten Bäumen muß ich der Jahuactepalme, mit ihren anmuthigen Aesten, Erwähnung thun, die über die Wasserfläche weithin sich niederneigen. Die Frucht dieser Palme ist von säuerlichem Geschmack und gleicht an Größe und Form einer Eichel; Kinder essen sie sehr gerne und der durstige Wanderer labt sich gerne daran.

Diese einsamen Ufer bieten eine seltene Mannichfaltigkeit der prächtigsten Vögel der Tropen! Erwähnen müssen wir in erster Reihe den Ibis mit seinem glänzenden Gefieder, den Aramus mit seinem klingenden Tone und den blauen Porphyrio, der hier Gallo de Montezuma (Montezumahuhn) heißt.

Hier findet sich der Königsfischer mit seinem ringelförmigen

Halse, der aber hier weit größer wird als bei uns. Unablässig sieht man ihn über dem Wasser flattern, während der Falke unter durchdringendem Geschrei plötzlich in den Strom hinabschießt, um sich dann senkrecht wieder in die Lüfte zu erheben, so hoch, daß unsere Blicke ihm nicht mehr folgen können. Die Natur bietet hier aber auch noch Anderes, Furchtbareres! Bei unserer Vorüberfahrt bemerkte ich Alligatoren in Masse, die von den kleinen Flußbuchten aus auf ihre Beute lauerten; schwer fiel es mir aber diese amphibischen Ungeheuer genau zu beobachten, denn die zusammengeschwemmten Baumstämme gestatteten mir nicht, sie in ihrem Versteck zu beobachten. Auf dem Deck liegend, genoß ich indessen in meinem Reise-Mantel gehüllt, einen Anblick, so bezaubernd durch seine Neuheit, daß er mir alle Gesellschaft entbehrlich machte. Aufrichtig muß ich gestehen, auf der ganzen Fahrt folgte mir die Erinnerung an diese ersten Eindrücke, — denn meine Wißbegier wandte sich Gegenden zu, die bisheran von Niemand durchforscht worden! So sei es denn nochmals hier gestanden: seit meinem ersten Blicke in die neue Welt, habe ich nichts gesehen, was einen solchen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht, als das, was der Usumasinta mir geboten .... Nirgendwo habe ich einer so primitiven Naturpoesie, nirgendwo einer Naturgröße begegnet, die mich so tief ergriffen hätte!

Abend war es schon geworden, als wir eine Niederung erreichten, die den Namen: „Vogelinsel" trug, die aber weit angemessener „Paradies der Muskitos," heißen sollte. Kaum hatte das Boot Anker geworfen, so fingen schon unsere Vorbereitungen für die Nacht an, da ein Jeder sich eine Art von Zelt aufschlug, das aus einigen Yards von Musselin gebildet war. Solche Zelte thun hier nämlich von Nöthen, und ist man einmal drinnen, was pfeilschnell geschehen muß — so muß man die Musselinvorhänge so zusammen falten, daß man sie unter der als Lager dienenden Matte feststecken kann. — Allerdings war ich kein solcher Neuling, daß ich mich nicht für meine Reise in den Tropengegenden vorgesehen hätte; das Mosquitonetz aber, das ich bei meiner Abreise als das Zweckdienlichste für meine Reise zu Paris gekauft hatte, erwies sich mehr als trügerisch! Nur zu bald empfand ich zu meinem Schaden, daß der Erfinder nie eine Fahrt auf dem Usumasinta gemacht! Denn kaum hatte

ich mich in mein Netz gehüllt, wobei ich es warlich nicht an Vorsicht fehlen ließ, da wußte dieser Todfeind unserer Ruhe sich schon mir zu nähern. Das mir bekannte Summen von Muskitofliegen ließ mir keinen Zweifel mehr über das, was mir bevorstand, und nur einige Minuten genügten, um mich die Anwesenheit dieses furchtbaren Gastes fühlen zu lassen. Es schien mir, als hätten hunderte Muskitos sich meinen Leib als Beute auserſehen, denn keine Stelle gab es, wo ich nicht gebissen wurde! Nicht konnte ich es länger ausdauern, ich riß mein Netz von mir und wünschte den Erfinder zu allen Teufeln! Ich eilte in die frische Luft, — allein das Summen der Muskitos schien mich allüberall zu verfolgen, — die ganze Luft war voller Muskitos und ich muß gestehen, die Sonne selbst wäre durch sie verdunkelt worden, wäre es Tag gewesen! Was sollte ich aber thun? Nur zu langsam vergingen mir die Stunden; — wie wäre es mir möglich gewesen, mich der Myriaden unsichtbarer Feinde zu erwehren? . . . Warlich, der wunderbare Anblick der nächtlichen Landschaft, — die Riesenschatten der Nacht und die phosphoreszirenden Lichter der Feuerfliegen: — nichts konnte mehr mich fesseln!! Mag sein, daß es Philosophen giebt, die die teleologischen Zwecke, welche die Natur mit der Muskitofliege verbindet, zu errathen wissen. Wie sehr ich mich aber auch die ganze Nacht bemühte, über dieses Thema nachzudenken, so muß ich bekennen, daß ich nicht enträthseln kann, was die Natur mit der Schöpfung dieses unseligen Insektes eigentlich gewollt?

— Endlich fand ich mich erlöst von meinen Plagen, — denn der Morgen war angebrochen und meine Reisegefährten fanden sich wieder zusammen, während sie eine ruhigere Nacht verbracht, denn ich. Bald segelten wir wieder von dannen, — denn das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt: — die Luft war milde, der Wind nicht allzustark und so fuhren wir so sachte voran, daß ich von dem Deck des Bootes aus auf die Seevögel Jagd machen konnte. Don Pancho war geschickt genug, das Boot so zu steuern, daß wir die geschossenen Vögel leicht auffischen konnten, nicht etwa weil er ein so lebhaftes Interesse an meinen Naturstudien gewonnen hätte, als weil ihm eine Bereicherung unserer Tafelgenüsse nicht unwillkommen schien. Dies that aber auch warlich Noth: — denn modriger Schiffszwieback, altes

Rauchfleisch und schwarze Bohnen, bildeten gewöhnlich unsere Mahlzeit, so daß ich mich am Ende nach den Fleischtöpfen von Campesche — nach dem Hayfischbraten zurücksehnte! Es war Mittag geworden, als wir den Pachthof San Gerominito erreichten, wo wir große Hausen Farbhölzer am Ufer aufgeschichtet fanden, die nach der Lagune fortgeschafft werden sollten. An diesem Punkte ist es, wo der Rio Viejo in den Usumasinta fließt, ein Fluß, der ein von Lagunen durchschnittenes Territorium, die Insel San Isidro genannt, durchströmt. Der Rio Viejo beschreibt hier drei Viertheile eines Kreises, während er an einem Punkte, fast zwei Stunden weit, plötzlich eine seinem Laufe ganz entgegengesetzte Richtung verfolgt, als suche er einen neuen Weg nach dem Ocean!

Je mehr wir uns der Stadt Palizada näherten, desto enger und reißender wurde der Strom; die Waldungen wurden lichter und der Blick konnte ungehemmt über die wellenförmigen Savannen schweifen, die unter der Beleuchtung der untergehenden Sonne ein wonniges Bild von Ruhe boten. Warlich, als ich die Weiden sah, deren Zweige das Wasser überschatten, dazu die Heerden weidenden Viehs mit dem Hintergrunde ferner Wälder, da wähnte ich mich in die Tage meiner Kindheit zurückversetzt. Ich glaubte die heimische Landschaft vor mir zu sehen, die Fluren, auf denen ich meine Kinderjahre so glücklich verlebt: — mit einem Worte, ich träumte mich zurück in die so glückliche, nimmer zurückzurufende Zeit! .... Welch' seltsames Phantasiebild! In diesem Momente kam es mir vor, als läge das jüngst Erlebte, das mit so manchen mir theuern Erinnerungen verbunden, weit hinter mir, als lägen viele Jahre dazwischen! Man muß annehmen, daß die Entfernung im Raume fast dieselbe Wirkung auf uns äußert wie die Entfernung in der Zeit, — die Perspektive scheint dieselbe Wirkung auf uns zu äußern, wie ich hier erfuhr! Sobald ich aber dann einen Blick auf die umgebende Pflanzenwelt warf, schwand bald alle Illusion! Da stand der Bojon, ein schlanker, sehr grade aufschießender Baum mit seinem ausgespreizten, Regenschirmartigen Wipfel, der mich an Italienische Fichten erinnerte, — dort die „Cecropia“ in der Form eines Riesenkandelabers, der seine Arme über den Saum der Waldung hervorstreckt, während die Mimosen mit ihren rosenrothen Blüthen und der reizende Con-

volvulus die Ufer des Stromes verschönte, wobei die Strömung der Wasser die seltsamsten Pflanzengebilde mit pfeilförmigen Blättern und langen Ranken hinabschwemmt.

Es mochte gegen zehn Uhr Nachts sein, als eine Gruppe von Cacaobäumen, die in diesem Welttheile immer auf die Nähe von Menschenansiedlungen schließen läßt, sichtbar wurde; das Dorf Palizada konnte nicht mehr fern sein. Bald sahen wir die Lichter schimmern, im Dunkel konnten wir wahrnehmen, daß sich Gegenstände in der Ferne bewegten und bald warfen wir am Landungsplatz Anker, nachdem wir vier und fünfzig Stunden gebraucht, um die Fahrt bis hierher zurückzulegen. Beträgt auch die Entfernung in gerader Linie nur sieben Meilen, so bilden die Windungen der Lagunen und der Flüsse eine Verlängerung des Weges, die über achtzehn Stunden betragen mag. Es war schon etwas spät, um im Orte ein Unterkommen zu finden, doch hatten wir das Glück, daß einer unserer Reisegefährten dort zu Hause war und menschenfreundlich genug war, uns sofort seine Wohnung zu Gebote zu stellen. Wir ließen uns nicht lange bitten, es uns bequem zu machen und wir schliefen bis zum Morgen in unsern Hängematten. Gastfreundschaft zu üben kostet nicht viel in den Tropengegenden, denn mittelst einiger Nägel und einiger Ellen Baumwollenzeug kann man seine Gäste bald zufrieden stellen!

Tags darauf beeilte ich mich dem Padre des Ortes mein Empfehlungsschreiben zu überreichen und bald fand ich heraus, daß Padre Alberti ein Mann war, der über seine Standesgenossen des spanischen Amerika, die zumeist sehr unwissend sind, und ein wenig erbauliches Leben führen, weit erhaben war. Seine Heimath war Guatemala, doch hatte er seinen Reisen, wohl aber auch seinen wechselvollen Schicksalen es zu verdanken, daß er eben soviel Menschenkenntniß besaß als er frei von Vorurtheilen war, was mich nicht wenig auf diesem Flecke überraschte. Freilich konnte ich nicht von ihm erfahren, durch welche Verkettung von Umständen er so fern von seiner Heimath und dazu in einer, seiner Bildung so unwürdigen Umgebung, sein Priesteramt versah. Gewissenhaft erfüllte er hier seine Pflichten — und er war nicht blos hier Seelsorger, sondern auch Arzt und Vorsteher der Gemeinde, so daß alle Welt ihn liebte und verehrte.

Noch vor wenigen Jahren war Palizada nur ein ärmlicher Weiler, der nur von Indianern bewohnt war; — seitdem aber in seiner Nähe Farbholzwaldungen entdeckt worden, zog sich alsbald der Handel hierher, so daß seine Einwohnerschaft sich rasch vermehrt und gehoben. Die Ersten, die sich hier niederließen, waren mehrere junge Mulatten, die keine Familie noch Vermögen besaßen, eine unglückliche Race, die durch die lockere Moral des spanischen Amerika sich rasch vermehrt hat und bald folgten diesen Handwerker und Kaufleute, die an den Vortheilen der neuen Ansiedlung sich betheiligen wollten. Der Krieg, den die Franzosen im Jahre 1838 mit Mexico führten, hatte auch einige Franzosen nach Palizada geführt, welche Opfer des Hasses geworden, den der Sieg der französischen Waffen in Mexiko hervorgerufen hatte. — Die Regierung von Mexiko hatte sich nämlich wegen der Einnahmen von San Juan de Ulloa dadurch rächen wollen, daß sie alle im Lande angesiedelten Franzosen aufforderte, binnen 14 Tagen das Land zu verlassen. So fand ich mich denn nicht wenig überrascht in dieser fernen Sumpfgegend Landsleute zu treffen, denen es sämmtlich gut zu gehen schien, denn sie bedauerten keineswegs Mexiko den Rücken gekehrt zu haben. Wie auf der Insel Carmen ist der Handel mit Campescheholz die einzige Erwerbsquelle der Bewohner. Wer Unternehmungsgeist besitzt und über einiges Capital verfügt, wirft sich auf den Holzhandel und die ganze Weisheit besteht dann darin, das Holz so wohlfeil als möglich aufzukaufen um es an der Laguna so theuer als möglich wieder zu verkaufen. Wer nur baares Geld hat, macht hier leicht sein Geschäft, denn die spanischen Bodeneigenthümer, die beständig in Geldverlegenheit sind, nichts thun als ihrer Hauptleidenschaft dem Spiele zu fröhnen, können nie widerstehen, wenn sie Geld klingen hören; dann lassen sie sich jeden Abzug gefallen, wenn sie nur baares Geld bekommen. Ist freilich ihr Vorrath an Holz ein kärglicher, so gerathen die Leute hier mitunter in die schrecklichsten Nöthen! Wie ist aber Theilnahme für Leute zu empfinden, die bei dem ergiebigsten Boden zu faul sind um ihn nutzbar zu machen? Obwohl die Stadt eine ansehnliche Größe hat und ihre Bedeutung im Zunehmen begriffen, ist hier kein Markt zu finden; die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse, wie Wild, Fische, was Alles in der Nachbarschaft im Ueberflusse zu haben, ist hier nur schwie-

rig zu den fabelhaftesten Preisen zu bekommen. Wie bemerkt, der Handel mit den Farbhölzern nimmt hier die Thätigkeit Aller in Anspruch und es verhält sich hier ganz so, wie in den Goldgegenden, wo das Jagen nach Gold alle andere Industrie brach liegen läßt, so daß man kein Auge für all die Schätze hat, welche die Natur uns beut.

— Der Rio Palizada ist der östlichste, zugleich aber auch bedeutendste Arm des Usumasinta. Vor der Stadt, der er den Namen verleiht, hat er eine Tiefe von vier bis sieben Klafter, was von der Jahreszeit bedingt ist. Während der Regenzeit überschwemmt er häufig die Umgegend bis weit ins Innere hinein, wo dann nur vereinzelte, zerstreute Inseln des höher liegenden Bodens über die Wasserfläche sich erheben. Zu solchen Zeiten sind die Einwohner von Palizada sowohl wie die andern Bewohner des Stromes gezwungen, den untern Raum ihrer Behausung zu räumen, um entweder in Bretterzelten oder an Punkten Zuflucht zu nehmen, die dem Wasser nicht zugänglich sind, wenn sie nicht gar genöthigt werden, mit ihrem Geflügel auf den Dächern ihrer Häuser zu hausen, bis das Wasser sich wieder verlaufen; das Wasser steht dann oft in der Stadt drei englische Yards hoch! Mit dem Monat Mai aber hat die Ueberfluthung wieder vollkommen aufgehört und der Boden ist dann wieder trocken geworden. Dieses ist gerade der Zeitpunkt, wo die epidemischen Fieber dem Fremden so gefährlich werden und denen die Eingeborenen selber selten entgehen.

— Die weiten Sümpfe rings um Palizada verdienen die vollste Aufmerksamkeit der Naturforscher und wohl darf man hinzufügen, daß sie ein wahres El Dorado für die Jäger sein würden. Unter dem Bemerkenswerthen muß ich zunächst einer sehr wunderlichen Pflanze Erwähnung thun, die lange, fasrige Wurzeln besitzt und auf der Wasseroberfläche sich entwickelt, indem sie von den Ufern der Lagunen und der mehr stagnirenden Canäle aus, ein grünes Netz über das Wasser zieht, so daß man es für eine schwimmende Wiese halten sollte. Freilich wird das Fahrwasser der Canäle nicht dadurch gehemmt, die für die Schifffahrt wohl offen bleiben. An mehreren Punkten aber wird dieses schwimmende Pflanzengewächs so dicht, daß keine Boote es mehr durchbrechen können; dann sieht man auch andere Pflanzen und Blumen auf dem Netzgrunde selbst entstehen. Früher be-

merkte ich schon, daß von diesen Niederungen hie und da sich kleine Hügel abheben, die wohl den Namen „Insel" verdienen, da sie sich über die Sümpfe und die überschwemmte Gegend weit erheben. Diese Hügel sind immer dicht bewaldet, wo schwarze Eichhörnchen oder eine Menge anderer Thiere hausen, die aber keinen Vergleich mit der Unmasse gefiederter Bewohner dieser Sumpfregion aushalten können. Wohl darf ich sagen: — Erde, Luft und Wasser beherbergen hier zahllose Myriaden von Gevögel aller Art und so mag es schon hier in den frühesten Zeiten der Welt gewesen sein. Schwimmvögel mit langen Beinen umschwärmen hier zu Tausenden den Reisenden; — hier begegnet man dem sogenannten: „Tantale" mit seinem dicken, gebogenen Schnabel, dort dem Reiher, der so weiß wie der Schnee — dann der scheuen Löffelgans mit rosenrothem Gefieder, wie dem langhalsigen „Flamingo" mit flammenrothen Flügeln, ganz abgesehen von der Unzahl von Enten aller Art. Auch sah ich hier den Kranich, der langsam und stolz einherwandelt, wenn er nicht gar stille steht, als wäre er in tiefe Gedanken versunken!

An Raubvögeln der verschiedensten Art ist hier auch kein Mangel, sie erfüllen die Luft mit ihrem durchdringenden Geschrei und umflattern in großen Kreisen die Wipfel der Bäume. Blitzschnell fahren sie aus der Höhe hernieder, um in den Sümpfen einen Wasservogel zu erhaschen, — aber oft ereilt sie hier das Geschick einem Alligator selbst zur Beute zu werden, der unter dem Schilf auf der Lauer liegt. Geyer beobachtete ich auch, die von einem abgestorbenen Baume herab ihren spähenden Blick nach allen Richtungen schweifen lassen, — die Wahl fällt ihnen nur schwer — denn Myriaden von Vögeln füllen die Lüfte und die Wasser! Nicht darf ich unerwähnt lassen, daß die Naturvögel dieser Gegend sich auf das Beste mit dem Rindvieh zu vertragen scheinen, das auf den Savannen weidet. Ein vertrauliches Verhältniß, möchte ich fast sagen, hat sich unter ihnen gebildet, das einzig in seiner Art sein mag; denn ich sah, wie ein weißer Reiher auf dem Rücken einer Kuh oder eines Rindes saß, das durch den Strom wadete; ja oft bemerkte ich, daß der Reiher Mühe hatte, sein Gleichgewicht dabei zu behaupten, — doch blieb er ruhig sitzen, bis das Thier wieder festen Boden unter seinen Füßen hatte. Selbst die Schildkröten, deren es hier im Ueberflusse giebt, tragen trotz ihrer natürlichen

Schüchternheit zur Belebung des Bildes bei; man sieht sie im offnen Wasser daher schwimmen, kaum die Oberfläche kräuselnd, — mitunter auch beobachtete ich sie mühsam und unbeholfen am Ufer sich voranschleppen.

— Von allen gefiederten Bewohnern dieser wasserreichen Gegend ist der „jacana“ aber der Vogel, der durch Anmuth und Lebendigkeit am meisten unsere Aufmerksamkeit fesselt. In beständiger Bewegung schwebt er in Begleitung seines Weibchens immer über die grünenden Lagunen hin und drollig ist es anzusehen, mit welcher Gewandtheit er von Blatt zu Blatt hüpft, als fürchte er seine Füße naß zu machen. Die Natur hat ihn mit einer eben so seltsamen als furchtbaren Waffe beschenkt — denn unter seinen Flügeln birgt er einen stahlscharfen Sporn, mit dem er seinen Feind tödtlich treffen kann. Bei alledem ist er sehr friedfertigen Naturells; stört man ihn, so fliegt er aufschreiend nach einem andern, nicht allzufernen Punkte, nachdem er sich von dem Gipfel eines hohen Baumes die Gewißheit verschafft, daß kein Feind in der Nähe ist. Sobald er niedergeflogen, bleibt er einen Moment mit ausgebreiteten Flügeln ruhig, um beim mindesten Argwohn wieder emporzufliegen. Späterhin fand ich, daß dieser reizende Vogel im ganzen tropischen Amerika zu Hause ist; die Spanier nennen ihn: „gallerote“, — bei den Indianern von Tabasco heißt er chechelnab (Vogel der Nymphaea).

— In der Nähe von Palizada sah ich eine Menge von Mangobäumen, die, aus Indien eingeführt, hier sich ganz akklimatisirt haben, so daß man fast glauben sollte, als hätten sie zu den Urwäldern dieser Gegenden immer gehört. Diese Bäume sind sehr ergiebig, denn ist diese Melonenfrucht reif geworden, so ist der Boden weithin mit den goldgelben Früchten überdeckt, die hier kaum Beachtung finden, obwohl sie zur Bereitung von alkoholischen Substanzen sich sehr eignen. Allein dazu ist das unwissende Volk hier zu träge, so daß die Früchte hier verfaulen. Uebrigens soll die Mangofrucht sehr heilsame Eigenschaften besitzen und blutreinigend wirken, ganz abgesehen davon, daß sie von angenehmem Geschmacke ist. Das innere Fleisch von schöngelber Farbe ist fest, dabei saftreich, die Rinde ist hart und gelblich grün mit leichtem Terpentingeruch, während die Samenkörner groß und klebrig sind. An der Tafel des Pater Alberti lernte

ich zuerst den Geschmack einer Anonaart (Flaschenapfel) kennen, den die Spanier „guanabana," die Franzosen corossol (A. muricata L.) nennen. Diese Frucht zeichnet sich durch ihre grüne Farbe, ihre Pyramidenform und die vorspringenden Knoten der Oberfläche aus; sie hat einen ganz eigenen, angenehmen Geschmack, der aber etwas beißend, was wohl nur dem zu verdanken ist, daß sie wild wächst, — bei der Gartenkultur würde sich diese Schärfe verlieren. Die Spitzen der Königspalme werden zu Palizada gegessen — es ist die sogenannte Kohlpalme der alten Reisenden — ein gar wunderlicher Name, der aller Analogie Hohn spricht. Das Eßbare dieser Pflanzen ist nämlich durchaus keine Eigenthümlichkeit der Palmbäume, — denn alle Pflanzen dieser Familien haben an den Enden Sproßen, die bei manchen Arten sich sehr entfalten und durch ihre Zartheit zum Essen sich sehr eignen. Zu bedauern ist nur, daß man einen ganzen Baum fällen muß, um diesen sogenannten Spitzenkohl zu genießen.

— Der Usumasintastrom sammt den Nachbarlagunen bieten eine große Mannichfaltigkeit von Fischen, worunter ich einen sehr seltsamen Fisch hervorhebe, der die Länge eines englischen Yard erreicht und hier den Namen: peje lagarto (der Alligator-Fisch) heißt, wohl identisch mit dem Lepidosteus gavialis von Lacépède. In der Form gleicht er dem Hechte, hat er gleich einen etwas längeren, graderen Kopf; der Leib des Fisches ist mit rautenförmigen Schuppen in schrägen Streifen, die sehr fest und zähe, überzogen. Der Fisch wird hier mit seinem Schuppenpanzer gebraten, der dann erst an der Tafel entfernt wird. Die Süßwasserschildkröte dient auch hier als Speise, denn ich fand hier fünf verschiedene Arten derselben, worunter die sogenannte hicotea (emys ornata von Gray) die größte und beliebteste ist. Ihr Fleisch gleicht sehr dem Hühnerfleische und ist weit schmackhafter wie das der Seeschildkröten.*)

*) Waldeck erzählt eine merkwürdige Geschichte, welche die Freßgier der Caimans oder Krokodile dieser Gegend betrifft, wobei die hicotea eine merkwürdige Rolle spielt. Da der Caiman die Schildkrötenschale nicht zu zermalmen vermag, so verschluckt er die Schildkröte ganz lebendig! Der Magensaft des Kaiman vermag aber eben so wenig auf die Schale einzuwirken, so daß der Caiman das Opfer seiner Freßgier wird, da die Schildkröte die Magenhäute zerstört. Waldeck versichert, Caimans untersucht zu haben, in deren Magen er die Schildkröte noch lebend gefunden. Voyage dans l'Yucatan p. 9.

— Die mannichfachen Naturvorzüge dieser Gegenden werden aber mehr als aufgewogen von der Moskitoplage, welche die Bewohner zwingt, zur Abendzeit ihre Thüren hermetisch verschlossen zu halten. Wohl darf man sagen, daß jedwedes Haus eine Masse widerwärtiger Reptilien und überflüssiger Insekten beherbergt, ganz abgesehen von den andern Thieren, die uns das Leben noch verbittern, denn Ratten, Fledermäuse, Eidechsen finden sich hier neben Myriaden von Ameisen; dazu verschiedene Arten scheußlicher Spinnen und Scorpionen. Nur zu bald fand ich, daß ich bei meinen naturwissenschaftlichen Forschungen hier weit gründlicher zu Werke gehen müsse, sollte meine Reise uns fruchtbringend werden. Oft hatte ich erzählen hören, wie gefahrvoll der Biß der Klapperschlange sei, die hier unter dem Namen „culebras de hueso“ bekannt und in den Nachbarwäldern hauset; der Schrecken, den diese Schlange einflößt, ist aber mehr die Folge der Unwissenheit der Bewohner in der Arzneikunde denn thatsächlich begründet. Auf der ganzen Fahrt von der Insel Carmen her hatte man mir von einer noch gefährlicheren Schlangenart gesprochen, die meine Wißbegier rege machte. Wie sollte ich es aber anfangen, um die angeborene Trägheit der Indianer zu überwinden, die mir eine solche Schlange verschaffen sollten?

Allerdings — pflegten die Indianer zu sagen, haben wir ein Gegenmittel gegen den Biß der culebra — nicht so aber gegen die nahuyaca, deren Gift sichern Tod bringt.

— Meine weitern Nachforschungen stellten freilich außer Zweifel, daß der Biß der Nahuyaca-Schlange so furchtbar wie todbringend ist — denn der stärkste Mann unterliegt in wenig Stunden dem Gifte! Der furchtbaren Aufregung des Nervensystems folgt eine vollständige Prostration der Kräfte; das Blut tritt gar aus allen Poren und das Leben schwindet rasch dahin!*) Darf man der Erzählung der Indianer Glauben schenken, so

*) Zur Zeit der Eroberung des Landes hatten die Spanier schon Gelegenheit, den Biß dieser Viper in seinen Symptomen zu würdigen. Herrera schreibt unter Andern: „In Chiapa hausen große braune Vipern, die aussehen wie vermoderte Holzstücke. Als eines unserer Pferde von einer solchen Schlange gebissen wurde, trat ihm das Blut aus allen Poren, so daß es kaum einen Tag noch den Biß überlebte. Herrera. Dec. IV. IX. c. 12. Bei den Spaniern heißt die Schlange: „vivora de Sangre.“ —

beschränkt sich die Schlange nicht darauf, durch ihr Gift einen Angriff abzuwehren, sondern sie griffe von selbst den Wanderer an und stürze sich gar in Boote, wenn dieselben dem Ufer des Stromes sich zu sehr nähern. Für die Wahrhaftigkeit dieser Erzählung möchte ich zwar nicht einstehen, da sie mit dem sonstigen Wesen der Schlange nicht übereinstimmt. Erinnern wir uns aber dessen, was wir oben über die Schiffahrt auf dem Usumasinta gesagt, wo die Boote fast die Ufer entlang fahren, so daß sie selbst in die Uferpflanzen sich verwickeln, so läßt sich schon erklären, wie gelegentlich ein so unwillkommener Gast in einem Boote sich eingestellt haben mag.

II.

Die Ruinen von Palenque.

Abreise aus Palizada — Pozol — Ein Bootrennen — Alüates — Ortega — Nachtabenteuer — Prachtvolle Vegetation — Die chorcha — Ein Jaguar — Moskitos — Der Buho — Die Nahuyaca — Heilmittel gegen Schlangenbiß — Fida — Lagune von Catasaja — Waldeinsamkeit — Dorf Las Playas — Die Stadt San Domingo — Prachtvolle Scenerie — Ein Philosoph nach dem Leben — Primitive Sitten — Ein Ruinenwächter — Vandalismus der Reisenden — Aufenthalt im Palast von Palanque — Betrachtungen — Ursprung der Ruine — Stimmen der Nacht — Der Hocco — Abschied von den Ruinen — Geologische Entdeckungen — Das Ende eines Verbannten.

Eine Woche bedurfte ich, um mich für meine Weiterreise zu rüsten und nachdem ich für einen hinreichenden Vorrath Zwieback, Reis und Pökelfleisch gesorgt, was in dem Cayuco untergebracht wurde, fuhren wir ab, um die Ruinen von Palenque aufzusuchen, die gegen fünf und dreißig Stunden davon entfernt liegen. Zur trocknen Jahreszeit ist die Entfernung abzukürzen, da man dann landeinwärts reist, wenn aber das Wasser hochsteht, ist es zweckmäßiger bis zum Dorfe Las Playas zu Schiffe zu fahren, von wo man auf einer erträglichen Straße bis zur Stadt San Domingo gelangt, die nur zwei Stunden von den Ruinen des alten Palenque entfernt liegt. Als wir Palizada verließen, gewahrte ich sofort, daß der Usumasinta eine ganz andere Aussicht bot, denn auf beiden Ufern bemerkte ich gelegentlich bunte Felder, auf denen hier und da kleine Häuser zerstreut lagen. Wir kehrten in ein solches Haus ein um uns mit Mangofrucht, mit Wassermelonen und Pozol zu versehen; dieses ist nämlich Mais, der zu einer Art Teig verarbeitet ist, der je nach Belieben mit Zucker versüßt wird und mit Wasser gemischt als Speise und Trank zugleich dient. Wohl



Ruinen von Palenque.

darf ich behaupten, daß es ein eben so sparsames als für die Reise sehr bequemes Lebensmittel ist.*)

Unsere Fährleute hatten keine Eile und nichts hätte ihre natürliche Trägheit aufmuntern können, wären wir nicht einem Cayuco gefolgt, der eine halbe Stunde vor uns abgefahren und der die Biegungen des Stromes uns verborgen gehalten hatte. Mit einem Male waren sie wie umgewandelt, — wie ein Zauber wirkte auf sie die Lust, dem Boot den Rang abzulaufen, das sich aber nicht so leicht besiegen ließ, denn seine Fährleute wollten sich nicht so leichten Kaufs aus dem Felde schlagen lassen. Es war ein wahres Wettfahren, — was uns den ganzen Tag höchlichst ergötzte. Uebrigens ist das Fahren in diesen Booten nicht ohne Gefahren, sei es daß der Ruderer am Bug des Bootes unachtsam wäre oder, was auch mitunter läuft, zu viel Alkohol getrunken hätte, als daß sein Blick noch klar genug wäre. Die Tiefe des Wassers nöthigt die Schiffer, sich nahe dem Ufer zu halten, das aber voller Wurzeln, ungleichen Baumstümpfen und Pflanzenresten ist, die in dem Mo-

*) Alle Reisenden in diesen Gegenden sind darin einverstanden, daß der Mais oder Indisches Korn das Hauptnahrungsmittel des Volkes bildet. Es wird meist in der Form der Tortillas genossen, eine Art Pfannkuchen, der also zubereitet wird. Die äußere Hülse der Körner wird dadurch beseitigt, daß man sie in einer starken Kalilösung erweicht; — das Korn wird in kaltem Wasser dann ausgewaschen, und dann mit einer Steinwalze fein gemalen; der Teig wird dann erst zu dünnen Kuchen auf irdenen Platten über heißem Feuer gebacken. — Den Namen Totoposte führt ein solcher Kuchen aus demselben Teige, der nur dünner und nur auf einer Seite gebacken ist, den man aber trocken und bröcklich werden läßt; der Totoposte verhält sich zur Tortilla wie etwa das Zwiebacl zum Brode und wird meist von Reisenden und Matrosen gegessen. Das Tamalgericht wird auch aus Maisteig bereitet, der aber mit feingehacktem Schweinefleisch, Goldäpfeln, Pfeffer und andern fetten und würzigen Ingredientien gemischt wird, die gründlich durchkocht werden. Es wird dann in kleine Portionen, je von einem Pfund, eingetheilt, die in Maishülsen aufbewahrt und für die Reise mitgenommen werden. Anstatt des Schweinefleisches werden aber auch zuweilen Fische, Geflügel und selbst Vegetabilien und eingemachte Früchte damit verbunden. Außerdem wird der Mais auch für nahrhafte Getränke sehr benutzt; so wird das Tistegetränk aus gedörrtem Mais bereitet, das mit Zucker, Zimmet und Cakao gemischt wird und dann in Wasser aufgelöst; der Atolétrank ist eine Art Suppe, der aus jungem noch sehr zartem Mais gewonnen wird. Ohne Mais und Pisang könnte die Bevölkerung des tropischen Amerika nicht ihr Leben fristen.

rast eingebettet liegen. Bedenkt man, daß der Cayuco aus einem ausgehöhlten Baumstamm besteht, der dazu nicht breit und schwankend ist, so ist es nicht allzuleicht ein vollkommenes Gleichgewicht im Boote zu behaupten. Der Strom an und für sich ist tief und seine steilen Ufer sind schlammig und durch Alligatoren unsicher gemacht. So ist es begreiflich daß ein Sturz über Bord eben so bedenklich als gefahrvoll werden könnte. Aus der Aufregung kommt man mithin kaum heraus, ganz abgesehen von den überlästigen Fliegen bei Tage und den Muskitostichen bei Nacht.

Erst gegen acht Stunden hinter Palizada nimmt der Strom den Namen: „Usumasinta" an, nachdem ein starker Arm des Flusses in nordöstlicher Richtung sich abgezweigt. Von diesem Punkte an bieten die Ufer wieder die vollkommenste Wildniß, die keine Spur von Civilisation zeigt; der Strom ist hier doppelt so breit als bisher und seine Fluthen wälzen sich majestätisch durch undurchdringliche Alleeen riesiger Bäume. Wir kamen der Grenze von Yucatan näher, während die zur Linken liegenden Uferlande zum Gebiete von Tabasco gehörten. Als wir uns dieser Waldregion näherten, hörten wir zum ersten Male das Geschrei der Alüates oder rothen Affen, die zur Nachtzeit und in den Morgenstunden im Wald ihr furchtbares Geschrei ertönen lassen. Die Sonne war schon untergegangen, als wir in einer kleinen Bucht Anker warfen, wo wir auf dem Gipfel des steilen Ufers eine ärmliche Hütte gewahrten, auf die wir zugingen und in der wir Alles fanden, was wir nur begehren mochten, nämlich: Obdach, Feuer und Wasser; dieser Punkt führt den Namen „Ortega".

Während mein Begleiter Morin mit Zubereitung des Abendmahles beschäftigt war, nahm ich meine Flinte auf die Schulter und begab mich von dem Hofraum der Hütte aus in den Wald. Wie läßt sich aber der Anblick schildern, der mich hier überraschte! Warlich es kam mir vor — als trete ich in einen Zaubergarten! Ringsum Palmbäume, eine fremdartige, fast ungeheuerliche Vegetation allüberall, Reben, die sich in regelloser Wirrniß nach allen Seiten hinranken, alte Baumstämme überzogen mit zwiebelförmigen Pflanzen, daß man fast meinen möchte, man sähe hängende Gärten in der Luft schweben, — mit einem Worte, die Mannichfaltigkeit der Naturpracht, die sich

hier vor meinen Blicken entfaltete, überstieg Alles, was die kühnste Phantasie sich nur vormalen mag! Der Schimmer der jenseit des Stromes versinkenden Sonne hatte mich diese Naturwunder in ihrer einzigen Größe noch erkennen lassen, während weiter in den Wald hinein schon die undurchdringlichste Finsterniß waltete . . . . Ich gestehe, ich war wie geblendet, — als wäre ein Meteor vor meinen Augen vorübergerauscht! Ich war entzückt und außer mir, so daß ich kaum der Muskitoschwärme achtete, die mich zu peinigen wußten. Der Himmel verfinsterte sich, es wurde immer dunkler und so hielt ich es für gerathen von wegen der Schlangen und wilden Thiere nicht weiter in das Dickicht einzudringen. Kaum hatte ich mich aber zurückgewandt um unsere Zufluchtsstätte wieder zu erreichen, da sah ich eine Art Feige zu meinen Füßen niederfallen. Indem ich sie aufheben wollte, flogen zu meiner Verwunderung andere herab, von denen mich gar einige trafen. Auffallend war mir nur, daß die Feigen nicht einmal reif waren und dazu regte sich kein Lüftchen. Unwillkürlich schaute ich empor und glaubte eine schwarze Gestalt zu erkennen, die ganz regungslos hinter dem Laubwerk sich zu bergen schien. Ich wollte Gewißheit darüber erlangen, was es denn eigentlich für ein Geschöpf sei, — darum feuerte ich auf das Ziel los, und hinunter stürzte etwas, das sich wieder erhob, — dann aber wieder zurückfiel und endlich im Dickicht verschwand. Kein Zweifel mehr, ich hatte einen Affen der „Alüataspezies" getroffen. Auf den Knall gewahrte ich plötzlich ein halbes Dutzend schwarzer wuthgrinsender Affengesichter durch die Zweige lugen, die aber eben so rasch sich wieder davon machten. Es that mir fast leid, daß ich dem armen Teufel diese Lehre gegeben hatte und zog mich zurück, um den Kindern der Wildniß das Feld zu überlassen.

Auf meinem Rückwege blieb ich eine Weile stehen, um das großartige Schauspiel zu bewundern, das der Usumasinta hier bietet. Er macht hier den Eindruck eines Riesenbassins, wo die Wasser ruhig zusammen strömen, bevor sie stromabwärts langsam sich dem Golfe zuwälzen. Die tiefste Stille herrscht am Ufer, die nur durch das ferne Geheul der rothen Affen unterbrochen wurde. Als die Sonne ganz unter den Horizont versunken, waltete die dichteste Finsterniß über Fluth und Urwald, die nichts mehr unterscheiden ließ.

Beim Zurücktreten in unsere Hütte wurde ich fast durch Rauch erstickt, denn unsere Fährleute hatten Holzstücke angezündet um durch den Rauch die Muskitos zu verscheuchen. Am brennenden Feuer thaten sie sich an einem Reiher gütlich, den sie am Morgen geschossen und den sie mit frischem Pfeffer gewürzt hatten, während Morin mit einem geheimnißvollen Gericht seiner eigenen Erfindung beschäftigt war.

Zum Glück war ich hungrig, so wenig verlockend das Gericht mir auch schien! Als wir gegessen, zündete Jeder sich seine Cigarre an und ich erkundigte mich bei unserm Wirthe, wie so es gekommen, daß er sich in diese Einsamkeit geflüchtet? Seine Familie bestand aus seinem Weibe und zwei kleinen Kindern, — sein ganzes Mobiliar aus ein Paar Hängematten, einer Matte und einigen Kochgeräthschaften. Seinen Lebensunterhalt lieferte ihm Flinte und Fischleine, während er hinter der Hütte ein kleines Feld sich angelegt hatte. Von seinem Ueberflusse wußte er den besten Gebrauch zu machen, indem er mit den vorüberfahrenden Schiffern Tauschhandel trieb, denn dieselben gaben ihm das, was er sich nicht selbst schaffen konnte. Weiter als Palizada war er niemals gekommen und er sehnte sich durchaus nicht sein einsames Leben und seine einfache Unabhängigkeit mit den Aufregungen und Genüssen der Civilisation zu vertauschen. „Porque?“ Warum sollte ich das? — rief er aus, als ich ihn fragte, ob er nicht den Ocean, — die Schiffe und Leute anderer Länder kennen lernen wollte? . . . Warum? „Soy contento“ — ich bin ja zufrieden.“ — Man glaube aber ja nicht, daß dieser Philosoph hier so vereinzelt stände! Hunderte leben und sterben hier in ganz ähnlicher Weise, ohne je die ihnen so liebgewordene Wildniß zu verlassen, wo ihre Väter in ganz ähnlicher Weise ihr Leben beschlossen!

— Kaum hatte er seine einfache Lebensgeschichte zu Ende geführt, da hörten wir einen Schrei vom Ufer her, der uns alle mit Entsetzen erfüllte, denn es schien der Nothschrei eines Menschen, dessen Leben bedroht schien! Ein Moment der Bestürzung und wir eilten Alle nach dem Orte hin, von woher der Schrei zu kommen schien, das Dickicht der Bambusbäume ließ uns nicht rasch vordringen, — die Nacht warf ihre düstern Schatten, — angstvoll lauschten wir, hörten aber nichts weiter, als das Murmeln der Wellen und das Summen der Insekten! Sollte wirk-

lich irgend ein erschöpfter Reisender, der sich an diesen gefährlichen Ufern verspätet hatte, ein Opfer der wilden Bestien geworden sein? Wir riefen und schrieen, — aber kein Echo antwortete uns und so blieb uns nichts Anderes übrig, als unter tiefernsten Gedanken unsere Schritte nach unserer Hütte zurückzulenken.

Dieses Ereigniß hatte unsern Wirth etwas mittheilsamer gestimmt und so fing er denn an, uns die Gefahren zu schildern, denen er hier zu begegnen hätte. Jaguare wagten sich häufig bis in die Nähe seiner Hütte vor — selbst die Alligatoren näherten sich der Menschenbehausung, — denn sie machten im Dunkel auf seine Hunde und Hühner Jagd. Ebensowenig verlockend war es, daß die giftigsten Reptilien rings um seine Hütte ihr Lager aufgeschlagen! Diese Mittheilungen waren gerade nicht tröstlicher Art für uns, um so weniger, als wir die Nacht außerhalb der Hütte in einem offenen Bretterverschlage zubringen sollten. Ich lud meine Flinte und ließ zur Vorsicht seitwärts nach dem Walde zu ein großes Feuer anzünden! Was half dies aber? Unser schlimmster Feind, die unersättliche Muskitofliege spottete unserer Schutzmittel und ich war es gerade wieder, den sie wie auf der Isla de Pajaros zum Opfer ausersehen hatte. Meine Schutzwehr gegen die Muskitos half mir nichts, — im Gegentheil! Wer unter den Tropen gelebt, wird verzeihen, daß ich mein Leid nicht verschweige. Selbst der tapfere Cortez wußte sich nicht der Muskitos zu erwehren, die ihn bitterlich plagten und selbst im Schlachtgetümmel gedachte er des vergeblichen Ankämpfens gegen diesen Feind unserer Ruhe.*) Es war erst neun Uhr Abends und so blieb mir Zeit genug für meine Beobachtungen! Der Strom fing an im Mondstrahl zu erglänzen und so bot die Nacht wieder ein prachtvolles Schauspiel. Die erhabene Ruhe und der mächtige Eindruck dieses Bildes wurden freilich nur zu sehr gestört durch das unausgesetzte Geheul der Alüateaffen, die an den Ufern des Usumasinta zu herrschen scheinen — denn ihr gräulicher Chor übertönt die Stimmen aller anderen Thiere! Seltsam, daß alle Reisenden beim ersten

*) Los mosquitos, que lo picavan de dio como de noche, que à lo que despues le oia decir, tenia con ellos tan malas noches que estaba la cabeca sin sentido de no dormir. B. Diaz.

Hören dieses Geheuls wie von Entsetzen ergriffen werden, — so scheußlich ist der Eindruck, daß man sich mit demselben nie versöhnen kann. Obwohl ich Wochenlang dieses Geheul mit anhören mußte, erfüllte es mich immer mit Schauer und selbst bei der Erinnerung daran, kann sich heute der Eindruck noch nicht verwischen! Wie wäre es bei solchem Geheul und den Muskitobissen nur möglich gewesen, mich dem Schlummer ruhig zu überlassen? Beim ersten Morgenstrahl war ich schadenfroh genug Morin und unsere andern Reisegefährten zu wecken, damit wir nur fortkämen.

In dieser Wildniß wird der Sonnenaufgang immer durch ein Concert der besiederten Luftbewohner begrüßt, das seines Gleichen sucht! Melodisch klingt es allerdings nicht, so disharmonische Laute stürmen auf unser Ohr ein. Am lautesten macht sich hier die Penelope bemerklich, die nach ihren Tönen hier zu Lande „chachalaca" heißt und in ihrer ungestümen Lebendigkeit von Wipfel zu Wipfel zu springen pflegt; von den Jägern wird sie eben so geschätzt, wie von den Feinschmeckern.

Indem wir den Strom hinauffuhren, drängte sich mir unwillkürlich das Bedürfniß auf, einen Vergleich mit den Waldungen Europäischer Länder zu ziehen, mit denen die Wälder dieser Gegenden in keiner Beziehung übereinstimmen. Während unsere Waldungen gleichförmige Massen mit Wellenumrissen zu bilden pflegen, haben die Wälder hier die phantastischsten Formen, die den seltsamsten Eindruck nicht verfehlen. Hier begegnet man in die Lüfte hinaufragenden Wipfeln mit dem dürftigsten Blätterschmuck, man darf wohl sagen „Riesenskeletten" der Waldwelt, während in der nächsten Nähe eine Reihe riesengroßer sonnenschirmartiger Laubdächer sich entfalten, die auf so dünnen Stämmen ruhen, daß man meinen sollte, sie schwebten in der Luft! Der wahre Monarch dieser Wälder ist aber der „Cantemon", der durch seine Größe ebenso sehr ins Auge fällt wie durch sein üppiges Laubwerk fesselt. Er ragt so hoch in die Lüfte, daß man meinen sollte, der Himmel ruhe auf seiner majestätischen Krone! Wir fuhren unter einem solchen Waldriesen hin, auf dessen Zweigen eine Masse hängender Vogelnester ruhten, so hoch in der Luft, daß das Auge nicht mehr die Fäden erkennen konnte, durch welche sie an den Aesten befestigt waren. In diesem luftigen Asyl ist der glänzende kleine Vogel, der zu

der Familie der Sperlinge gehört und hier nistet, vor jedem Verfolger sicher, — denn nur der Habicht oder Falke kann ihn hier fassen! Unter den blühenden Bäumen, die am Ufer des Stromes uns entgegenlachten, erwähne ich des Ingabaums, der unser Boot beim Vorüberfahren mit duftigen Silberblüthen überschüttete.*)

— Unter den Tropen scheint die Nacht weit weniger für die Ruhe sich zu eignen als die mittäglichen Stunden. Wenn die Sonne auf dem Zenith steht, dann ruhen alle Winde, das Laub neigt sich nieder und die Vögel ziehen sich in die Winkel der Wälder zurück, während der Mensch in Schweigen versinkt, was die Natur mitempfindet. Fast möchte ich sagen, daß ich zu dieser Stunde am tiefsten die wunderbar reiche Mannichfaltigkeit der Natur genoß! In halbe Lethargie versunken, pflegte ich dann im Boote auf dem Rücken zu liegen, ließ die Landschaft vor meinen halbgeschlossenen Augen vorübergleiten, bis ich allgemach in eine Selbstvergessenheit versank, die mich in Schlummer wiegte, so tief, daß ich nur selten Träume hatte, die mich an die Hoffnungen und Befürchtungen des Menschenlebens erinnerten. Das Thermometer steht zur Zeit der Mittagsruhe oft 88° Fahrenheit im Schatten, gegen 104 in der Sonne. Unser Boot pflegte dann sehr langsam voranzukommen und oft genug geschah es, daß wir unter dem Schatten eines überhängenden Baumes uns vor Anker legten und sämmtlich unsere „Siesta“ hielten.

— Gegen Abend erreichten wir einen Arm des Usumasinta, der gegen Norden fließt und Rio chico heißt. An dem Punkte, wo der Rio chico sich abzweigt, findet sich ein Vorgebirge von einiger Höhe, auf dem sich eine bewohnte Hütte befindet, die fast ganz im dichten Blätterwerk versteckt liegt. Hier wollten wir die Nacht verbringen und darum zündeten wir ein Feuer an, nachdem wir unsere Lebensmittel aus dem Boote geschafft, nämlich das, was wir am Tage durch Fischen und mit der Flinte erbeutet hatten. Unser Wildprett und einige Tortillas, die wir gegen Tabak eingetauscht, bildeten unsere Mahlzeit. Die Eingeborenen der Hütte beobachteten unsere Kochkünsteleien

*) Diese Pflanzenspezies heißt bei den Indianern „Bits“; die der Tamarinde ähnliche Frucht ist schotenförmig und reift im August.

mit schweigsamer und argwohnvoller Neugier, was ich immer an ihnen beobachtete, sobald ein Fremder sich in diesen von der Welt abgeschlossenen Gegenden blicken läßt; denn ihr Mißtrauen ist weder durch freundliches Entgegenkommen noch durch längeren Umgang zu beseitigen.

— Kaum hatten wir unser Mahl zu uns genommen, da wurden wir plötzlich durch Hundegebell in der Nähe unserer Hütte aufgeschreckt, denn in diesen Gegenden ist ein solches Gebell von unheilkündender Bedeutung. Unser Wirth sprang auf, lauschte einen Augenblick und stürzte mit seiner Flinte hinaus: „Es ist ein Tiger!" war Alles, was er vernehmen ließ, als er aus der Hütte eilte. Rasch bewaffneten wir uns und instinktmäßig eilten wir ihm nach. Die Nacht war furchtbar düster, denn der Mond war nicht aufgegangen, — allein der jüngste Sohn unseres Wirthes, der eine Fackel angezündet, lief uns muthig voran nach dem nächsten Dickicht zu, woher das Gebell gekommen zu sein schien.

— Es war nicht so leicht, uns in dem Dickicht Bahn zu brechen, was uns aber endlich mittelst großer Messer gelang, mit denen wir das Gestrüpp beseitigten. Kaum waren wir einige Schritte vorgedrungen, da fanden wir einen der Hunde unseres Wirthes furchtbar blutend auf dem Boden vor uns. Auf den Zuruf seines Herrn mühte sich das arme Thier vergebens ab, sich wieder zu erheben, — einen Jammerblick warf er auf die Waldung hin, als wolle er verkünden, was ihm begegnet, — zu bellen vermochte er kaum mehr, dann sank er todt hin! Bei genauerem Zusehen fanden wir, daß der Jaguar mit seinen Klauen ihm das Rückgrath gebrochen, was seiner Mordlust genügt zu haben schien. An Verfolgung in den Wald hinein war nicht zu denken und so eilten wir, fast enttäuscht, mit keinem Tiger uns haben messen zu können, nach unserer Herberge zurück, während der Indianer auf den tollen Einfall verfiel, das Dickicht in Flammen auflodern zu lassen, ohne nur zu ahnen, daß er dadurch die Sicherheit seiner eigenen Hütte gefährden möchte. Das Bambusrohr flatterte in hellen Flammen auf, die nach allen Richtungen fortwirbelten! Beim Wiederschein kam es mir vor, als sähe ich Tausende fürchterlicher Bestien aus ihren Schlupfwinkeln aufgeschreckt in die tiefsten Gründe

des Waldes sich verstecken. Ein Glück war es, daß der Wind uns günstig und also die Hütte von den Flammen verschont blieb.

— Ich hatte mich der Hoffnung hingegeben, hier die lang entbehrte Ruhe zu finden und darum suchte ich in früher Stunde mein Lager auf. Man stelle sich aber vor, daß die Hütte nur aus einem einzigen großen Raume bestand, der mittelst der Muskitonetze in verschiedene Abtheilungen getrennt war, so daß er fast Aehnlichkeit mit den Hinterdeckkajüten eines Seeschiffes hatte. Das ganze Mobiliar bestand aus einer Flinte, einem Paar großen Messern, einigen irdenen und Holzgeschirren, während an dem Dachgebälke der einzige Vorrath an Lebensmitteln untergebracht war. . . . So gering auch der Hausrath, so reichte er doch für das Bedürfniß unseres Wirthes aus, denn die ganze Natur draußen stand ihm ja zu Gebote. In einem Winkel des Zimmers loderte ein Holzfeuer, das mit dichtem Rauche den ganzen Raum füllte, womit man gewohnter Weise der Muskitoplage sich zu erwehren sucht, ohne doch etwas damit zu erreichen; — denn durch die vielen Spalten der Bretterhütte wußten die Muskitos trotz alledem sich Eingang zu verschaffen, und so hätten wir uns den unerträglichen Rauch wohl ersparen können. Die Verwünschungen und Flüche unseres Wirthes, der sich auf seiner Hängematte ruhelos umherwarf und nach allen Seiten auf seine Verfolger losschlug, bewiesen mir, daß die Haut der Indianer für Muskitostiche ebenso empfindlich wie die unsrige ist!

— So war ich denn dazu verdammt, die Nacht wieder schlaflos zu verbringen und so war ich einer der Ersten, der aus der gräulichen Hütte in's Freie eilte, mit mir der kleine Pedrito, ein Sohn des Wirthes, mit dem ich bei der Jaguarscene Bekanntschaft angeknüpft und der, so wenig wie ich, ein Auge geschlossen! Wir eilten auf das Ufer des Stromes zu und da ich ihm eine Cigarre geschenkt, so hatte ich ihn mittheilsam genug gestimmt, um ihn über Alles auszufragen, was er wissen mochte. Er blieb mir keine Antwort über die Erzeugnisse des Landes schuldig und ich wußte bald, welche Unthiere in den Wäldern hier hausen. Er sprach das Spanische geläufig und schien für einen Indianer sehr intelligent zu sein, so daß er mir wirklich viel Unterhaltung gewährte. . . . Nach einer kleinen halben Stunde waren wir recht gute Freunde geworden; — er fing

selbst an, an mich Fragen zu stellen, die ich für sein Verständniß beantwortete. Mit einem Male unterbrach er mich und deutete mit dem Finger auf einen Busch hin, der unter uns lag: „Hören Sie nicht — rief er — hören Sie ihn nicht?“ — War es nicht das dumpfe Gebrüll einer Bestie? — war meine Antwort.

— „Nein, nein,“ — flüsterte er mit geheimnißvoller Miene — seinen Finger auf den Mund legend! —

Er hatte Recht, was einige lautere Töne mich ahnen ließen: „Nicht wahr — rief ich — es ist ein Vogel, der sich vernehmen läßt.“

— Er schwieg, neigte sich vorwärts und lauschte, als wäre er in die tiefsten Gedanken versenkt. Als ich dann meine Frage wiederholte, antwortete er flüsternd, daß er den Vogel in dem Buschwerk bemerkt hätte. —

— Es war nur zu natürlich, daß sein Interesse an dem Vogel sich mir bald auch mittheilte, — ich mußte annehmen, daß es sich um einen eben so merkwürdigen als seltenen Vogel handle: „Stille — rief ich — ich will meine Flinte holen!“ Pedrito schwieg und gab mir ein Zeichen, mich ja nicht zu rühren; gerade in dem Momente darauf rauschte der Vogel aus dem Busch hervor, um sich nach dem entgegengesetzten Ufer zu flüchten, wo seine seltsamen Laute bald vom Murmeln der Wellen übertönt wurden.

„Sieh! — rief ich aus — er ist ja fort! Wie heißt der Vogel?“

— Es war ein „Buho“ — Herr — rief Pedrito in lebhafter Aufregung, Sie haben doch schon von dem Buho gehört?*)

— Allerdings, ich dachte mir schon, daß es ein solcher Vogel sein müsse — aber sage mir doch, was hat denn dieser Vogel für Eigenschaften, die ihn Dir so interessant machen?

— Pedrito sah mich schüchtern an; es kam mir vor, als traue er mir nicht recht und darum reichte ich ihm eine zweite Cigarre, um ihn mittheilsamer zu stimmen.

„Wissen Sie denn nicht, Señor, entgegnete er, indem er seine Cigarre sorgfältig in seine Tasche steckte — wissen Sie wirklich nicht, daß der Buho wunderbare Eigenschaften besitzt?

*) Eine Eulenart, die bei den Indianern: „Tecolote“ heißt.

— Er hat die Macht seinen Besitzer reich zu machen, alle seine Krankheiten zu heilen und ihm gar das Herz des Weibes zu gewinnen, für das er schwärmt!"

„Das ist ja wunderbar! — rief ich aus, — davon hatte ich bisher noch nichts gehört! Du mußt mir mehr darüber erzählen, damit ich weiß, wie ich es anfangen soll, falls ich einmal in Besitz des Wundervogels komme!"

— Was war da natürlicher, als daß mir der junge Indianer Alles erzählte, was er von dem Buho nur wußte! Er verfehlte zugleich nicht, mir anzuempfehlen, falls ich ja das Glück hätte, einen Buho zu besitzen, ihm ja alle Sorgfalt zu Theil werden zu lassen, — denn sterbe er aus Fahrlässigkeit der Pflege, so würde das größte Unheil über mich hereinbrechen. Uebrigens wäre es mit den größten Schwierigkeiten verbunden, — sagte er — sich in den Besitz eines Buhos zu setzen, der sich arg zur Wehr setze, um nicht in Gefangenschaft zu gerathen, so daß man seiner unversehrt kaum habhaft werden könnte! Es wäre ihm bisher nie gelungen, den Vogel zu fangen!

— So albern diese Geschichten auch klangen, hörte ich ihm mit Interesse zu, denn das Mährchen erinnerte mich an einen alten Aberglauben, dessen spanische Geschichtsschreiber Erwähnung thun.*) Wie Herrera erzählt, besäßen die Indianer von Honduras die Kunst, böse Geister heraufzubeschwören, welche in der Form eines Thieres oder Vogels auf ihren Ruf erschienen, und mit dem Beschwörer einen so innigen Bund schlössen, daß dem Tod des Einen sofort der Tod des Andern folge! Im wesentlichen war es derselbe Volksglaube, den ich an den Ufern des Usumasinta wiederfand, nur daß er im Laufe der Zeit in anderer Form auftauchte. Als Pedrito mit seinen Erzählungen zu Ende gekommen, fragte ich ihn, woher er diese Wunderdinge denn alle wisse? Er erwiderte mir, daß sein Oheim, der zu Jonuta wohne, alle diese Dinge ihm mitgetheilt: „Aber — fragte ich ihn endlich mit lachender Miene, — wo finden sich denn hier in dieser Einsamkeit die jungen Mädchen, die auf eure Vögel solchen Zauber üben?"

— Er hatte mir noch nicht geantwortet, als plötzlich ein

*) Herrera und Torquemada erzählen, daß die Indianer jener Lande an die Zauberkraft der Nachtvögel, besonders des Buho glaubten.

heller Schein das Wasser erleuchten machte; den Blick nach unserer Hütte zurückgewendet, sahen wir, daß die Männer mit Fackeln sich umherbewegten und ein dumpfes Geräusch wurde vernehmlich, als wären die Unsrigen von irgend einem neuen Feinde heimgesucht worden.

Im Glauben, daß der Jaguar sich wieder hätte blicken lassen, eilten wir zurück, doch bevor wir die Hütte erreicht, rief Pedrito's Vater uns zu, stehen zu bleiben! Wir gehorchten dem Zurufe und standen angstvoll an den Boden gewurzelt, ohne nur zu ahnen, was sich begeben; — doch plötzlich faßte mich der junge Indianer in höchster Aufregung beim Arme und rief mit zitternder Stimme: „Nur nicht gerührt — es ist eine Schlange da! —"

— Wenn es weiter nichts ist, rief ich — so wird dieser Stock zu unserer Vertheidigung wohl genügen!

„Nein, nein — schrie er auf, mich fest zurückhaltend; — es ist die Nahuyacaschlange — diese Schlange ist unerbittlich!!"

— Ein Moment zagender Stille trat ein und unsere Blicke waren auf den Boden gewandt, um das furchtbare Reptil zu entdecken. Morin war so glücklich, sein Versteck ausfindig zu machen und mit einem Schuß seiner Flinte durchbohrte er den Rücken der Schlange, die nunmehr mit Leichtigkeit von uns gefangen wurde. Die Indianer sahen uns zu, ohne nur eine Muskel zu verziehen — kein Wort entfuhr ihren Lippen! Ueber die Maaßen war ich aber erfreut ob des glücklichen Zufalls, der mich ein so schönes Exemplar dieser eigenthümlichen und am meisten gefürchteten Viper mit beobachten ließ, von der ich keine andere Schilderung kannte, als welche von den spanischen Eroberern des Landes noch herrührten. Bei meiner Rückkehr nach Frankreich fand ich indessen, daß sie von Lacépède unter dem Namen: „Vipera Brasiliana" nach einem Exemplare des naturhistorischen Museums kurz beschrieben worden. Der Naturforscher Spix brachte später noch ein anderes Exemplar aus Brasilien herüber, woraus Schlegel in seinem „Versuche über die Physiognomie der Schlangen" das Meiste dessen geschöpft, was wir darüber wissen. Er legte dieser Schlange den Namen „jararaca" bei. In Brasilien, wo diese Schlangen in Masse sich vorfinden, haben sie die verschiedenartigste Farbe, was natürlich Verwirrung in die Sache gebracht. Alle, die ich auf meiner Reise zu beobachten Gelegen-

heit gefunden, waren von derselben Färbung und schienen mir identisch mit der: Bothrops surucucu von Spix zu sein. An Gestalt und Farbe der Klapperschlange gleichend, ist ihr Rücken mit Longitudinalstreifen, braunen Flecken von Trapezform mit glänzendgelbem Saum geschmückt; der Leib ist ebenfalls gelbgefärbt, während der Kopf dreieckig und flach ist. Ihr Körper ist mit einer großen Muskelkraft begabt, so daß sie zu den gefährlichsten Reptilien zu zählen ist; das Exemplar, das Morin getödtet, war fast zwei englische Yards lang.*)

Die Zähne der „jararaca" sind schmal, lang und vermögen durch die Beweglichkeit der Kinnbacken sehr in die Höhe zu wirken; bringen sie in die Haut ein, so bewirken sie nur ein Paar kaum wahrnehmbare Stiche, woraus bloß wenige Tropfen Blut sich ergießen, wohingegen der getroffene Theil sehr rasch anschwillt. Die Aufnahme des Giftes in das Blut offenbart sich durch allgemeine Gesunkenheit der Kräfte, durch brennenden Durst, Brechneigung und ähnliche Symptome. Dunkelblaue Flecke bilden sich sehr bald um die Wunde, — als Vorläufer des kalten Brandes, der rasch den ganzen Körper in Mitleidenschaft zieht, und früher oder später mit dem Tode endet. Mit Gewißheit läßt sich kein äußerliches noch innerliches Heilmittel gegen den Biß dieser Schlange empfehlen, denn bis jetzt kennen wir kein spezifisches Mittel dawider. Was einzig und allein hier zu thun, ist die Wunde gut auszuwaschen und durch feste Ligaturen oberhalb und unterhalb des getroffenen Theiles zu verhindern, daß das Gift weiter dringe; womöglich sollte dem leidenden Theile durch Schröpfköpfe Blut entzogen und die Wunde kauterisirt werden. Mit einem Worte, man muß dahin wirken, das Gift zu neutralisiren, da es gegen dessen Wirkungen kaum ein Mittel giebt; schweißtreibende Mittel in großen Dosen könnte man auch gelegentlich anwenden. Wer hier eine Reise macht,

*) Die Entdeckung dieser Spezies von Trigonocephalus in Central-Amerika füllt eine Kluft in der geographischen Vertheilung dieses Reptils aus. Es findet sich als Tr. atrox in Guiana, als tr. lanceolatus in Martinique und Santa Lucia und auch als tr. cenchris in den Südstaaten der Union. Diese Schlangen finden sich mithin in den intertropischen Gegenden der neuen Welt, von Süd-Carolina bis nach Brasilien hin. In Europa und Afrika sind sie bisher nicht beobachtet worden.

besonders aber die Naturforscher, sollten in diesen Gegenden mit passenden Arzneimitteln sich immer versehen — denn bei einem Schlangenbiß ist nur von der Raschheit etwas noch zu hoffen, und jeder Zeitverlust führt den Tod herbei.

— In den Morgenstunden verließen wir diesen gefährlichen Ort; — wir hatten es aber für angemessen gefunden, eine Hündin mitzunehmen, die uns sehr nützlich werden sollte. „Fida," so hieß unser Hund, hatte kurzes, derbes Haar, war dazu von röthlicher Farbe und wie ein Zebra gestreift; bei ihren aufgerichteten Ohren, ihrer zarten Schnautze, glich sie sehr einem Windspiel, war sie auch etwas gedrungener. Es schien mir, als wäre sie Europäischer Abkunft, obwohl die Art unter den Tropen sich geändert haben mochte; — wer weiß, ob unsere Fida nicht ein Sprosse des berühmten Windspiels war, das Grijalea einst bei seiner Expedition auf der Insel Carmen gelassen? Unsere Hündin war indessen im höchsten Grade muthig und kühn, dazu von einer seltenen Intelligenz, die sich durch unsere Erziehung erst recht entfaltete. Nicht ohne Mühe gelang es mir später, sie mit nach Frankreich zu bringen, wo aber auffallender Weise ihre ursprüngliche Grazie und Form sich bald unter den entnervenden Einflüssen der Ruhe und des Stilllebens wieder verlor. Sehr gern hätte ich auch den kleinen Pedrito mitgenommen, denn der junge Indianer gefiel mir sehr, — sein Vater wollte sich aber nicht von ihm trennen und er hat wohl daran gethan, was ich später oft mir sagen mußte. —

— Aus dem Usumasinta waren wir in den Rio chico hinein gefahren, aus dem wir aber nach dreistündiger Fahrt in den Chiquito einlenkten, der einen engen, schlammigen Kanal bildet, welcher mit der Laguna von Catasaja in Verbindung steht. Diese von Reisenden nie besuchte Gegend schien mir noch wilder, als die wir schon durchschifft hatten. Unser Anblick versetzte die Affen in die größte Aufregung, — sie versteckten sich unter den Rebengeländen und erklommen die höchsten Baumwipfel, als sie unser ansichtig wurden. Die Tapire wurden selbst aus ihrem Schlummer aufgeschreckt und rannten entsetzt durch die Waldung, als hätten sie nie einen Menschen hier gesehen: die Angst schien gar die Eidechsen zu erfassen, denn wir sahen, wie sie von den Zweigen herabstürzten und in den Schlamm fielen. Zahllose Leguane, in grüner, purpurfarbener und braunschillernder Fär-

bung, sprangen längst der Ufer des Stromes hin, um sich in ihren Löchern zu bergen! Wir schossen einige nieder; einen großen Leguan, von eigenthümlicher Farbe, hätte ich gern für eine Sammlung erbeutet, aber mein Schuß hatte ihn so übel zugerichtet, daß er in unsere Küche wandern mußte. Auf dem Wipfel eines Ceibabaumes, der seinen Blätterschmuck durch Alter verloren, sahen wir den Königsgeyer Sareoramphuspapa thronen; es ist ein schöner Vogel mit schwarzem und weißem Gefieder, dessen Kopf und Hals während der Begattungszeit in den ausgesuchtesten Farben glänzen! Bei unserem Herannahen zeigte er durchaus keine Furcht und uns fiel es nicht ein, seine Ruhe zu stören. Ich bekenne, ich war in einer Nervenaufregung, die meine Phantasie fieberhaft aufstachelte, als ich durch diese endlosen Wälder himmelanstrebender Bäume fuhr, umrankt von Rebengewinden, die Zweige und Stämme umschlingen, während die düstern Wasser des Stromes keinen Laut hören ließen, wenn nicht ein Ungethüm der Tiefen, ein Alligator die Wellen in Bewegung setzt! In der That, jeder Ruderschlag vorwärts zeigte uns Neues und Seltsameres, denn je weiter wir in das Innere vordrangen, schien die Waldung keine Spur von Leben mehr zu bieten! Todesstille herrschte überall, — kein Lüftchen regte sich und die untergehenden Sonnenstrahlen beleuchteten gleichsam ein todtes Meer: — die Strahlen wurden wie in einem ehernen Spiegel zurückgeworfen. Unsere Ruderer waren wie erschöpft, während ich mit meinem Begleiter in Schweiß gebadet auf dem Deck des Cayuco hingestreckt lag. Das furchtbarernste Bild der Wasser wurde gelegentlich durch den großen Jolocinbaum erheitert, denn dieser Baum trägt riesengroße Blumen, die seltsamerweise blühen, bevor sich die Blätter nur entwickeln. Es war in den Nachmittagsstunden, als wir die Lagune von Catasaja erreichten, die eine breite Wasserfläche darstellt, ringsum von Urwald beschattet. Hier war es, wo uns zuerst der Berg von Palenque entgegentrat, der am Horizont sich als ein vollkommenes Trapez darstellt. Gegen vier Uhr Nachmittags landeten wir auf dem Gebiete der Provinz Chiapa, nachdem wir von Palizada aus sechs und zwanzig Stunden gebraucht, um das Dorf Las Playas zu erreichen. Dieses Dorf liegt in einem kleinen Winkel, den die Gebirge hier gebildet. Während der Regenzeit ist es ringsum von Wasser umgeben, so daß es ganz vom Lande

wie abgeschnitten wäre, wenn es nicht südwärts, wo die Straße nach Palenque sich hinzieht, noch an einem Punkte mit dem Lande in ununterbrochener Verbindung stände. Mit dem Herannahen der dürren Jahreszeit fließen die Wasser ab und die Folge ist, daß die Laguna, der dann aus dem kleinen Flusse Catasaja keine Wasser mehr zuströmen, allgemach von der Halbinsel zurückzuweichen scheint, so daß die Bewohner wieder Land und festen Boden betreten können.

Wir fanden hier in dem Munizipal-Gebäude oder Cabildo Aufnahme, eine Art von Caravanserail, das von einer frühern Regierung in jedem Dorfe zur Bequemlichkeit der Reisenden eingerichtet worden. Gegen zwanzig Indianer, echte Lazzaroni, lagen vor der Thüre, den Eingang fast versperrend und freuten sich in ihrer Weise des Daseins. Sie erhoben sich kaum, als sie unser ansichtig wurden, so daß wir über sie wegschreiten mußten, um nur ins Haus zu gelangen. Diese Urindianer, die aus den Gebirgen von Tumbala stammen, steigen mitunter in die Ebene hinab, um die Erzeugnisse ihrer Thätigkeit gegen Lebensmittel umzutauschen. Ihr Aeußeres ist nichts weniger als einnehmend, — denn ihr Kopf spitzt sich nach hinten zu, ihre Stirne ist enge, ihre Beine dazu breit, während ihre Haut ziemlich hell gefärbt ist. In der Ebene sind sie von Morgens bis Abends betrunken und von ihrer Sprache weiß man nur wenig, denn die Bewohner des Thales verstehen sie kaum. —

Zu Las Playas wurde mir die Ehre zu Theil, daß ein dortiger Einwohner meine medicinischen Kenntnisse in Anspruch nahm. Es war ein Spanier von lymphatischem Temperament, der sich über seine unförmliche Dicke beklagte. Obwohl er mindestens fünf und vierzig Jahre erreicht hatte, sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß er seine jugendliche Schlankheit so früh verloren! Natürlich schrieb ich ihm viele körperliche Bewegung und eine strenge Diät vor, ein Rath, der ihm keineswegs zu gefallen schien, — denn er verließ mich unwillig und ließ merken, daß er keine große Meinung von meiner ärztlichen Befähigung habe. Freilich hätte ich einen ganz anderen Eindruck auf ihn gemacht, wenn ich ihm einige unschuldige Pillen verordnet hätte; — so bald wird man aber nicht ein Charlatan, was ich freilich später ohne große Gewissensscrupel zu spielen lernte. Wer in diesen Gegenden reist, wo Unwissenheit und

Vorurtheil an der Tagesordnung ist, muß nur immer die Rolle eines Arztes zu spielen wissen, — denn das Volk hält hier jeden Fremden für einen gelehrten Arzt. So muß man sich dann wider Willen in die neue Würde finden, was nicht allzuleicht fällt.

— Nachdem wir unser Reisegepäck an einem sicheren Ort untergebracht, trafen wir unsere Vorbereitungen für unsern Ausflug nach den Ruinen von Palenque, wozu wir Führer und Maulesel bedurften. Die Straße nach Palenque führt über Alluvialboden, der allmälig zu den Bergen emporsteigt, während die ersten Paar Stunden durch einen sumpfvollen Urwald führen. Die Pferde haben hier große Mühe sicher aufzutreten, denn sie versinken oft in den Sumpfboden, so daß man große Mühe hat, sie wieder auf festen Boden zu bringen. Kaum ist man aus den Waldungen heraus, so tritt die Sierra de las Naranjas, die gegen acht Stunden fern liegt, uns entgegen. Der Weg führt hier durch sehr einförmige, öde Savannen, wo eine ganz niederdrückende Hitze herrscht. Kein Laut ist hier zu hören, nicht einmal das Summen eines Insektes! Die Blumen schließen ihre Kelche und die Blätter werden buchstäblich durch die steigende Hitze verbrannt! Je näher wir aber der Stadt San Domingo kommen, fängt die Natur wieder an uns zu fesseln; das Terrain ist ein sehr wechselndes und überall tritt uns wieder lachendes Grün entgegen. Endlich führte unser Weg uns über bewaldete Hügel, von denen wir zum Flusse Chimichibol hinabritten, einem sehr kleinen Strome, den wir zu überschreiten hatten. Unsere Pferde wieherten vor Freude, als sie des Wassers ansichtig wurden, denn sie wußten, daß wir bald am Ziele waren!

— Ich gestehe, was ich bis dahin über diesen fernen Erdwinkel gelesen, hatte mich nicht in den Stand gesetzt, mir einen rechten Begriff davon zu machen. Meine Vorgänger hatten sich das Ziel vorgesteckt, ein historisches Räthsel zu lösen, was ihnen bis heute aber nicht gelungen, während sie die Naturverhältnisse dieser Gegenden mehr außer Acht gelassen und so war ich mehr als erstaunt ob der malerischen Schönheit dieser so wenig besuchten Gegenden. An dem Ufer reißender Bäche blinkten uns kleine Häuser in den gefälligsten Formen entgegen, prachtvoll überschattet von Bäumen, die auf dem Tafellande an der Basis der Gebirge gedeihen. Um so freudiger war ich überrascht, ge-

dachte ich des peinlichen Eindrucks, den die öden Ebenen und die sumpfigen Lagunen, die wir jüngst durchzogen, auf mich hatten machen müssen. —

— Allerdings fand ich mich später etwas enttäuscht, als ich diese malerisch gelegenen Häuschen, die sich in der Ferne so wohnlich ausnahmen, in der Nähe mir ansah, da ich von der Armuth ihrer Bewohner mich vergewissern konnte. Abgesehen davon, daß man durch die verfallenen Mauern in das Innere blicken konnte, fehlte es den schönsten Gärten an den nützlichsten Pflanzen, so daß ich am Ende zu der Ueberzeugung kam, daß wahres Glück auch hier vergebens zu suchen sei! Bei alledem machte ich hier die Bekanntschaft eines wahren Philosophen, der sich an diesen Erdfleck gebannt um ganz nach seiner Laune zu leben, und nach der Behaglichkeit seiner Lebensweise zu schließen, mochte er allein eine Ausnahme von der Regel machen! Politische Wirren hatten ihn einstens aus seinem Vaterland getrieben und so war er durch Zufall nach dieser Stadt gekommen; die fesselnde Lage des Ortes, der halb verborgen hinter dem Berge liegt, hatte ihn so einzunehmen gewußt, daß er sofort meinte: „wenn hinieden Ruhe zu finden, so wäre sie wohl hier zu treffen"! Was war die Folge? Er ließ sich nieder, nahm ein Weib und ist seitdem hier geblieben! Er war ein Mann in mittleren Jahren, dem es durchaus nicht an Intelligenz fehlte und ein sehr würdevolles Benehmen hatte. Ein Glück für ihn war es, daß die Wirren der Nachbarstaaten sehr selten sich bis in diese Gegenden fortpflanzen; der Boden dieser Gegend ist sehr ergiebig, das Klima milde und im Vergleich mit dem der Ebene gesund zu nennen und dazu wird die Ruhe hier durch Nichts gestört, was sicherlich zum Lebensglücke wesentlich mitbeiträgt.

— Unter der Regierung des Don Antonio Calderon (1752) zählte die Stadt San Domingo del Palenque, die heute gegen 600 Seelen in sich schließen mag, eine drei mal stärkere Bevölkerung; dazumal galt sie als eine blühende, kleine Stadt. Was die Quellen ihres Flores aber versiegen ließ, war die Emanzipation des spanischen Amerika, wodurch die Einheit der Colonieen zerrissen und die Handelsgewohnheiten selbst in andere Bahnen gelenkt wurden. Das Aufgeben der Straße, aus welcher San Domingo seinen Hauptgewinn zog, da Handel und Verkehr früher diese Stadt nicht entbehren konnten, indem alle Waaren

einstens von Guatemala und Chiapa die Lagunen hinunter nach Campesche geführt wurden: — dieses war es, was der Stadt den Todesstoß versetzte und kaum ist heute noch zu hoffen, daß der Unternehmungssinn der Bewohner die blühende Vergangenheit wieder zurückzurufen vermöchte. Uebrigens hat ein günstiges Geschick Stadt und Umgegend keineswegs von der Welt isolirt, — denn die Verbindungswege mit der Umgegend sind ebenso mannichfaltig wie bequem. Eine Straße führt von hier fast direkt nach dem Centrum von Yucatan, während eine zweite Straße über die Gebirge von Las Naranjas und Tumbala nach San Christobal, der Hauptstadt der Provinz führt. Nach Peten kann man über den Usumasintastrom gelangen, gleichviel ob man sich zu Chables oder Balancan einschifft und über Las Playas kann man nach Tabasco kommen, — der Weg, den wir eingeschlagen hatten! Die Flüsse Michol und Chacamas, die in den Nachbargebirgen entspringen und in entgegengesetzten Richtungen strömen, sind bereits vier Stunden vor San Domingo für die Schifffahrt zugänglich und eröffnen noch andere Verbindungswege. Der Michholstrom steht nämlich mittelst des Tulijaflusses mit dem Grijalva in Verbindung, obgleich er kaum Nebenflüsse hat und er nur von Cayucas befahren werden kann; dagegen ergießt sich der Chacamasfluß, der weit tiefer ist, direkt in den Usumasintastrom.

— Aller Fruchtbarkeit des Territoriums ungeachtet, wie sie nur im Alluvialboden sich wieder findet, besteht der Hauptreichthum der Bevölkerung in ihrer Viehzucht. Der Boden, der hier mit Sand und vegetabilischen Stoffen untermischt und durch zahlreiche kleine Flüsse bewässert wird, wäre für Tabakskultur sehr geeignet, denn der Tabak der hier gezogen wird, könnte durch eine sorgfältigere Kultur sehr veredelt werden. Den Bewohnern fehlt aber leider aller Unternehmungsgeist; es hält sehr schwer, sie von ihren traditionellen Gewohnheiten abzubringen und nur die Thatkraft der Fremden vermag sie mitunter aus ihrer Apathie zu erwecken, was hie und da Früchte erzielt. Vergessen darf ich aber nicht hinzuzufügen, daß Neid und Undank fast immer der Lohn derer gewesen, die sich bemüht sie zu unterrichten oder ihre Lage zu heben. —

— Kaum war ich zu San Domingo eingetroffen, so erbat ich mir ein Glas Wasser, das weit und breit berühmt ist. Die

Einwohner trinken selten das Wasser ihrer Flüsse, so klar dieselben auch sind und sie ziehen das Wasser vor, das sie aus Gräben gewinnen, die am Fuße der Hügel einst angelegt worden. Die Feuchtigkeit der Waldungen bewirkt, daß diese Wasserbehälter nie Mangel an Wasser haben. Diese Punkte bilden den Lieblingssammelplatz der Bevölkerung und an abgelegenen, einsamen Punkten finden sich gar tiefe Aushöhlungen, wo die Frauen in der Tageshitze sich zu baden pflegen. Hier ist der Sammelpunkt der Schönen der Gegend, die allerdings nicht gleich ihren glücklicheren Schwestern anderer Länder in vergoldeten Salons auf Sammtpolstern ruhen — dafür aber die Wonne genießen, unter schattigen Bäumen mit Rebengeländen auf Moosbänken ihre Toilette zu machen, ihre langen Haare zu flechten und dabei ihre Cigaretten zu rauchen, in so primitivem Naturgewande dazu, wie die Schaumgeborene Venus mit ihren Najaden! So verbringen sie die heißen Stunden des Tages, — — doch wenn die Sonne hinter den Saum des Waldes versinkt, dann ist die Stunde für sie gekommen mit ihrem blauen Ueberwurfe sich wieder zu schmücken und mit vollen Eimern kehren sie nach Hause zurück, auf dem Heimwege ohne Unterlaß lachend und plaudernd. Die Frauen sind hier in der That schön zu nennen, — sie vermögen aber weit eher unsere Sinnlichkeit anzuregen als Liebe einzuflößen!

— Noch am Tage meiner Ankunft machte ich dem Alcalden meine Aufwartung, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, die Ruinen besuchen zu dürfen. Man hatte mir den gestrengen Herrn als einen wahren Cerberus geschildert und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß er für wissenschaftliche Forschungen wenig übrig hatte und dabei einen sehr dürftigen Begriff von den Verdiensten der Ausländer hatte. Auf sein Geheiß hin war alle Annäherung an die Ruinen untersagt worden und man durfte sich denselben nur unter der Führung einer angesehenen Person aus der Nachbarschaft nahen. Als ich später die Verstümmelungen wahrnahm, denen diese denkwürdigen Monumente ausgesetzt gewesen, konnte ich allerdings die Vorsichtsmaßregeln des Alcalden nur gutheißen.

Wenn die Meisterstücke Italienischer und Griechischer Kunst dem Boden entfremdet wurden, dem sie ihren Ursprung verdanken, so leidet die Kunst nicht darunter, denn ihr Werth

bleibt überall derselbe, wo sie auch bewundert werden. Wozu aber diese lächerlichen Verstümmelungen jener rohen amerikanischen Skulpturen, deren Hauptwerth gerade in ihrem geheimnißvollen Ursprung für uns spricht? Bewundern muß ich die Bas-Reliefs von Palenque an der Fronte seiner alten Paläste — denn sie regen auf das Tiefste mein Interesse an; werden sie aber nach den Gallerien des Louvre verpflanzt, so machen sie auf mich blos den Eindruck roher Zeichnungen eines in der Cultur nicht hochstehenden Volkes, die mich gleichgültig und kalt lassen! Grade die Zerstörungen, die sich manche Reisende erlaubten, haben dazu geführt, den Argwohn, wenn nicht gar die Feindseligkeit der hiesigen Behörden hervorzurufen, so daß die Bewohner der Umgegend sich an den unschuldigen Reisenden dadurch rächen, daß sie zu Ungerechtigkeiten und selbst Mißhandlungen der Fremden sich fortreißen lassen. Als Belag dafür diene, daß die Bewohner einige Gypsmodelle vernichteten, die ein Amerikanischer Archäologe an Ort und Stelle abgegossen hatte, wodurch der Alterthumswissenschaft eine werthvolle Sammlung von Facsimiles verloren gegangen.*)

— Da ich so glücklich war, einen Empfehlungsbrief an den Alkalden zu besitzen, so gestattete er mir unweigerlich, was ich nur von ihm begehren wollte. So konnte ich dann am folgenden Morgen in Begleitung von Morin mich auf den Weg nach den Ruinen machen, unter der Führung eines alten, spanischen Edelmannes, der seit dreißig Jahren die Stelle eines Cicerone hier gespielt und von dem ich gerne erwähne, daß er so würdevolle Manieren hatte, wie sie kaum noch heute zu finden sind. Eine Stunde weit ritten wir auf einem holperigen Wege über Wald und Hügel eine Stunde lang, bis wir absteigen mußten, um zu Fuß durch den Wald die Ruinen zu erreichen. Morin hatte das Glück auf unserm Wege eine zweite Nahuyacaschlange zu erlegen und Señor Gonzales, so hieß unser Führer, bestätigte

*) Die Engländer haben sich besonders darin hervorgethan, Monumente zu zerstören, denn sie haben ganze Monumente fortzuschleppen verstanden. So erzählt man, wie ein eccentrischer Engländer im Nilthale fast jede Statue verstümmelt, bis er auf Befehl des Vicekönigs unschädlich gemacht wurde. Es fehlte nicht viel, sa hätte er die Nase des großen Sesostris mitgenommen: Guisquet. Egypte II. Vol.

Alles, was wir bisher über den Biß dieser furchtbaren Schlange gehört! Er hatte indessen die Erfahrung gemacht, daß die Vorsehung uns ein Gegengift dawider ganz in der Nähe geboten, — denn kaum zehn Schritte von dem Orte, wo wir dem Ungethüm begegnet, fanden wir einen Guacostrauch; der Guaco wird im ganzen tropischen Amerika als spezifisches Mittel gegen den Schlangenbiß angesehen und wächst in Mexiko in dem Schatten der Waldungen bei Palenque. Es werden drei Arten von Guaco unterschieden: ein weißer, grüner und purpurfarbener, worunter der letztere am meisten geschätzt wird, obwohl er sich nur durch die Farbe der Blätter von den andern unterscheidet. Das Mittel wird innerlich in der Form einer Essenz oder einer Tinktur angewendet. Trotzdem mein Gewährsmann an die wunderbare Wirkung des Guaco fest glaubte, hege ich doch die begründetsten Zweifel an seiner Wirksamkeit. In einiger Entfernung davon sahen wir einen riesigen Aronbaum, worüber ich mein Erstaunen nicht zurückhalten konnte. Auch dieser Pflanze wußte Señor Gonzales Wunderkräfte beizumessen, — denn er hatte die Naivetät mir zu versichern, daß sobald die giftigsten Schlangen den Baum mit ihren Zähnen berührten, so fielen dieselben aus!? Während ich über seine Bemerkung nur lächeln konnte, trat ich dem Baume näher, dessen riesengroße Blätter gegen zwei Yards lang und anderthalb Yards breit sind, so daß gegen drei Personen im Schatten eines einzigen Blattes Raum fanden.

— Wir näherten uns allgemach den Ruinen, die der dichte Wald unserem Blicke aber noch entzog. Nachdem wir eine steile Anhöhe voller Trümmer erstiegen, fanden wir uns mit einem Male am Portale eines großartigen Gebäudes, das wir kaum hier geahnt hatten. Es war nämlich die Hauptfronte des sogenannten Palastes, die uns eine Doppel-Gallerie von achtzig Yards Länge, die auf massiven Pfeilern ruhte, eröffnete! Was mich aber von vorn herein überraschte, war daß die Mauern der Gallerien, die vom Architrav aus sich einander nähern, einen spitzen Winkel bilden, dessen Spitze gegen sieben Fuß vom Boden durch eine horizontale Schicht von Steinen geschlossen und abgestumpft wird. Diese originelle Bauweise, die das Prinzip des Bogens verräth, zeigte Großartigkeit und Kühnheit der Zeichnung, war es auch nicht zu verkennen, daß die Erbauer sich noch nicht auf die Curve verstanden und so gewissermaßen

auf halbem Wege stehen geblieben. Fast ruhend auf einem Pyramidal-Fundament von zwanzig Fuß Höhe erhebt sich der Palast, über dem ein viereckiger Thurm von drei Stockwerken sich emporhebt, die durch eben so viele Karnieße von einander geschieden sind. Beim ersten Blick auf dieses seltsame Bauwerk, wurde ich von einem Staunen ergriffen, das mich buchstäblich an den Boden bannte! Keine Tradition ist mehr vorhanden, die uns die Erbauer errathen ließe und mitten in der hehren Einsamkeit der Wildniß steht der Wunderbau als Zeugniß untergegangener Geschlechter! Vom Portal aus, das wir uns genau ansahen, konnten wir in einen innern Hof blicken, in welchem riesenhafte Götzenbilder, halb von wilden Pflanzen überwuchert, uns entgegen blickten. Der übrige Theil des Gebäudes war gewissermaßen durch das Dickicht des Waldes so verhüllt, daß wir unmöglich seine Form und Größe bestimmen konnten. Unweit davon, in nördlicher Richtung, liegen auf isolirten Hügeln andere Monumente, nicht minder bemerkenswerth durch die Festigkeit ihres Baues und die ernste Einfachheit der Architektur, deren ursprünglicher Zweck uns ein Geheimniß bleibt. Welche Zeit mag seit der Blüthe jenes untergegangenen Volkes dahingegangen sein? Heute sind diese Denkmäler vergangener Größe mit Buschwerk und Schlingpflanzen überzogen und gar Riesenbäume heben sich von den Bauten aus in die Lüfte, daß man kaum zu fassen vermag, wie dieselben sich hier entwickeln konnten! In beträchtlicher Entfernung ringsum ist dazu das Inselland mit Ruinen überdeckt, die nur zum Theil durchforscht worden. Am ersten Tage warfen wir nur einen flüchtigen Blick auf alle diese Wunderdinge, da wir einige Tage der Untersuchung zu widmen gedachten. So verabschiedete sich denn Sennor Gonzales am folgenden Tage, so daß ich mit Morin hier allein blieb, was mir gerade nicht unangenehm war, denn ich bedurfte Ruhe zum Nachdenken und wollte ganz ungestört der Natur wie Kunst hier leben.

— Am folgenden Morgen gingen wir ans Werk und fingen damit an, die nächste Umgebung des Palastes vom Schutte zu reinigen, worauf wir es uns in den östlichen Gallerieen behaglich machten, deren Flur direct in den Wald führt. Mit den Materialien, die uns zu Gebote standen, bildeten wir uns einen Heerd, denn wir hatten unser Küchengeschirr nicht vergessen.

Ein breiter, polirter Stein diente uns als Tisch, während wir uns aus dem Walde Brennmaterialien und Laubwerk holten, auf dem wir unser Lager aufschlagen konnten. In den unterirdischen Kammern, die meist als Grabstätte gedient haben mochten, beschlossen wir die Nacht zu verbringen. Um aber Luft und Sonnenlicht den Zugang zu eröffnen, mußten wir freilich eine Oeffnung brechen und unterließen nicht, sofort ein Feuer anzuzünden, um die dumpfe Luft zu vertreiben. Als der Abend gekommen, kamen Schwärme von Fledermäusen aus allen Winkeln der Ruinen hervorzuflattern und ich verfehlte nicht, sofort zwei ganz verschiedene Arten der Vespertilio-Familie hier zu entdecken.

— Es liegt fern von unserm Zwecke, hier eine ausführliche Schilderung der Monumente von Palenque zu geben. Ueber den Palast bemerke ich nur, daß er ein Riesenparallelogramm darstellt, das einen Flächenraum von 3840 Quadratyards umfaßt. Wer die genaueren Einzelheiten dieses großartigen Denkmals kennen zu lernen wünscht, dem empfehle ich die Denkschriften von Dupaix in dem Recueil des Antiquités-Mexicaines, die Reise von Stephens, die Skizzen von Catherwood und das prachtvolle Werk von Lord Kingsborough.

Was sich jetzt von diesem Riesendenkmale der Vorzeit noch vorfindet, läßt den Conjekturen der Alterthumsforscher den mannichfaltigsten Spielraum und so erlaube ich mir denn auch meine Meinung hier zu äußern, die sich auf meine persönlichen Untersuchungen und einige historische Combinationen stützt.

— Gleichviel, ob die Entdeckung dieser Ruinen einem bloßen Zufall zu verdanken, — oder ob, wie die Indianer wähnen, ihre Auffindung durch eine göttliche Offenbarung allein möglich gewesen — so ist doch das gewiß, daß vor dem Jahre 1750, wo Don A. Calderon das Heft der Regierung führte, niemals dieser Ruinen Erwähnung geschehen ist. Fast seit Mitte des vorigen Jahrhunderts sind mithin diese Ruinen uns zugänglich geworden, deren Namen selbst in der Tradition der Indianer verloren gegangen, denn bei ihrer Entdeckung wurden sie nach dem nächsten Dorfe: „Santo Domingo de Palenque“ genannt. Die Entdeckung erregte großes Aufsehen in Spanien, denn die Regierung unterließ nicht in den Jahren 1784 und 1785 Alterthumsforscher hin zu senden, die über den Fund genaueren Be-

richt erstatten sollten.*) Die damalige Untersuchung stellte heraus, daß die alte Stadt sich über einen großen Raum hinerstreckte, der auf dem nördlichen Abhang eines Rückens der Cordilleren liegt, welche Guatemala von den Provinzen Tabasco und Chiapa trennen. Allein erst achtzehn Jahre später ließ König Karl IV. von Spanien eine gründlichere Untersuchung jener denkwürdigen Reste untergegangener Kultur vornehmen, deren Ergebnisse nur zu lange in den Archiven verborgen geblieben. Buchstäblich blieben sie während der Revolutionsstürme, die Mexiko heimgesucht, in den dortigen Archiven vergessen, bis die Arbeiten des Capitains Dupaix und die Zeichnungen seines Begleiters Castaneda in Besitz des Herrn Baradère kamen, der sie zum Besten der Wissenschaft im Jahre 1834 in seiner Sammlung der Mexikanischen Alterthümer veröffentlichte. Dieses Dokument bietet das Interessanteste, was über die Ruinen von Palenque noch zu sagen wäre! Gegen sechs und zwanzig Jahre später gelang es zwei anderen kühnen Reisenden, den Herrn Waldeck und Stephens die Arbeiten von Dupaix dadurch zu vervollständigen, daß sie selbe nicht allein durch werthvolle Einzelnheiten erweiterten, sondern auch Facsimiles der Hieroglyphen gaben, die von ihren Vorgängern ganz unbeachtet geblieben.

— An verschiedenen Orten von Yucatan finden sich thatsächliche Beweise, daß in der Vorzeit dort auch eine Civilisation geherrscht, die eben so bemerkenswerth wie jene von Palenque. So müssen wir denn die Frage aufwerfen, wie so es kommen mag, daß bloß die Ruinen von Palenque die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt? Mir deucht, die Antwort darauf ist leicht zu finden: gerade weil die Monumente von Yucatan offen der Welt vorliegen, die nicht in ein solches Geheimniß gehüllt, sind sie fast unberücksichtigt geblieben!

Meines Erachtens haben die eigenthümlichen Verhältnisse dieser Ruinen: — die Großartigkeit der Natur, die sie umgiebt, verbunden mit dem Mangel aller Traditionen, welche über ihren Ursprung Aufschluß geben, der Annahme Vorschub gethan, als müßten sie dem höchsten Alterthum angehören! Allerdings war zu der Zeit, wo Cortez die Küste betrat, um in's Innere von

*) Bernasconi und Del Rio heißen diese Forscher. Nur Letzterer hat einen kurzen, aber nur oberflächlichen Bericht darüber geliefert.

Honduras einzudringen, diese Gegend seit langer Zeit nicht mehr bewohnt, denn Bernal Diaz sagt in seinem Kriegsberichte: „Von einer Heerstraße war nichts zu sehen, und wir mußten uns mit Händen und Säbeln einen Weg bahnen. Das Land war so dicht bewaldet und die Bäume so hoch, daß wir kaum den Himmel wahrnehmen konnten. Wir mußten die höchsten Bäume erklimmen, nur um einen Blick auf das Land ringsum zu gewinnen!" Cortez überschritt den Grijalvafluß bei Istapa, so daß er nur in geringer Entfernung von der Stadt Palenque sich befand, die dazumal nicht mehr bestanden. Sonst wäre sie den fremden Eroberern sicher nicht entgangen, deren Indianische Führer sich vergebens abmühten, Lebensmittel den Spaniern zu verschaffen. Es kostete die größten Mühseligkeiten, nur um aus dieser Wildniß wieder herauszugelangen. Allein selbst zugegeben, daß diese Ruinen im Jahre 1524 fast in dem heutigen Zustande schon in den Wäldern von Chiapa also angetroffen wurden, so ist keineswegs daraus zu schließen, daß ihr Zustand in unvordenkliche Zeiten zurückfiele. Man vergesse ja nicht, daß Yucatan zur Zeit ihrer Entdeckung noch ein blühendes und bevölkertes Land war, das einen Ueberfluß an öffentlichen Gebäuden hatte, die aus Hausteinen mit Mörtel bestanden, deren Größe und Schönheit selbst die Spanier mit Staunen erfüllte. Ganz abgesehen von dem Zeugnisse der Geschichtsschreiber jener Zeiten wissen wir, daß die Krieger, die unter Grijalva gefochten, das unentdeckte Land für ein zweites Spanien hielten, — so glich es ihrem Geburtslande! Und doch sind alle jene Prachtbauten schon heute geschwunden — denn Bürgerkriege, aus Fanatismus und politischen Fehden entsprungen, haben das Ihrige dazu gethan, sind auch die Trümmer der einstigen Blüthe und Größe von der Insel Cozumel bis zu den Grenzen von Peten und Tabasco hin überall zerstreut.*) Augenscheinlich sind es die Reste derselben Bauten, welche die Aufmerksamkeit der Spanier rege machten und deren Zahl — nach Herrera, eine außerordentlich große war. „In allen Provinzen — sagte dieser Schriftsteller — fanden sich so viele und so großartige Bauten in Quadersteinen, daß wir darob

---

*) Die Stadt Mexico ist z. B. aus den Trümmern der Landesmonumente aufgeführt und das Franziskanerkloster der Stadt liegt auf dem Flecke, wo einstens das Götzenbild des Gottes Tihoo angebetet wurde.

Furcht empfanden!" Vergleichen wir nunmehr die Ruinen von Yucatan mit denen von Palenque, so ist der Beweis leicht zu führen, daß die Monumente, deren Reste sie sind, demselben Baustyle angehören und ganz nach denselben Prinzipien aufgeführt sind. Der allgemeine Plan dieser Bauten, ihre Pyramidalbasis, das Fehlen von Bogendächern, der Gebrauch von Gypsmörtel und die Art, wie sie bemalt wurden —, dazu die auf ihren Mauern ausgeführten Bas-Reliefs und die Aehnlichkeit ihrer hieroglyphischen Symbole, dies alles läßt selbst im kleinsten Detail auf eine Uebereinstimmung der Ideen und des Geschmacks schließen, die je nach Zeit und Ort sich wohl verändert haben mögen, ohne dadurch jedoch ihren ursprünglichen, nationalen Charakter einzubüßen. Nicht ist die Analogie in Abrede zu stellen, die zwischen diesen Ruinen und den Monumenten von Mexico besteht, die von der Tradition den Tolteken zugeschrieben werden.*) Alle diese Punkte, die hier nicht ins Einzelnste zu verfolgen sind, sprechen genug für die Einwirkung und das Uebergewicht eines gemeinsamen Volksstammes auf dem ganzen Gebiete zwischen dem Cap Catoche und dem Mexikanischen Tafellande.

Sind wir über den Ursprung nunmehr im Klaren, so mögen wir wohl eher im Stande sein, über das Alter von Palenque uns ein Urtheil zu bilden. Wir sind dessen gewiß, daß die Tolteken in der Mitte des siebenten Jahrhunderts, in Besitz von Anahuac waren, wo eine friedliche Civilisation sich entwickelte. In späterer Zeit, gegen das Jahr 1052, verließen sie diese Gegenden und wanderten in südöstlicher Richtung nach den Provinzen Oxaca und Chiapa. Hiernach dürfte man zu dem Schlusse kommen, daß Palenque erst aus dieser Zeit stammt und mithin zu gleicher Zeit mit Mitla auf der Höhe seiner Blüthe stand. Freilich ist es allbekannt, daß die Wanderungen der Tolteken sich bis nach Guatemala und Yucatan hin erstreckten, wo sie ihre Nationalbaukunst und ihre Neigung für riesige Pyramidalbauten einführten, die aber keineswegs etwas mit dem Egyptischen gemein hat. Allerdings ist es zu bedauern, daß die Ge-

*) Vergleicht man die Tempel von Mitla mit den Ruinen von Zaya, Tuloom und Chunchum, so wird man unzweifelhaft die ursprüngliche Architektur der Tolteken wiedererkennen, vor Allem aber die Säulen, welche die Kenner mit solcher Bewunderung erfüllt. Stephens Vol. II.

schichte über die damaligen Zustände der Halbinsel nichts zu sagen weiß, — denn wir wissen nicht einmal, ob sie dazumal bewohnt war! Da keine Spuren der Bewohner jener Zeit zu finden sind, so mußten wir zu dem Schlusse kommen, daß, wenn es deren gegeben, sie durch die Tolteken vernichtet wurden. Es ist nicht anders anzunehmen, als daß die Stadt Mayapan, die zwei Jahrhunderte später sich zum Mittelpunkt eines Staates erhoben, der durch Sitte und Institutionen sich einen Namen erworben, das Werk des intelligenten Volkes gewesen, dem die Monumente von Anahuac ihren Ursprung auch zu danken haben. —

— Hier mag es wohl am Orte sein, eine Stelle aus Herrera eben folgen zu lassen, die uns zu einigen neuen Vermuthungen Anlaß bieten möchte. „Während die Bewohner von Mayapan — sagt Herrera — im friedlichsten Gedeihen sich befanden, kamen von Süden her von den Höhen von Lacandon Volksmassen, die aus Chiapa hergekommen und die nach vierzigjährigen Wanderungen durch die Wildniß sich schließlich zehn Stunden von Mayapan an dem Fuße der Berge ansiedelten, wo sie Prachtbauten aufführten und die Gesetze und Sitten des Landes annahmen!" —

— Wer mögen denn diese Fremden gewesen sein, die die Künste des Friedens verstanden und sich mit der Urbevölkerung des Landes schließlich verschmolzen? Ist nicht anzunehmen, daß sie einem bereits civilisirten Volke angehörten, das sich bald mit den Bewohnern von Yucatan vermischte? Sollte es nicht wahrscheinlich sein, daß diese Auswanderer, die ein neues Land sich suchten, aus den Gebirgen gekommen, wo jetzt die Ruinen von Palenque stehen? Sollten es nicht die Bewohner derselben Stadt gewesen sein, die durch eine Katastrophe zerstört worden, wie jene gewesen, die später Mayapan in einen Trümmerhaufen verwandelte? Sollte diese Annahme begründet sein, so kann das Ereigniß nur zwischen den Jahren 1250 bis 1420 sich begeben haben, zwischen welchen Jahren Mayapan gegründet und zerstört worden. —

— Freilich haben diese Bemerkungen keinen andern Werth als den einer Hypothese, die auf der Gleichzeitigkeit jener Erlebnisse fußt! Erwägen wir aber dazu die unbestreitbare Analogie zwischen den alten Monumenten von Mexico und denen von Palenque und Yucatan und ziehen wir dazu die geographische

Vertheilung dieser Ruinen in Betracht, die sich in der Richtung der Toltekenauswanderung hinzieht: bedenken wir alle diese Momente zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß alle diese verschiedenen Bauten von demselben Volke aufgeführt worden, das allgemach Tula, Mitla, Palenque und Mayapan, gleich, wie alle in Ruinen liegenden Bauten der Halbinsel einst aufführte.*) Die Indianer von Yucatan, die Mayas können keine anderen Vorfahren gehabt haben, eine Vermuthung, die durch die alten Sitten des Volkes noch bestärkt wird, deren Milde und Religion selbst unter dem Einflusse der Azteken sich erhalten. Uebrigens ist die Toltekenrace keineswegs in Guatemala erloschen, wo sie heute noch in den Gebirgsgegenden ein stolzes aber zugleich arbeitsames und thätiges Volk sind, das seines alten Ursprunges sich rühmt. —

— Es läßt sich nicht verkennen, daß die Lage von Palenque eine bewundernswerthe war! Von den Höhen herab, die heute mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt sind, auf denen sich dazumal aber Prachtbauten erhoben, blickt das Auge auf eine Ebene voller Wälder und Savannen, die sich bis zur fernen Küste von Catasaja hinziehen! Vom Thurme des Palastes herab konnte der Beherrscher einstens die ganze Stadt überblicken wie die Umgegend, soweit der Horizont nur reichte. Das Herannahen eines Feindes konnte er so gut überwachen wie das Treiben seines fleißigen Volkes! Wie wäre daran zu zweifeln, daß diese in Trümmer gesunkenen Tempel einst den Prunk des Opferdienstes gesehen? Wer wüßte nicht, daß auf diesen Stufen und Treppen einstens jene fantastisch costümirten Krieger sich gedrängt, die wir auf den Bas-Reliefs wiederfinden? Mit einem Worte, wer möchte verneinen, daß diese Orte, wo die Natur wieder ihre volle Herrschaft erlangt, einstens das pulsirende Leben einer hochvorgeschrittenen, eingeborenen Civilisation geschaut?

— Lernen wir aber doch unsern Enthusiasmus etwas mäßigen — denn die Kunst der Erbauer der Monumente von Palenque hatte ihre Grenzen! Bedenken wir wohl daß ein Volk, das die Schreibkunst nicht verstand, das noch weniger aber

*) Der Untergang von Mayapan ist nur siebzig Jahre älter als die Eroberung des Landes durch die Spanier. —

den Gebrauch des Eisens kannte, — daß dies Volk, das ohne Heerden noch Lastthiere gewesen, nicht den Grad der Civilisation erreicht haben konnte, der mit der unsrigen irgend einen Vergleich aushielte! Wohl darf ich behaupten, daß man die Ruinen von Palenque zu hoch gepriesen — denn bei aller ihrer antiken Pracht und verwegnen Ausführung muß ich doch daran aussetzen, daß sie in ihren Details nicht den Enthusiasmus der Archäologen rechtfertigen; den ornamentalen Linien fehlt es an Regelmäßigkeit, den Zeichnungen an Symmetrie und ihren Skulpturen an Vollendung!*)

— Eine Ausnahme muß ich aber gelten lassen für die symbolischen Tafeln, deren Skulpturen mich durch ihre Vollendung überraschten. Was die Gesichter anlangt, so deutet ihre rohe

*) Unter den Bas-Reliefs von Palenque ist eins der bemerkenswerthesten jenes, was unter Fig. 1 hier verzeichnet ist. Die Tafel, worauf es sich befindet, ist vier Fuß lang, drei Fuß breit und ringsum finden sich die Spuren eines verzierten Kranzes aus Stuck. — Die Hauptfigur sitzt mit gekreuzten Beinen auf einem mit Parderköpfen geschmückten Sitze, während die eine Hand erhoben ist, als wolle sie etwas zu verstehen geben, wenn es nicht irgend eine mystische Bedeutung hat! Hervorzuheben ist, daß die Darstellung große Aehnlichkeit mit den Bildern des Buddha auf vielen Skulpturen Indiens hat, so daß man sie für die Figur des Cuculcan halten könnte, des wohlthätigen Halbgottes der Central-Amerikanischen Nationen, der in Mexico auch als Quetzalcoatl angebetet wurde, was eigentlich nur die mexikanische Uebersetzung des Tzendal oder Tolteken-Namens ist, so viel heißend, wie „befiederte Schlangen!" Dieses nach der Zeichnung von Catherwood kopirte Bas-Relief mag den Vergleich mit einer hübschen Miniaturdarstellung desselben Gegenstandes erleichtern, — Fig. 2 —, die den Ruinen von Ocosingo, vierzig Meilen südlich von Palenque im Jahre 1856 entnommen wurde. Es ist in Lebensgröße aus einem schönen, grünen Steine geschnitten, den die Spanier „Madre de esmaralda" (Smaragd-Mutter) nennen und der von den alten Indianern unter dem Namen „Chalchiuitl" bekannt war; dieser Stein ist sehr hart und wenn polirt, gleicht er dem schönsten grünen Email. Manche hielten den Stein für grünen Quarz, doch hält Sir Roderic Murchison ihn für einen Nephoit- oder Bitterstein, die Figur in erhabenem Relief, ist scharf geschnitten und vortrefflich polirt; zwischen den bezeichneten Punkten aa ist ein Loch durch den Stein gebohrt, das offenbar dazu dienen sollte, ein Band oder eine Kette aufzunehmen, an dem der Schmuck getragen wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde es auf der Brust eines Priesters, wohl des Hohenpriesters des Gottes Cuculcan, getragen, dessen Bild auf dem Steine sich befindet. Außer dieser Reliquie wurden auch mehrere andere von demselben Material gefunden, die kaum geringeres Interesse bieten; darunter findet sich ein Cylinder, — zwei Zoll im Durchmesser, jenen gleichend,

Ausführung auf die frühen Anfänge einer Kunst, die noch in ihrer Kindheit war. — Das unter dem Namen: „Stein des Kreuzes" bekannte Bas-Relief verdient als eines der Vollendetsten hervorgehoben zu werden. Aus dem Heiligthum, wo es sich ursprünglich befand, herausgerissen, fand man es am Fuße eines Hügels liegen, wo es der Zerstörung Preis gegeben ist. Vergebens haben sich die Gelehrten bisher abgemüht das Räthsel dieses historischen Fragments zu lösen, — denn die Einen vermeinten darin die Symbole der Götter von Memphis wiederzufinden, während Andere es christlichen Ursprungs hielten.

---

die in den Assyrischen Ruinen gefunden werden, auf dessen äußerer Fläche Hieroglyphen eingegraben sind, die wir hier in treuer Nachahmung folgen lassen:



Fig. 1.

Meines Erachtens bedürfte es aber eines zweiten Champollion um uns den Schlüssel zur Erklärung der amerikanischen Hieroglyphen zu reichen. Bis ein solcher Entzifferer aufersteht, bleibt uns nichts anderes übrig, als in diesen Steinen bloß eine Indische Allegorie wiederzufinden, deren Hauptfiguren die Erzeugnisse der Gegend abspiegeln.

— Warlich, nirgendwo habe ich tiefer die Nichtigkeit aller Menschenwerke empfunden, als Angesichts dieser denkwürdigen Ruinen, deren Urheber nach wie vor uns im Dunkel gehüllt sind! Nur noch wenige Jahre und auch diese Reste einstiger Größe werden geschwunden sein, denn was die Natureinflüsse unberührt gelassen, wird von der gewissenlosen Habgier thörichter Touristen zerstört! Wo sind die von Dupaix noch so hoch ge-



Fig. 2.

priesenen Bas-Reliefs von Stuck geblieben? Was ist aus den Allegorischen Skulpturen geworden, worüber die Gelehrten so lange schon gestritten? Wer hat die Medaillons beseitigt, welche den Säulengang des großen Palastes geschmückt? Die Bas-Reliefs sind für immer vernichtet, während die andern Denkmale vergangener Zeiten theils verstümmelt, theils vollständig abgerissen worden sind! Es ist kaum zu bedauern, daß der Einfluß der Zeit und der Luft so wenig hier verschont gelassen, — denn sonst wäre das Wenige, was wir heute noch in Ruinen sehen, auch nach fremden Gegenden verschleppt worden. Wo einst Inschriften gestanden, die auf die Erbauer und ihre Zwecke Licht hätten werfen können, finden wir die Namen der Touristen, die ihre Thorheit damit verewigen wollten. —

— Vierzehn Tage, die sobald nicht aus meiner Erinnerung schwinden, verbrachten wir in dieser Einsamkeit, unter den Denkmalen untergegangener Geschlechter. Es fehlte uns nicht an Kurzweil, — denn wir jagten im Walde, stellten Fallen für die wilden Thiere und sammelten die mannichfaltigsten Muscheln, Pflanzen, Schmetterlinge, deren es hier eine Unzahl giebt, wobei wir Anlaß fanden, die Schönheit der hiesigen Natur nicht lebhaft genug bewundern zu können. Selbst Morin, dessen geistiger Horizont ziemlich beschränkt war, fing an, Interesse für die Wunder der Natur zu empfinden, — er fing nämlich an eine

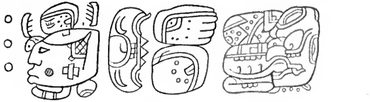


Fig. 3.

Wie oben erwähnt, wurden diese grünen Steine von den alten Mexikanern und Central-Amerikanern hochgeschätzt und unter den Geschenken, die Montezuma einstens Cortez für den König von Spanien überreichte, fanden sich auch solche Steine. Nach Bernal Diaz sagte Montezuma, als er dieses Geschenk ihm übergab: „Auch will ich dir einige Chalchihuis geben, die einen so ungeheuren Werth besitzen, daß ich sie nur einem so mächtigen Kaiser, wie dem Deinen, geben möchte; jeder dieser Steine ist zwei Wagen voller Gold werth!" —

Sammlung von „Cocuyos“ — Leuchtkäfer — anzulegen, die er mit nach Frankreich nehmen wollte, — denn er bildete sich ein daß die phosphorescirenden Augen dieser Insekten selbst nach ihrem Tode fortleuchten würden!? —

— Die frühen Morgenstunden sind hier die köstlichsten! Colibris schwirren unter den Rebengeländen, welche die Mauern des alten Palastes überwuchern, während Schmetterlinge in der buntesten Farbenpracht — grüne und purpurfarbene Wasserjungfern nach allen Richtungen flattern! Die die Luft verdunkelnden Schwärme von Fledermäusen werden dann aus dem Dunkel des Gestrüppes durch das Licht des Tages aufgescheucht; der ganze Wald fängt an Leben zu gewinnen und wir hören, wie der Specht die Stämme vermodernder Bäume mit seinem Schnabel erklingen läßt. Alles Leben verrauscht aber wieder gegen die Mittagsstunde; — stille und regungslos scheint die ganze Schöpfung, wenn die Sonne ihre höchsten Gluthen entsendet, trotz des undurchdringlichen Laubes, in dem die Geschöpfe sich bergen! Nichts als das einförmig gleiche Murmeln des Stromes, der am Fuße der Ruinen dahinrieselt, läßt sich dann noch vernehmen!

— Seltsam, daß beim Hereinbrechen der Nacht die Ruinen selbst auf den Europäer einen zauberhaften Eindruck machen, dessen man sich nicht entschlagen kann und so darf man sich wohl nicht drob wundern, daß die Indianer hier nicht gerne im Dunkel weilen. Sie wähnen, an dem Orte gingen dann die Geister der einstigen Bewohner um; — sie bilden sich gar ein, die Bas-Reliefs gewännen in der Nacht ihr einstiges Leben zurück und die Krieger träten dann aus dem Gesteine hervor und durchwandelten die düstern Gallerien! . . . . Ich muß bekennen, — so wenig ich mich auch vor solchen Phantasiebildern fürchte, so konnte ich mich doch mitunter eines gewissen Schauders nicht erwehren, — denn in der Atmosphäre die uns umgab, schwebten fort und fort winzig kleine, beflügelte Lichter, — erst funkensprühend — dann wieder verschwindend und einen Lichtstreif hinter sich lassend; zugleich ließen sich unbestimmbare Töne aus allen Theilen des Waldes vernehmen, — allerdings keinen so furchtbaren Eindruck machend wie ich an den Ufern des Usumasinta empfunden, — denn die Töne waren milde und lieblich wie Vögelgezwitscher; — geheimnißvoll klang es, wie

die Laute einer unbekannten Sprache! Es däuchte mir dann, als hätte Alles rings um mich Leben gewonnen; es kam mir vor, als hätten die Pflanzen und Bäume — als hätten selbst die alten Mauern Laute vernehmen lassen, denen ich entzückt lauschte und ich gestehe: oft genug durchsuchte ich das Dunkel um zu entdecken, welche Geschöpfe denn diese seltsamen, harmonischen Töne laut werden ließen! Mitunter hörte man den Silberklang einer kleinen Glocke, oder klagende Töne aus der Ferne, — dann ein Rauschen oder gar Seufzer aus dem Innern der Ruine hervortönen. Auch schien es mir als flüstere es von allen Seiten und es dünkte mich, als wenn die ganze Natur die Pracht und die kühlende Frische der Nacht mitempfände! Einmal begegnete ich auf der Treppe des Palastes einem Riesenfrosche, dessen Stimme dem Hundegebell so ähnlich war, daß ich glaubte, unsere Fida hätte einen Gefährten hier gefunden, was sie selbst vermeinte, denn in der ersten Nacht hatte sie die Zurufe des Frosches auf die freundlichste Weise zu erwiedern gesucht.

— Wir führten hier übrigens das regelmäßigste Leben von der Welt! Wenn die Nacht hereinbrach, ließen wir ein großes Feuer in dem Säulengang auflodern, an dem Morin unser Abendmahl bereitete — denn wir suchten unser Lager nicht eher auf, als bis der Schlummer sich auf unsere Augen senkte. Auf den Ruinen der alten Treppe hingestreckt genossen wir die kühle Abendluft, die frischen Waldlüfte einathmend und hinausschauend auf die phosphoreseirenden Insektenschwärme, welche den Nachthimmel belebten. Zuweilen traf es sich, daß ein plötzlicher Windstoß selbst die großen Bäume erzittern ließ, wo die Flamme unseres Feuers dann heller empor loderte . . . Die Schatten des Dunkels schienen alsdann sich zu bewegen, und unsere Fida hob schläfrig ihren Kopf empor und lauschte mit uns gewärtig dessen, was da wohl kommen möchte. . . Wenn wir dann zur späten Stunde die Gallerien verließen, um in unserm unterirdischen Schlafgemach es uns bequemer zu machen, so warfen die verglimmenden Scheite unseres Holzstoßes einen eigenthümlichen Schein auf die steile Treppe, die nach dem Walde hinführte, während die Waldung selbst sich in der Ferne um so mehr zu verfinstern schien, wogegen die Sternen ähnlich funkelnden Leuchtkäfer dann um so heller strahlten. Mit einem Worte: die Nacht bot hier ein Bild von erhabenster Schönheit und die

Vereinsamung selbst wirkte magisch auf den Geist des dem Menschengewühle entrückten Beschauers.

— Eines Tages fesselten ganz eigenthümliche Laute meine Aufmerksamkeit, denn es waren ganz klare, reine Töne, als wären sie einem musikalischen Instrument entlockt worden. Da es in diesen Gegenden wenige Singvögel giebt, so mußte ich vermuthen, daß diese Laute von einer wunderbaren Vogelspezies herrührten, wovon die Indianer mir viel erzählt hatten und die nach ihrer Sage nur an Orten zu finden wäre, wo Ruinen gelegen sind. In freudiger Ungeduld ergriff ich meine Flinte und eilte von dannen um den beflügelten Musiker aufzujagen. Eine Weile lauschte ich und da es mir schien, als wenn die reizenden Laute vom Ufer des Stromes herkämen, glitt ich mit möglichster Vorsicht den Uferdamm hinab, ohne jedoch meinen Zweck zu erreichen, — denn der Vogel war bereits davon geflogen und sang von einem Nachbarhügel herab, wohin ich ihm zu folgen mich beeilte. Allein auch vom Hügel schienen die Töne wieder sich zu entfernen, und so stieg ich in das jenseit des Hügels liegende Thal hinunter, ohne der neuen Scenerie, die sich hier mir entfaltete, meine Aufmerksamkeit irgend zu schenken. Längst schon lagen weit hinter mir die Ruinenhügel und Trümmer, die uns als Wegweiser bisher gedient und durch Dickicht und Lichtung folgte ich dem Gegenstande meiner feurigsten Wünsche. Seltsam, oft däuchte es mir als wären die Laute gerade über meinem Haupte, — so klar und rein tönten sie, als sänge mir der Vogel ein Siegeslied! Allmälig gerieth ich in eine fieberhafte Aufregung, die den Jäger mitunter anfliegt und auch wohl dem Naturforscher nicht fremd ist. Natürlich durchsuchte ich jeden Strauch, um den Vogel aufzustöbern und glaubte oft genug ihm nahe genug zu sein, um auf ihn Feuer geben zu können, — als plötzlich seine Töne wieder aus der Ferne her erklangen und ich mich getäuscht fand.

Allgemach verhallten die Töne in der Ferne und kaum noch drangen sie in mein Ohr — bis endlich Alles verhallt schien und ich ganz außer mir im dichtesten Urwalde mich plötzlich wiederfand! Anfangs wandelte mich keine Furcht an; ich lauschte noch eine Weile, bis ich endlich alle Hoffnung aufgab den Vogel aufzufinden, dessen Sirenenstimme mich in dieses Waldlabyrinth verlockt hatte. Ganz mechanisch fing ich an

meinen Weg zurückzusuchen, und glaubte dann die Richtung einzuschlagen, woher ich gekommen. Unbesorgt ging ich so meines Weges und fand das lebhafteste Interesse an den mannichfachen Pflanzen und Insekten, denen ich begegnete. Erst nach geraumer Zeit bemerkte ich, daß der Weg mir ganz fremdartig vorkam und daß ich meine Richtung verfehlt haben mußte; der Wald nahm einen ganz anderen Charakter an, — kein Gestrüpp zeigte sich mehr, der Boden war sehr wechselnden Niveaus und unermeßliche Bäume mit Pyramidalstämmen und weithinreichenden Aesten überschatteten eine Masse von Zwergpalmen, die nicht höher als unsere Farrenkrautstauden . . In der That wurde ich besorgt und eilte rasch auf eine nahegelegene Anhöhe, um mich nach allen Richtungen umzuschauen, — aber nichts konnte ich wahrnehmen als das Laubwerk der Riesenwaldung und nichts hörte ich als das heftige Klopfen meines Herzens! Mit aller Energie, die mir die Furcht eingab, machte ich den Versuch auf den Gipfel eines Baumes emporzuklimmen. Allein — auch dieses war vergebens, denn zu meinem Entsetzen entdeckte ich, wie ein Ocean von Laub sich vor meinem Blicke entfaltete, der bis an die äußersten Grenzen des Horizonts zu reichen schien.

— Was blieb mir da anders übrig, als hinunterzusteigen und zu versuchen, ob ich laut genug schreien könne, daß mein Reisegefährte mich hören mochte. Aber auch dieses war umsonst und so ließ ich mich am Fuße eines Baumes nieder; den Kopf auf meine Hände gestützt sann ich auf ein Mittel, wie ich aus meiner furchtbaren Lage mich befreien könne. Aber sammeln konnte ich meine Gedanken nicht mehr, es schien mir, als wäre ich meiner Sinne nicht mehr mächtig, — mein Kopf fieberte und ich war unfähig mich zu irgend einem Entschluß aufzuraffen. Die Lage eines Menschen, der sich in einer Wildniß verloren, ist eine wirklich verzweifelte zu nennen und nur, wer selbst einmal solche Geistesqualen empfunden, vermag sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Wie lange meine Geisteskräfte so erschöpft und ich hinbrütend so gelegen, weiß ich warlich nicht anzugeben, — nur so viel ist mir erinnerlich, daß ich nach einer Weile mich erhob voll der schlimmsten Ahnung des Geschicks, das mir drohe, doch mit dem festen Plane, auf irgend eine Weise wieder den Weg nach den Ruinen zurückzufinden. Da die Nacht erst nach mehreren Stunden einbrechen konnte, so

blieb mir allerdings Zeit genug, Versuche noch zu machen. Den Ort, wo ich mich befand, wählte ich als Ausgangspunkt und beschloß — was mir auch begegnen möge, denselben nicht aus den Augen zu verlieren. Zu dem Ende ersah ich mir einen kolossalen Baum aus, dessen Rinde ich abschälte, suchte dazu einige Steine an seinem Fuße auf, wodurch ich den Fleck mir bezeichnete, so daß er von der Ferne aus mir sichtbar bleiben mußte. Mein Plan ging nunmehr dahin, in jeder Richtung von diesem Centralpunkte aus in gerader Linie voranzugehen, bis ich wieder auf Spuren der alten Stadt stoßen würde.

— Da ich dessen gewiß schien, daß ich in östlicher Richtung mich von den Ruinen entfernt hatte, so schlug ich natürlich diese Richtung zunächst ein, während ich gewisse Bäume auf dem Wege mir bezeichnete und Zweige auf den Boden warf, um mich eventuell zu orientiren. Nach mehreren Versuchen eine bestimmte Richtung einzuschlagen, gelangte ich zu einem sumpfigen Terrain, das mit „Aron" und „Scitamineae" bewachsen war. Hier fanden sich keine Holzpflanzen mehr und da ich glaubte die Gränzen des Waldes erreicht zu haben, so überschritt ich den Sumpfboden, in dem meine Fußtritte ihre Spuren zurückließen. Allein Alles war vergebens, kein Wechsel zeigte die Umgebung — dieselbe Wellenvegetation, dasselbe glänzende Blätternetz mit Blättern so groß wie jene des Bananenbaumes — allüberall gleich üppig sich entfaltend und bis an die äußersten Grenzen des Horizonts sich hinstreckend! Alles war mir hier unbekannt und so mußte ich mich denn entschließen auf meinen Ausgangspunkt zurückzugehen. Seltsam, gerade als ich wieder die Grenze des Waldes erreicht hatte, erklangen aus dem Dickicht wieder jene melodischen Töne, als spotte ein böser Geist meines Irrsals. Niemals werde ich der Aengsten vergessen, die ich da empfand und ich erröthe nicht, hier zu bekennen, daß ich in meiner Aufregung anfing an die Existenz übernatürlicher Wesen, die in unser Erdenleben hineinragen, in dem Moment zu glauben. Allein, mein Entschluß, einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden, stand so fest bei mir, daß es mir nicht mehr einfiel, auf die neckischen Töne des unsichtbaren Vogels weiter zu achten, der von den verschiedensten Seiten, wie früher, meiner zu spotten fortfuhr. —

— Endlich gelang es mir, den Ausgangspunkt wieder zu

erreichen, was meiner fieberhaften Erregung ein Ende machte. Ich hatte meine Fassung wiedergewonnen und ich sah ein, daß es nur der Ausdauer bedürfe, um den Weg nach den Ruinen zurückzufinden, die nicht zu abgelegen mehr sein konnten, sollte ich auch schlimmsten Falls die Nacht im Walde kampiren müssen. So entschloß ich mich denn, die Richtung nach Norden einzuschlagen, wobei ich mein Denkzeichen für den Fall des Mißlingens nicht außer Acht ließ. Die Waldung zog sich hier ein hügeliges Terrain hinan, dessen Boden mit gefallenem Laub überdeckt war. So durchwanderte ich denn eine Hügelkette, die durch enge Thäler geschieden war, in denen die tiefste Stille herrschte. Bald erreichte ich ein Dickicht aus Buschwerk der mannichfaltigsten Art, durch das ich nur mit den größten Mühseligkeiten mir einen Weg bahnen konnte. Der Schweiß rann stromweise mir von der Stirne, Gesicht und Hände blutig durch das Dornwerk geritzt, — doch nichts konnte meinen Vorsatz mehr wankend machen! Kein anderer Gedanke beherrschte mich mehr, als mir Merkmale zu sichern, die beim Mißerfolge den Weg, den ich genommen mich wieder erkennen lassen würden, und so gelangte ich denn nach den unsäglichsten Mühseligkeiten aus dem Dickicht heraus. Da fand ich plötzlich einen steilen Hügel vor mir, der keinen so üppigen Pflanzenwuchs bot. Hinauf mußte ich; — da traf mich noch das Mißgeschick, daß ich einen Fehltritt that und stürzte. Achtete ich auch dessen kaum bei meinem Eifer, so fand ich, daß leider eine scharfe Felskante mein rechtes Bein verletzt, was mir später eben so viel Schmerzen als Aufenthalt bereitete. Bei alledem gelang es mir den Gipfel zu erreichen, wo ich dann einen Fernblick gewann, der mir aber eben so wenig Bekanntes zeigte. Die Schatten der Nacht fingen an sich niederzusenken — ich verzweifelte in dieser Richtung meinen Weg wiederzufinden... Mein Muth, ich muß es gestehen, fing an zu wanken, — die Nothwendigkeit, die Nacht in der Finsterniß der Waldung zu verbringen — die geistige und physische Erschöpfung, die durch einen unauslöschlichen Durst nur gesteigert wurde, — Alles trug dazu bei, meine Beharrlichkeit auf die Probe zu stellen! Durch das Dickicht war ich allerdings in der Finsterniß hindurch gelangt, aber nur zu meinem Entsetzen, denn ich fand, daß ich in eine Gegend gerathen, die ich nicht durchwandert hatte. Sollte ich zum zweiten Male mich

verloren haben? Ein Schauder erfaßte mich, ich fing an, das Furchtbare meiner Lage in seiner ganzen Größe zu erfassen, doch meine Geistesgegenwart verließ mich nicht! Sollte ich hier die Nacht zubringen, wo Schlangen und wilde Bestien mich grausen machten? So fand ich es denn für rathsam, den steilen Hügel, aber von einer andern Seite aus, wieder zu erklimmen. Auf dem Wege war der Himmel klar genug mich eine andere Anhöhe erkennen zu lassen, die durch ihre Kegelform und vereinzelte Lage meine Aufmerksamkeit fesselte! Auf diesen Hügel eilte ich zu, wo ich dann zu meiner Verwunderung fand, daß die um die Basis zerstreutliegenden Ruinen bei ihrem Alter, die noch nicht verschwundenen Spuren menschlichen Ursprungs zeigten. Mir schien es unzweifelhaft, daß diese Steine einstens Theile eines alten Gebäudes gewesen, das dem Erdboden gleich gemacht worden. Der Fund versetzte mich in das höchste Entzücken, ich sank unwillkürlich auf die Kniee Gott dankend, daß ich wieder in die Region gelangt, wo die verlassenen Ruinen nicht mehr fern sein konnten. Mein Gottvertrauen stählte meine Kräfte; ich sah ein, daß ich jetzt aller meiner Umsicht bedürfe, um den Faden aus dem Labyrinthe zu finden. Es däuchte mir, daß der einsame Hügel sicherlich den Anfang anderer Ruinen bezeichne und so nahm ich meinen ursprünglichen Waldplan wieder auf; den Kegelhügel sah ich als Ausgangspunkt an, von dem aus ich die Umgegend zu erforschen hätte. In nächster Umgebung stieß ich auf andere Ruinen, was mich in meiner Hoffnung nur stärken konnte und so kam ich denn endlich zu einem kleinen Hügel, dessen Gipfel auch Ruinen zeigte. Freilich ließ mich die Nacht deren Form nicht genau erkennen, doch schien es mir in der Morgendämmerung, daß ich sie schon gesehen haben müßte. Mein Muth fühlte sich neubelebt und von Ruine zu Ruine drang ich endlich bis zur Südfronte unseres Palastes vor. In welcher Verfassung ich nach solchen Nöthen und Mühseligkeiten mich befunden, will ich nicht weiter schildern; ich hatte eine Erfahrung gemacht, die nicht für mich verloren sein sollte. Morin war nicht wenig in Sorge um mich gewesen, er verzweifelte fast an meinem Geschicke und so hatte er warlich nicht daran gedacht, daß mein Magen der Stärkung bedürfe. Kein Essen war für mich bereitet und was meinem Mißgeschicke noch die Krone aufsetzte, war, daß unsere Fida, die über vier und zwanzig Stunden

gefastet hatte, sich an meiner Vogel- und Insektensammlung schadlos gehalten hatte.

— Wenn ich die Einzelheiten meiner Abenteuer so umständlich geschildert, so geschieht es blos um dem Leser eine Idee von den Gefahren zu geben, die uns in den Waldungen dieser Gegenden drohen. Was den wunderbaren Vogel aber anlangt, der mein Unheil verschuldet, so habe ich seinen Gesang seitdem nie wieder gehört; was man mir an den Ufern des Usumasinta über ihn erzählt hatte, ist wohl blos Mähre. Doch wußte ich mich am folgenden Morgen doch zu entschädigen, denn es gelang mir, einen prächtigen Hocco (Crax alector L.) das erste Muster dieser Gallinaceae zu schießen; die Vögel dieser Gattung vertreten unter den Tropen den Puter, der einem kälteren Klima angehört.

Um auf die Ruinen von Palenque zurückzukommen, bleibt mir noch zu bemerken übrig, daß dieselben bei der Modewelt von San Domingo als der angenehmste Ort gelten, wo die heiße Jahreszeit am leichtesten zu ertragen ist und darum ziehen die angesehensten Familien in die unmittelbarste Nähe der Ruinen, was freilich für die Dauerhaftigkeit der Monumente wenig versprechend ist. Unter dem Schatten majestätischer Bäume werden die Hängematten befestigt, in denen man sich wie in dem Schaukelstuhl zu wiegen pflegt; als musikalische Begleitung muß freilich das Murmeln der Bäche genügen. Schalthiere, deren es hier in Fülle giebt, dienen zur Bereicherung des Mahles; eine hier vorherrschende Gattung hat im Geschmack viel Aehnlichkeit mit dem der Herzmuschel. Die Indianer der Gegend halten diese Art von Schwarzschnecken für einen Leckerbissen und sammeln sie in Vorräthen auf, wenn nur die Gelegenheit sich dafür bietet. Oft genug mußte ich ihre Geschicklichkeit bewundern, wie sie die Moluske aus ihrem Gehäuse zu ziehen wissen. Wenn sie dahinschlendern, wissen sie zwei dieser Schnecken mit solcher Kraft in einem Schlage zu treffen, daß die Schalen an ihren Enden zersplittern und sie im Stande sind ohne einen Augenblick zu verlieren den Inhalt zu verschlingen. Die Schale dieser Schnecken, die zu der Melanienspecies zählt, liefert den reinsten Kalk, dessen es sonst keinen in der Nachbarschaft giebt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß dieser Kalk zur

Bereitung des Stuck diente, der einstens zum Bau der alten Stadt verwandt wurde.

— Nur mit dem größten Bedauern mußten wir den Ruinen Lebewohl zurufen, doch schäme ich mich fast zu gestehen, was unsere Abreise so bald nothwendig machte. Selbst unser Vorrath an Reis und schwarzen Bohnen, wovon wir zwei Tage ausschließlich gelebt, fing an zur Neige zu gehn, und da an Wild hier nicht zu denken und keine eßbaren Früchte zu finden, so waren wir buchstäblich auf die Schalthiere der Flüsse hingewiesen, was uns auf die Dauer nicht behagen konnte. So waren wir denn buchstäblich durch den Hunger gezwungen, unseren archäologischen Forschungen Valet zu sagen! Die Sonne war schon aufgegangen, als wir die Stufen des alten Palastes zum letzten Male hinabstiegen! Dieselben Laute aber, die uns bei unserer Ankunft begrüßt, hörten wir bei unserem Abschiede. Der Holzspecht ließ seinen tönenden Klang vernehmen, der Kolibri summte um die Karnieße der Säulen, während riesige Falter durch die verlassenen Säulenhallen rauschten. In tiefer Rührung schied ich von allen diesen Gefährten unserer Einsamkeit, warf dann noch einen Rückblick auf die Ruine, um in die Waldung uns zu versenken!

— Für den Naturforscher bietet San Domingo das höchste Interesse, denn die Nachbarwaldungen sind voll der interessantesten Vögel, während die tropische Vegetation ein außergewöhnliches Feld für Forschungen bietet. Unter den bemerkenswerthesten Bäumen und Pflanzen hebe ich vornemlich die „Asta“ hervor, die wegen ihrer seltenen Härte gesucht wird, dann die „Cascarilla“, den „Colpache“ den Indianer, der hier als fiebertreibendes Mittel gilt und auch den Storax (nabá), dessen Harz bekanntlich zu den wohlriechenden zählt. Zur Gewinnung des Harzes pflegen die Indianer den Baum zu verstümmeln, indem sie große Einschnitte machen, wodurch die Rinde sich ablöst; diese Rinde ist selbst aromatischer Natur, so daß sie bei religiösen Feierlichkeiten als Weihrauch benutzt wird. Nur wenige Landschildkröten sind hier zu treffen, doch ist hier die Cylindrellafamilie durch ihre größte Art, nämlich durch die Cylind. decollata. Nyst. vertreten. Tag und Nachtfalter schwärmen hier legionenweise. Der Urboden ist hier bis zu einer solchen Tiefe mit vegetabilischen Ablagerungen bedeckt, daß es schwer fiele seinen wahren Charakter zu bestimmen; der Geologe muß

hier dem Lauf der Ströme folgen, will er hier auf Entdeckungen ausgehn. Als Beleg dazu mag dienen, daß ich anderthalb Stunden südwestlich des Dorfes, fast im Bette des Chacamasflusses ein Lager von Austernschalen und versteinerten Seeigeln fand. Die Lage ist eine sehr malerische. Man stelle sich einen Alpenstrom vor, der von einer tropischen Vegetation umrahmt wäre, dazu das Tosen der Wasser, die über Felsen und Gerölle hinstürzen, der blendendweiße Schaum der zischenden Wasser, den auffallendsten Contrast zu dem dunkelglänzenden Grün beider Ufer bildend und dazu noch die Einsamkeit der Natur, die in ihrer tropischen Gluth uns umschlingt — so hat man ein Bild, das einzig in seiner Art ist! — Etwas oberhalb dieses Wasserfalls ist zwischen senkrechten Kalkfelsen der Strom kaum vier Schritt noch breit, obwohl er hier sechs Fuß tief ist. Die Indianer erzählen: wenn es hellen Sonnenschein gäbe, dann schienen die Goldschuppen eines Alligators durch, der auf dem Grunde schlummere; uns war es aber nicht beschieden, dieses Schauspiel zu genießen.

— Weiter hinab erheben sich die Ufer des Chacamas, die im Schatten von Pfefferbäumen sich hinziehen, gegen zwölf Fuß über das Niveau des Wassers; sie ruhen auf einer aus Muscheln bestehenden Breccie, die eine ganz besondere Ablagerung bildet; dann folgt eine Schichte großer Austerschalen, untermischt mit Lagen zusammengedrückter Seeigel und einiger andern Muscheln, die meist zu den zweischaligen gehören. Die Seeigel liegen noch in so horizontalen Schichten wie sie einstens abgelagert wurden; diese organischen Reste werden durch eine Art von kalkhaltigem Mergel zusammengehalten, und ruhen auf einem Bette vegetabilischer Erde, die ein Yard Tiefe haben mag. Sie scheinen der Jurabildung anzugehören und thuen dar, daß ganz Tabasco zu jener Zeit sich unter Wasser befunden haben muß. Im Dorfe Tenotique, dem südlichsten Platze des Staates Tabasco finden sich dieselben Schichten und Fossilien am Fuße der Bergkette, die gegen fünfzehn Stunden vom erwähnten Punkte sich hinzieht.

— Dieses Kapitel erlaube ich mir mit einer Anekdote zu schließen, die zu meinen Reisen zwar in geringem Bezuge steht, doch aber der Vergessenheit entrissen zu werden verdient, damit man sehe, daß die Vaterlandsliebe alter Zeiten nicht bloß in der Phantasie der Dichter lebt. Im Jahre 1834 war es, als

ein junger, aus seinem Vaterlande verbannter Pole, der in der andern Hemisphäre sich eine neue Heimath suchen mußte, nach San Domingo kam. Bei den trefflichsten Eigenschaften des Charakters schien er eine so gute Erziehung genossen zu haben, wie seine adelige Abkunft erwarten ließ und so war es der sehnlichste Wunsch der Bewohner, daß er sich ein Weib aus ihrer Mitte nehmen möge, um sein Geschick an das ihrige zu fesseln. Anfangs wies er alle Vorschläge zurück, doch endlich ließ er sich bewegen mit einem schönen jungen Mädchen sich zu verloben, die einer der besten Familien der Umgegend angehörte. Da wollte es das Schicksal, daß ihm eine alte Zeitung in die Hände fiel, woraus er das Scheitern des letzten Polnischen Aufstandes erfuhr. Hatte er seinem Vaterlande auch Jahre lang schon den Rücken gewandt, so schien diese Kunde doch ein Donnerschlag für ihn zu sein, der ihm das Gehirn verwirrte, — denn in der Nacht darauf entleibte er sich. Einige melancholische Verse fand man neben ihm, in denen er für die ihm bewiesene Theilnahme dankte mit dem Bemerken, daß sein Herz für alles Andere todt wäre, denn das Leben habe keinen Reiz, keinen Zweck mehr für ihn und darum wolle er zurück, von wannen er gekommen! Wie innig muß seine Vaterlandsliebe gewesen sein, daß er Alles, was das Geschick ihm in der neuen Welt Neues geboten, so leicht Preis geben konnte! Der Name des Unglücklichen heißt Alexander Lubinski und heute noch wird sein Name mit Liebe und Theilnahme zu San Domingo genannt. Seine Familie mag wohl nie erfahren haben, welch frühes Ende er auf fremdem Boden gefunden.

III.

Die Waldungen von Campesche.

Rückkehr nach San Geronimo — Der Campesche-Baum — Das Schlagen des Farbholzes — Der Arbeiter und der Mayoral — Der Mangel an Verbindungswegen — Landleute und Viehzucht — Aguadoras — Leben und Treiben auf der Hacienda — Sorglosigkeit der Bewohner — Die Naturgeschichte des Landes — Seltsame Frösche — Die Indianer und ihre angebliche Inferiorität — Ihre alte Cultur — Humane Politik der alten Spanier und der Contrast von heute — Die Indianer der Terras Calientes und ihre Lebensweise — Moral und Aberglaube — Sociale Zustände — Die Mita — Die Indianer der Hochlande — Ihre überlegene Intelligenz und Industrie — Aussichten der Indianer Central-Amerika's — Wahrscheinliche Vernichtung der Weißen.

Wer von Santo Domingo aus den Distrikt von Peten bereisen will, kann in östlicher Richtung am bequemsten den Usumasinta erreichen, da der Weg hier von verschiedenen Flüssen durchschnitten wird, die sich in den Usumasinta ergießen. Bei alledem zogen wir es vor, denselben Weg, auf dem wir nach Palenque hinzogen, noch einmal einzuschlagen, da uns daran gelegen war, di: großartigen Campeschewaldungen zu durchforschen. Es war mir von höchstem Interesse, die Art der Gewinnung des Campescheholzes in der Nähe zu beobachten, eine Industrie, die nur in der Ebene zu Hause ist, denn in den Bergen kennt man sie nicht. Die Hacienda de San Geronimo, eine Besitzung, die sich durch ihre Ausdehnung und unerschöpfliche Waldungen vor allen anderen der Gegend auszeichnet, war so prächtig auf unserem Wege gelegen, daß ich mich beeilte, der herzlichen Einladung zu entsprechen, deren der Eigenthümer von Palizada her mich gewürdigt hatte.

So fuhren wir denn wieder nach Las Playas zurück, wo wir zunächst den sumpfigen Kanal des Rio Chiquito passiren mußten. Ohne Aufenthalt umfuhren wir das Vorgebirge, an dem wir neulich eine so widerwärtige Nacht verbracht, um in den Haupt-

arm des Usumasinta in nordöstlicher Richtung einzulenken, so daß wir vor Anbruch der Nacht an der Boca de San Geronimo anlegten. Die Wasser waren in der letzten Woche gefallen, so daß die Barre von einem doppelten Sandgürtel umsäumt war, obgleich die Mitte des Stromes die frühere Tiefe noch bewahrte. Die Wasser sind reich an interessanten Muschelthieren; unter anderen fand ich hier zwei Muscheln der Uniospecies, deren Doppelschale in prächtigem Scharlachroth erglänzt, das in Kupferroth ausläuft. Es ist indessen sehr schwierig, in diesen Flüssen eine nennenswerthe Sammlung von Muscheln zu gewinnen, denn die Ufer sind hier sehr eingezwängt und bergen Gefahren durch die Alligatoren, die hier ihr Wesen treiben. Ohne ein Schleppnetz ist es unmöglich, hier eine Sammlung von Muscheln anzulegen, es sei denn, daß man zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes von Mitte April bis Mitte Mai sich hier aufhielte.

Boca de San Geronimo ist ein Hafenplatz des Usumasinta, der an der Mündung eines kleinen aus den Nachbarlagunen hervorströmenden Flusses liegt. Hier warten die Canoes auf ihre Ladungen, wenn die Wasser zu tief gesunken sind, als daß sie in die Nebenflüsse hinanfahren könnten. Der Ort selbst ist nicht sehr verlockend, denn einige schmutzige Hütten, die von sehr zweideutigen Persönlichkeiten bewohnt sind, bilden den ganzen Ort, der seine Bedeutung bloß dem Campeschehandel zu verdanken hat. Die Hacienda, deren ich eben Erwähnung that, liegt gegen zwei Stunden fern landeinwärts. Hier fanden wir uns bewogen, unsere Fährleute zu wechseln und nach einer Nacht voller Widerwärtigkeiten aller Art fuhren wir am folgenden Morgen mit einem Cayuco nach der Hacienda ab, wo wir bereits gegen Mittag eintrafen. Freundlichst wurden wir vom Besitzer bewillkommnet und der Empfang konnte mich nur ermuntern, eine Woche hier zu verbringen, so wenig Anziehendes sonst die Natur bietet, denn ich hatte es darauf abgesehen, die Farbholzindustrie gründlich kennen zu lernen.

Das Campescheholz, das die Engländer logwood zu nennen pflegen, das bei den Spaniern „palo di tinta“ heißt und bei den Botanikern den Namen haematoxylon Campechianum führt, stammt von einem Baum mittlerer Größe und eigenthümlichen Aeußern, der unter günstigen Umständen eine Höhe von zwölf bis dreizehn Yards erreicht; der Stamm hat viele Knorren

und zeigt die unregelmäßigsten Einbiegungen; die Blätter des Baumes sind gefiedert, wobei hervorzuheben, daß die kleinen Blätter nie abfallen; die Blätter sind herzförmig und fühlen sich sanft an, die Blüthen sind klein, von gelblicher Farbe und büschelweise hängen sie von den Spitzen der Zweige nieder. Die Frucht des Baumes ist eine sehr flache, lanzenförmige Schote, die einen Samen birgt, der vom Geflügel gern verzehrt wird, das überhaupt mit allen hier gezogenenen Vegetabilien und Früchten gefüttert wird. Das üppige Laub des Campeschebaumes schwimmt in dunkelgrüner Färbung und zeigt Anfangs eine Bildung, die dem Hagedorn sehr ähnlich sieht. Bei weiterer Entwickelung aber bildet es ein undurchdringliches Laubnetz, das in der Waldung den Boden weithin überschattet, dem dann nichts mehr entsprießen kann. Der Campeschebaum gedeiht eben so gut auf felsigen Gebirgen als auf den Alluvialebenen; er entfaltet sich aber am üppigsten auf feuchtem, tiefgehenden Grunde, der periodisch von dem Austreten der Stromwasser überfluthet wird. Der Baum wächst rasch empor, was dem Holze aber keinen Eintrag thut, denn es ist hart und fest. Erst wenn der Baum ein Alter von zehn Jahren erreicht hat, wird das Holz geschlagen. Ist der Baum gefällt, so entwickeln sich auf dem Boden sofort neue junge Pflanzen, die nur Luft und Licht zu ihrer Entwickelung bedürfen. Die Erfindung des Menschen vermag mit der Natur nicht zu wetteifern, denn die Engländer haben sich umsonst abgemüht, auf ihren Lucayoinseln und anderen Punkten ihrer transatlantischen Besitzungen den kostbaren Baum zu akklimatisiren, der in seinem Naturzustande auf dem unwirthlichsten Boden üppig gedeiht. Die Rinde des Campescheholzes ist von dunkler Farbe und der dünne, gelbliche Splint bildet einen auffallenden Gegensatz mit der röthlichen Schattirung des Kernes, der rasch eine dunkle Färbung annimmt, sobald er mit der äußern Luft in Berührung kommt. Dieser Farbwechsel beschränkt sich indessen bloß auf die Oberfläche, denn wenn die Holzblöcke durch langes Lagern in Magazinen abgeblaßt sind, so pflegt der Verkäufer vor Ablieferung des Holzes die Oberfläche abzuschaben. Wohl zu bemerken ist, daß der Hauptfärbungsbestandtheil nicht roth ist, wie bei dem brasilianischen Baume (der caesalpina) der Fall ist, mit dem er mitunter verwechselt wird, sondern vielmehr ein Schwarz mit Purpurschattirung darstellt. Uebrigens sondert

der Baum noch eine röthliche, durchsichtige Substanz ab, ähnlich dem arabischen Gummi, von der man annimmt, daß sie die Fixirung der Farbe bedingt.

Die Waldungen von Tabasco und Yucatan, wo der Campeschebaum in Ueberfluß zu finden, stehen mit den Lagunen in unmittelbarer Verbindung, von denen aus man zur Zeit des hohen Wasserstandes zu schiffbaren Strömen gelangt. So ist denn ein bequemes Mittel geboten, das Holz leicht fortzuschaffen, doch kann man sich kaum einen Begriff davon machen, mit welcher Sorglosigkeit und Unkenntniß die ganze Industrie betrieben wird; denn von einer geordneten und die Zukunft ins Auge fassenden Ausbeutung der Wälder ist kaum eine Spur zu finden. Im Gegentheil: der sorglose Eigenthümer überläßt Alles seinen Holzhauern, die für jeden am Einschiffungsort abgelieferten Centner Holz einen Real bekommen. Je nach Laune oder Bequemlichkeit legen die im Walde umherwohnenden Holzhauer die Axt an einen Baum, den sie nach Belieben fällen. Allerdings stehen sie unter einem sogenannten Mayoral, einem Aufseher, der nur die Aufgabe hat, sich jeden Abend von der Tagesarbeit zu vergewissern. Wenn ihm das Holz abgeliefert wird, verwirft er sorgfältig alle Blöcke, die orangenfarbige Flecken haben, welche Färbung auf Verderbniß schließen läßt, während das gute Holz in seiner Gegenwart gewogen wird, damit der Arbeitslohn dem Hauer gutgeschrieben werde. Alle Holzhauer stehen unter der Jurisdiktion dieses Mayoral, dem es keineswegs um Popularität zu thun ist, da er nichts Anderes im Auge hat, als seinen Untergeordneten heilsamen Respekt einzuflößen. Die Arbeiter haben nämlich meist Vorschüsse auf ihren Arbeitslohn erhalten, wovon denn die natürliche Folge ist, daß sie selten mit Liebe und Lust arbeiten, gilt es ja doch nur der Abtragung ihrer Schuld! Dazu sind sie auch an Unmäßigkeit gewöhnt und so kommt es nicht selten vor, daß sie dieser halben Sclaverei sich durch die Flucht entziehen, was um so mehr die Nothwendigkeit auferlegt, sie streng zu überwachen. Oft genug geschieht es, daß der Mayoral gezwungen ist, körperliche Züchtigung über sie zu verhängen, obwohl dies durch das Landesgesetz streng verpönt ist, da es einen Arbeiter, der eine solche Mißhandlung erlitten, aller weiteren Verpflichtungen gegen den Gutsherrn entbindet. Allein nur zu begreiflich ist es, daß in diesen fernen, vereinsamten Gegenden

das Gesetz nicht dem Schwachen und Armen zu Hülfe kömmt. Was den Gewinn des Mayoral betrifft, so steht dieser im Verhältniß zu der Holzmasse, die er im Laufe eines Jahres abgeliefert, und so ist sein persönliches Interesse an das seines Herrn geknüpft. Zu San Geronimo erhält er drei Cents für jeden Centner Campescheholz und da auf dem Gute gegen 250,000 bis 300,000 Centner Campescheholz Jahr ein-Jahr aus geschlagen werden, so verdient er durchschnittlich 8000 Dollar jährlich.

— Das Campescheholz wird mit Aexten gefällt und dann abgeschält; dies ist eine alte Gewohnheit, die so eingewurzelt ist, daß schwerlich eine Säge je hier zur Anwendung kömmt, was die Arbeit wesentlich erleichtern würde. Als natürliche Folge der jetzigen Verfahrungsweise ist die Unregelmäßigkeit der Holzstücke anzusehen, wodurch eine bequeme Aufschichtung in den Lagerhäusern leider zur Unmöglichkeit wird. Ein anderer Uebelstand kömmt noch hinzu, der nicht minder ins Gewicht fällt, nämlich daß man nicht den Baum von der Wurzel abhaut, sondern daß er ein oder zwei Yards höher hinauf gefällt wird, wo der Stamm freilich dünner und gleichmäßiger ist, nur um sich die Mühe zu ersparen, die Ablösung der Rinde von den untern Knorren vornehmen zu müssen. Diese Unsitte hat dazu die schlimme Folge, daß ein Stumpf des verstümmelten Stammes stehen bleibt, der nur in sehr seltenem Falle wieder kräftige Schößlinge treibt. Dringend thut es Noth, daß irgend ein intelligenter Grundbesitzer hier eine wirksame Reform einführe, von der dann zu erwarten stände, daß der Ertrag des Holzes sich verdoppeln würde. Würde die Holzkultur hier nur mit einiger Sachkenntniß und Voraussicht betrieben, so stände warlich nicht zu befürchten, daß die Campeschewaldungen ihrem Ruine entgegengingen, wie es heute wirklich der Fall ist. —

— Bei Anfang der trockenen Jahreszeit beginnt die Periode des Holzschlages, denn die Wasser gestatten dann nicht mehr die Schifffahrt. Steigen die Wasser wieder, dann fängt der Holztransport an und die aufgehäuften Vorräthe werden dann bald verschifft. An den günstigen Punkten aber, wo die Schifffahrt selbst das ganze Jahr möglich ist, dauert auch das Holzschleppen ohne Unterbrechung fort; solcher günstigen Punkte giebt es aber nur sehr wenige. Ist das Holz gefällt, so wird es gewöhnlich nach den Strömen und Lagunen geschleppt, wo

man das periodische Steigen der Wasser abwartet, ehe man es nach den Verschiffungsorten — den embarcaderos — hinunter zu flössen vermag. Würde man hier zum Straßenbau sich entschließen, zugleich dann die Hindernisse der Schifffahrt an den Mündungen zu beseitigen suchen und die Kanäle dazu vertiefen, so würde der Holzhandel hier das ganze Jahr hindurch floriren. Doch die Bewohner dieser Gegenden verlassen sich weit lieber auf den lieben Herrgott, als daß sie selbst Hand ans Werk legten, denn hier giebt es keine anderen Verbindungswege, als welche die Natur hier geschaffen. Möge man ja nicht in Europa dieses übersehen, wenn es Auswanderungsplänen gilt, die mitunter so leichtfertig angepriesen werden. Es kommt wahrlich nicht allein auf die Milde des Klimas und die Ergiebigkeit des Bodens an, wenn man übersieht, mit welchen Schwierigkeiten es hier verbunden ist, die reichen Erzeugnisse des Bodens auszuführen. Alle sonstigen Vortheile werden durch Indolenz der Bewohner und die unsäglichen Hindernisse, die hier zu bewältigen, mehr als aufgewogen.

— Die besten Holzschläge finden sich in den Sumpfebenen von Yucatan und Tabasco, von der Küste des Golfs bis zu der Basis der Berge hin. Ueber die Insel Carmen und La Frontera werden die Holzvorräthe nach dem Punkte geschafft, wo sie von den europäischen Schiffen eingeladen werden. Der Preis des Holzes an Bord wechselt von drei bis zehn Realen der Centner. Bei einem Preise von zehn Realen, der aber selten erzielt wird, hat der Verkäufer einen sehr großen Gewinn. Kommt es zuweilen vor, daß ein Grundbesitzer nicht Kapital genug besitzt, um für eigene Rechnung Holz zu schlagen, so verkauft er en bloc den Ertrag und behält sich dann nur ein Drittel des Holzes vor; die Bedingungen lauten dann gewöhnlich dahin, daß dem Käufer das Recht anheim gegeben wird, auf eine bestimmte Zeit hin eine gewisse Zahl von Holzhauern auf dem Grundeigenthum des Verkäufers zu beschäftigen; der Grund und Boden aber wird niemals verkauft.

Bereits habe ich der Art und Weise gedacht, wie die Grundeigenthümer die Arbeiter zu pressen wissen, was nachgerade zu den schreiendsten Mißbräuchen geführt hat. Freilich ist es unmöglich, ohne die Unterstützung der Indianer sich Holz zu verschaffen; um aber ihre Dienste zu möglichst wohlfeilem Preise

zu sichern, werden sie verlockt, Schulden zu machen, wodurch sie dem Grundeigenthümer gegenüber gebunden sind. Dann steht ihm das Recht zu, ihn zur Arbeit zu zwingen, und so muß er dann mit Weib und Kind in der Nachbarschaft der Holzschläge sich ansiedeln, wo ihnen eine armselige Hütte eingeräumt wird. Nunmehr sind sie ihrem Herrn ganz zu eigen geworden, denn sie sind gezwungen, alle ihre Lebensbedürfnisse von ihm zu empfangen, wofür sie die unerschwinglichsten Preise zu zahlen haben. Die Holzverkäufer haben durchschnittlich einen Gewinn von 150—300 pCt., je nach den Umständen. Allein ein armer Holzhauer, der mit einer Schuld von fünfzig Dollar zu arbeiten anfängt, sieht am Ende des ersten Jahres schon seine Schuld verdoppelt und so arbeitet er das zweite Jahr fort, bis er alle Hoffnung verloren, je wieder frei zu werden. Kaum daß sich in diesem gottvergessenen Lande ein Einziger fände, der sich ein Gewissen daraus machte, auf diese Weise Tausende zusammen zu bringen, während die unglücklichen Arbeiter ihrer Freiheit für immer verlustig werden.

— Lang vor der Gründung der Stadt Palizada war das Gebiet von San Geronimo schon von der spanischen Krone verschenkt worden, was allerdings der Entwickelung der Stadt nur förderlich sein konnte. Dieses Territorium, das von der einen Seite vom Usumasinta umflossen ist, umfaßt gegen hundert und fünf und siebzig Quadratstunden und besitzt einen Ueberfluß der prachtvollsten Waldungen voller Campeschebäume, Brasilholz, Mahagoni und anderen werthvollen Holzarten, während es von Flüssen und Lagunen bewässert wird und Grassteppen in Fülle bietet, die sich für die Viehzucht vortrefflich eignen. Bei den spanischen Colonisten herrschte immer die Neigung vor, sich der Viehzucht zu widmen, wozu schon die Naturverhältnisse auch ermuntern müssen, da die Grundeigenthümer Besitzungen haben, die weit über eine Quadratmeile hinausreichen, wäre man nicht schon eingedenk des spanischen Sprichworts: „Crianza quita labranza.“ (Wer Vieh züchtet, braucht nicht zu arbeiten.)

— Diese Industrie ist in der That die einfachste von der Welt. In früher Morgenstunde besteigen die Aufseher ihre Pferde und galoppiren über die Savanne, um nachzusehen, welche Kühe in der Nacht Kälber geworfen. Dazu ist es ihres Amtes, die Thüre zu untersuchen, ob sie nicht durch „gusanos“ leiden:

ein hier sehr beim Rindvieh vorherrschendes Uebel, indem Insekten ihre Larven unter der Haut der Thiere einzunisten pflegen, was die bedenklichsten Folgen hat. Auch Schweineheerden schwärmen durch Wald und Savanne und bedürfen der Obsorge der Aufseher, die durch Wald und Flur umherjagen, um sich über den Zustand der Heerde zu vergewissern. Es gehört die kräftigste Natur dazu, um die Mühseligkeiten und Entbehrungen zu ertragen, die solches Hirtenleben mit sich führt; denn es gilt hier durch bodenlose Sümpfe, durch undurchdringliche Waldungen sich einen Weg zu bahnen, ganz abgesehen von den Gluthen der Tropensonne, die über die Savannen sich ergießen. Was diesem Hirtenleben aber unnennbaren Reiz verleiht: das ist das Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit, das diese Reiter mit ihrem Geschicke zu versöhnen weiß!

— Auf meinen Wanderungen ist mir selten ein so schauerliches Bild entgegengetreten, als die Umgegend von San Geronimo bietet. Buchstäblich ist weit und breit nichts zu finden, was unser Auge zu fesseln, unser Gefühl angenehm anregen könnte. Düstere Waldungen von Campescheholz, von Morästen durchschnitten, welche die tödtlichsten Ausdünstungen um sich her verbreiten, — das ist das Einzige, was das Auge bis an die fernsten Grenzen des Horizonts zu unterscheiden vermag. Dunkle Waldungen überschatten die Lagunen und stehende Wasser, die nur durch den Sprung eines Alligators in Bewegung gesetzt werden, deren bleiche Schädel felsengleich an den Ufern sich aufthürmen. Jenseits der Wälder ziehen sich unendliche Savannen in einförmiger Oede hin, der Boden ist dazu hier so schwarz wie Pulver, und nur dürftige Pappelrosen mit holzigem Stamme, neben wenigen blaßrothen Mimosen sind die einzigen Pflanzen, die uns hier erfreuen. Leider ist die Abendbrise, die unter den Tropen so sehr Noth thut, mit den ekelhaftesten Ausdünstungen hier geschwängert. Wie wäre dies auch anders denkbar, wo die Gerippe eines gefallenen Pferdes oder Rindes uns entgegen grinsen, an denen Schwärme von Aasgeiern mit braunem Gefieder und kahlem Halse sich gütlich thun? Scheußlich ist es anzusehen, wenn dieselben sich ihre Beute streitig machen, wie sie ihr Opfer dann mit ihren Klauen zerfleischen. Und doch hat die Natur ihnen wohlweislich hier ihr Revier angewiesen, denn sie reinigen bei alledem die Luft, und ohne sie würde die Bösartig-

keit des Klimas eine unerträgliche für den Menschen sein. Wenn die untergehende Sonne ihre letzten kupferigen Strahlen in die Moräste herabsenkt, dann kann man sich des ergreifenden Eindrucks nicht immer erwehren.

— Und doch entfaltet bei Anbruch der Nacht hier sich ein ganz neues Leben! Gruppen von Frauen mit dunklem Gesichte und herabwallendem Haare, halbnackt und doch flitterhaft herausgeputzt, sieht man dann von der Hacienda aus, ihren Weg nach den Lagunen suchen, um in der Dämmerung sich zu baden. Dabei singen sie Volkslieder, deren melancholische Melodien den Eindruck abspiegeln, den die Natur hier auf Jeden macht, ist auch der Sinn der Liederworte einem glücklicheren Klima entsprossen, denn ich hörte unter Anderm das spanische Volkslied:

„Aque el mundo
Es bonito!
Lastima es
Que yo me muera!"*)

Seltsam, diesen Vers wiederholten sie, ohne zu ermüden, daß man fast hätte meinen sollen, sie hätten die übrigen Strophen des bekannten Liedes vergessen. Wer nur im Fluge Tabasco berührt, der wird nimmer diese Klage vergessen, denn wo man geht und steht, da hört man nur solche Melodien.

— Die Hacienda liegt sammt ihren Nebenbauten an einem Punkte, der sich über das Niveau des Wassers kaum erhebt, so daß die im Naturwüchsigsten Style aufgeführten Bauten eben so feucht wie ungesund sein müssen. Man stelle sich nur vor, daß der reiche Eigenthümer kaum besser wohnt, als seine Sklaven, was kaum wunder nimmt, wenn man sieht, wie hier der Mensch sich mit dem strickt Nothwendigen zu begnügen lernt. Wer diese Naturzustände also hier beobachtet, begreift es, wie künstlich viele unserer Bedürfnisse sind, die meist nur das Produkt einer Civilisation sind, wovon die größten Philosophen des Alterthums sich kaum etwas träumen ließen. Ich gestehe, hier empfand ich erst wahrhaft, wie eine einfache Lebensweise dem Ideale ächten Glückes näher kömmt, denn die raffinirtesten Genüsse der Haupt-

*) O schöne Welt,
Die mir gefällt!
Welch herbes Leiden,
Von Dir zu scheiden!

städte der neuen und alten Welt. Ein Beispiel mag für die Gleichgültigkeit zeugen, welche der Mensch hier für die köstlichsten Gaben der Natur empfindet. Der Boden von San Geronimo ist ein sehr fruchtbarer, denn schon im vierten Jahre trägt der Kakaobaum Früchte, während der Mangobaum im ersten Jahre schon fruchtbringend ist. Binnen zwei Jahren wächst der Malabar-Mandelbaum hier sechs Fuß hoch empor, sein prachtvolles Laub blüthenvoll entfaltend. Mit einem Worte: wer hier säet, erntet auch; doch bei alledem vermißt man auf der ganzen Pflanzung alle Fruchtbäume und von der Kultur der nützlichsten Vegetabilien ist hier ebensowenig eine Spur zu finden. — Die wenigen Kartoffeln, Yamwurzeln und Bananen, die man hier verzehrt, werden zu Palizada gezogen. Noch besser, obwohl die Flüsse und Lagunen von Fischen schwärmen, werden alle eßbaren Fische hier von außen her eingeführt. Aller reichen Viehheerden ungeachtet, leben die Leute hier von Nordamerikanischem Pökelfleisch und trinken dabei ihr Sumpfwasser, wohingegen sie bei zehn Fuß Tiefe Brunnen gesunden Wassers sich erbohren könnten. Kurz, ihr Leben hier ist das dürftigste von der Welt; Comfort ist hier nirgends zu finden.

— Sind die Indianer dieser Gegend ein so gesunkenes Geschlecht, daß man fast zweifeln möchte, ob sie je sich in besseren Verhältnissen befunden, so möchte man ganz dasselbe von den Creolen spanischer Abkunft sagen, trotzdem in ihren Adern das Blut der kühnen Männer rollt, die einstens Campesche und Merida erbaut. Familiennamen finden sich hier noch vor, die an jene Tapfern erinnern, die in der Geschichte sich ein Denkmal gesetzt und an die einstige Größe Spaniens noch immer mahnen. Ein Balboa findet sich gar zu San Geronimo, der hier den Aufseher einer Hacienda spielt. Mag ihm auch nicht unbekannt sein, welcher Berühmtheit der Name seiner Vorfahren sich erfreut, so beschränkt sich sein Ehrgeiz nur darauf, durchgegangenen Pferden im Walde nachzujagen und die Viehheerde seines Herren in gutem Stande zu erhalten.

— In naturhistorischer Beziehung bietet diese sumpfreiche Waldregion wenig Bemerkenswerthes. Die Lagunen enthalten reiche Muschelarten: wie Flaschenschnecken, riesige Schwanenmuscheln und verschiedene Unioarten, wovon die Unio delphinulus die erwähnenswertheste ist. Auch manche Arten von Schild-

kröten trifft man hier an, die zu der emys, cynosternon und Staurotypus-Gattung zählen, doch sind sie minder bemerkenswerth und nicht so zahlreich hier wie an den, Louisiana und den beiden Florida gegenüberliegenden Küsten zu finden. Allerdings hörte ich von riesenhaften Boaschlangen erzählen, denen zu begegnen ich aber keine Gelegenheit fand, so daß ich noch immer die Meinung festhalte, daß die Schlangen in Centralamerika selten eine auffallende Größe erreichen. Ebenso wenig giebt es hier viele interessante Vögel und Insekten, sind auch die Häuser voller häßlicher Schaben und scheußlicher Spinnen, die überall an den Mauern herumkriechen. Was mein Interesse aber vor Allem hier rege machte, das ist eine höchst bemerkenswerthe Froschgattung, die von den Naturforschern kürzlich erst gewürdigt worden.*) Da die bisherige Beschreibung dieser Frösche sehr unvollkommen geblieben, so versuche ich das Fehlende hier zu ergänzen. Dieser Frosch ist von olivenbrauner Farbe, dabei aber sehr dunkel auf dem Rücken mit einem hellen Streifen längst der Dorsallinie; Schwanz und Schenkel haben eine bläuliche Färbung. Uebrigens ist er mit leichten Flecken bläulich grüner Färbung übersäet, während die Mitte des Rückens fast in gerader Linie einen hellen Zinoberstreifen zeigt. Die ganze untere Seite des Leibes hat dazu ein mattes lapis-lazuli-blau. Bemerkenswerth ist an diesem Frosche der kleine kegelförmige Kopf, der kaum von seinem Körper zu unterscheiden ist, an dem zwei hervorstehende kleine Augen und eine kaum wahrnehmbare Oeffnung, die den Mund darstellt, zu erkennen ist, wobei noch die Kleinheit seiner Beine auffällt. Bei Tage ist er selten zu bemerken, denn er lebt in Löchern, die er an einem sumpfigen Flecke zu graben pflegt. Bei seinem Graben pflegt er sich, einem Luftballon gleich, aufzublähen, wobei er auf seine Vorderfüße sich stützt, während er mit den Hinterfüßen arbeitet, die er wie eine Drehscheibe ausspreizt. Wird er gefangen, so schnellt er sich in gleicher Weise auf und thut das Möglichste um zu entwischen. Sieht man das winzig kleine Thier mit seiner schwachen Muskelentwickelung, so würde man nimmer vermuthen, welche Kraft er gelegentlich entfalten kann. Als ich nach vieler Mühe zwei dieser Frösche gefangen hatte, setzte ich sie in eine Glas-

*) Dorsalis Dam. et Bib. Erpét gen. T VIII. p. 757.

glocke und es war possirlich anzusehen, wie sie sich den ganzen Tag abmühten ein Loch in die Glaswand zu bohren, ohne daß sie dabei zu ermüden schienen.

— Mein Aufenthalt zu San Geronimo wurde durch einen Umstand verlängert, den man kaum erwarten möchte. Meinen Paß hatte ich nämlich auf dem Wege von Las Playas nach San Domingo verloren und es war mir nicht möglich gewesen in letzterer Stadt einen neuen zu verschaffen; der Alcalde verwies mich nämlich an den Unterpräfekten, und der Letztere schob die Sache an den Alcalden zurück. Lustig war es, wie beide hohen Würdenträger mir die feierlichsten Versicherungen ihrer Ergebenheit und Dienstbeflissenheit machten, ohne daß Einer von ihnen die Verantwortlichkeit für meine gute Aufführung übernehmen wollte. Am Ende verschwand eines Morgens der Unterpräfekt in der Stadt, wohl um die Verantwortlichkeit von sich auf die Schulter des Alcalden zu wälzen. Solcher trefflichen Beamten kann sich die Republik Chiapa rühmen, die ihre Pflicht so verstehen, als ginge sie nichts an, was nicht von dem despotischen Mittelpunkt der Regierung an sie herabgelangte, da selbst die alltäglichsten Kleinigkeiten vom Centrum aus geregelt werden. Die Provinzialbehörden sind nur gefügige Werkzeuge der Centralregierung, denn sie schweben in beständiger Furcht ihre Stelle zu verlieren. So blieb mir denn nichts anders übrig als Morin nach Palizada zu senden, damit er die Paßangelegenheit zu gutem Ende führe, denn zur rechten Stunde fiel mir das Geschick des Capitäns Dupaix noch ein, der auf seiner Rückkehr nach Tabasco wegen einer Paßunregelmäßigkeit verhaftet, durchsucht und selbst eingekerkert wurde, obwohl er in Diensten der Landesregierung stand. In acht Stunden schon legte Morin zu Pferde den Weg zurück, zu dem wir mit dem Boote zwei und einen halben Tag bedurft hatten und ich hatte das Glück, daß die Behörden von Yucatan ihre Obliegenheiten besser begriffen, als jene des Staates Chiapa; denn Morin brachte mir meine nöthigen Papiere bald zurück.

— Bevor ich meine Reise wieder aufnehme, kann ich nicht umhin Einiges über die Urbewohner des Landes voranzuschicken, deren Nachkommen noch den größten Theil der Bevölkerung dieser Striche bilden.

— Seltsamerweise herrscht noch ziemlich allgemein die Mei-

nung vor, daß die geistigen Fähigkeiten der Indianer unserer Zeit, deren Vorfahren es gewesen, welche die Monumente von Palenque, Uxmal und Chichén-itza aufgeführt, weit unter dem der Neger ständen. Wem fiele es aber heute ein, daß die Fellahs des modernen Egyptens die Abkömmlinge jenes Volkes sind, von dem so gewichtige Elemente unserer Civilisation uns überkommen, das uns die Pyramiden als unvergängliche Zeugen seiner vergangenen Größe hinterlassen? Wer vermag in den so rohen wie listigen Mauren von Marokko noch die Sprößlinge der ritterlichen Araber zu erkennen? Doch, wir haben es mit den heutigen Zuständen der Indianer Central-Amerikas zu thun, ohne uns um das kümmern zu wollen, was sie einst gewesen!

— Nicht möchte ich gerade die einstigen Eroberer des Landes verantwortlich für die geringe Meinung machen, die man von der intellektuellen Befähigung der Urbewohner des Landes einmal sich macht. Wie ist es aber zu vereinbaren, daß die Spanier Anfangs ihre Bewunderung über die Civilisation von Mexico, von Yucatan und Peru nicht laut genug der Welt verkünden konnten, während sie später das Verdammungsurtheil über die Eingebornen fällten, als wären sie von der Natur nur zur Knechtschaft bestimmt und nicht ebenbürtig den Weißen? Es giebt keine andere Erklärung für diesen Widerspruch, als das Bestreben der Spanier ihr Unterdrückungssystem gegen die Eingebornen vor der Menschheit rechtfertigen zu wollen, hat auch diese ihre Politik mehr dazu gethan, die amerikanische Race herabzuwürdigen, als Mordlust und blinder Religionseifer je vermocht den Unabhängigkeitssinn der Eingebornen zu bewältigen. Freilich müssen wir der spanischen Central-Regierung die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie das Möglichste aufbot den Unmenschlichkeiten ihrer Beamten, wie dem Treiben der Ansiedler Schranken zu setzen. Spezielle Gesetze und Verordnungen, die vom geheimen Rathe für die Indischen Besitzungen ausgegangen, bekunden eben so sehr wie die von der Krone erlassenen Decrete, daß die heimische Regierung es keineswegs an Fürsorge für die Eingebornen Amerikas einstens fehlen ließ, was freilich im schreiendsten Contraste zu dem Gebahren der Spanischen Colonisten steht, ganz davon abgesehen, daß das von der spanischen Centralregierung Gewollte nicht in dem Geiste der Milde und Menschlichkeit ausgeführt wurde, der eine solche Politik erst

fruchtbringend hätte machen können! Aber gleichviel — ob absichtlich oder nicht — das Vorurtheil über die geistige Inferiorität der Indianer setzte sich immer mehr beim Volke fest. Was war da natürlicher, als daß man die Indianer als Unmündige ansah, die nicht im Stande wären, für ihre Angelegenheiten zu sorgen, und in diesem Sinne trug die Colonialgesetzgebung nicht wenig dazu bei das einmal gefaßte Vorurtheil zu nähren. Freilich brauchten die Indianer keine Militairdienste zu leisten, mußten sie dafür aber auch Frohndienste leisten, was sie bald zu Heloten herabwürdigte, die der härtesten Behandlung und den demüthigendsten Strafen Preis gegeben waren. Was aber vor Allem dazu beitrug, die Zustände der Indianer unheilbar zu machen, war das Verbot, das legitime Heirathen zwischen Weißen und Indianern untersagte. So war es denn unvermeidlich, daß die Indianer immer tiefer sanken und sich in den letzten Jahrhunderten keine Spur mehr von den glänzenden Eigenschaften vorfindet, welche zu Cortez' Zeiten den Spaniern Achtung und Bewunderung abnöthigten. So lange schon in diese verächtlichen Zustände versunken haben die Indianer längst schon gelernt, sich als Menschen untergeordneter Gattung zu betrachten und es bedürfte der nachhaltigsten Anstrengungen einer erleuchteten Regierung, um sie wieder so zu heben, daß sie sich selbst wieder achten lernen.

— Erst, nachdem die Colonieen ihre Unabhängigkeit errungen, traten die traurigen Wirkungen der Politik zu Tage, welche die Spanier sich hatten zu Schulden kommen lassen, doch das Uebel war ein zu tief eingewurzeltes, als daß man es mit flüchtigen Mitteln noch hätte heilen können. Vor Allem brauchte der neue Staat Bürger, statt deren fand er aber nur noch Sklaven! Bei einer Raçe, die eine Oganisation besitzt, die nicht sehr bildungsfähig, dabei aber eine seltene Beharrlichkeit in Sitten und Gewohnheiten an den Tag legt, fällt es weit leichter empfangene Eindrücke zu verwischen als ihnen neue Ideen einzuflößen und die Folge davon war, daß die Indianer sich gegen die bestgemeintesten Bemühungen empörten um sie aus ihrer Gesunkenheit emporzuziehen. Als Beleg dazu mag dienen, daß die einsichtsvollsten Männer des Staates Guatemala den Beschluß faßten, die vorherrschenden Körperstrafen Kraft des Gesetzes für immer aufzuheben, denn sie vermeinten damit, dem Indianer

wieder die verlorene Menschenwürde und Selbstachtung zurückzugeben. Wie täuschten sie sich aber! Denn, wie seltsam es auch scheinen mag, so steht es doch fest, daß die Indianer, so bald es ihnen gelungen war, das Heft der Regierung wieder an sich zu reißen, nichts Eiligeres zu thun hatten, als die Wiedereinführung der Prügelstrafe zu beschließen. Sobald die Unabhängigkeit des Landes erkämpft war, waren die Indianer mit einem Schlage ihren bisherigen Unterdrückern und Herren gleichgestellt. Besaßen sie nunmehr dieselben Rechte wie die Spanier, so waren sie aber für diesen Glückswechsel und ihre politischen Rechte nicht vorbereitet und so konnte es nicht anders kommen, als daß sie bei ihrem Mangel an Bildung und Einsicht, statt die neue Ordnung der Dinge zu fördern, dem Staatswesen nur die schwersten Nachtheile und Gefahren bereiteten. Unfähig die Forderungen ihrer Lage zu begreifen, waren sie nur froh, ihrer früheren Fesseln ledig zu sein und keine Frohndienste mehr leisten zu müssen. Allein alles das, was die Führer der Revolution erwartet hatten, traf nicht ein, denn keine Spur von Wetteifer und edlem Ehrgeize zeigte sich und statt des erwarteten Fortschritts zeigte sich nur, daß der Indianer seine Freiheit dahin verstand, ganz seinen Neigungen und Lüsten leben zu können! Müßiggang und Trunksucht waren seitdem durchgängig an der Tagesordnung; von Erfüllung ihrer Pflichten als Bürger gegen den Staat war kaum die Rede und wenn man mit Ernst gegen die Indianer auftrat, so leisteten sie offenen Widerstand oder flohen in die Gebirge, wo sie ein ganz verwildertes Leben trieben. So nimmt es denn nicht Wunder, daß ganze Dörfer bald verschwanden, die zur Zeit der spanischen Regierung volkreich und blühend waren und die weiteren Folgen konnten nicht anders sein, als daß die von der gestürzten Regierung gebauten Straßen verfielen, daß die Schulen verödeten und daß am Ende aus dem Elende der Bevölkerung und der Verwilderung der guten Sitten ein Bürgerkrieg hervorging, der bis in die jüngsten Zeiten diese Lande nicht zur Ruhe kommen ließ. Das neue Regiment war nicht im Stande, diese trostlosen Zustände zu bewältigen und war ebenso unfähig, das altbewährte System wieder herzustellen, als ein neues zu begründen!

— Was wir hier gesagt, bezieht sich vornämlich auf jene Indianer, welche die heiße Region Central-Amerikas, die Terras

calientes bewohnen. Diese Indianer führen noch ein ganz primitives Leben; denn ein Jeder baut sich seine eigene Hütte, indem er sich den ersten besten Baum fällt, aus dem er sein Bauholz sich zimmert. Die Hütte wird meist mit einfachem Stroh bedeckt, so daß sie vor Wind und Wetter geschützt ist. Der Indianer denkt hier nicht daran, mehr Grund und Boden zu kultiviren, als sein eigenes Bedürfniß heischt, und was sein Feld ihm nicht bietet, sucht er im Walde zusammen zu lesen. Die innere Ausstattung seiner Hütte ist nicht minder dürftig bestellt, denn sein Hausrath ist das Werk seiner Hand und seine Bekleidung ist wo möglich noch dürftiger. Wird er krank, so gebraucht er die wenigen Pflanzensäfte, deren Eigenschaften er von seinem Vater gelernt. Die Zeit hat bei ihm keinen Werth und nicht quält ihn die Sorge um die Zukunft, denn sein Ideal von Glück beschränkt sich darauf, den Augenblick in Ruhe zu genießen. Hätte er keine materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, so würde er seine Hand nicht rühren, ganz abgesehen davon, daß ein gewisser Fatalismus ihn beherrscht, der ihm mit den Vorwand zu seiner Trägheit leiht, so daß er unter allen Verhältnissen seiner Lage sich in die Nothwendigkeit zu finden weiß. Man möchte meinen, einen Stoiker vor sich zu haben, sieht man, wie der Indianer physische Leiden erträgt, gleichwie er mit Gleichmuth Schicksalsschläge zu tragen weiß. Naht ihm die Todesstunde, so findet sie ihn fast immer gefaßt: „meine Stunde ist gekommen,“ pflegt er zu sagen, oder etwa: „ich gehe zur Ruhe ein, mein Werk ist gethan!“

— Es mag hier am Orte sein, darauf hinzuweisen, daß die Bekehrung der Indianer zum Christenthum heute wie in den Anfängen der spanischen Herrschaft mehr scheinbar und äußerlich, denn eine wirkliche ist: ihre Bekehrung besteht eigentlich nur darin, daß sie ihren Götzendienst aufgegeben haben. Freilich lassen sich die meisten taufen und pflegen auch die äußerlichen Ceremonien mitzumachen, wenn die Kirche nicht allzuweit abliegt. Allein alle diese Aeußerlichkeiten, mögen die Missionäre sich damit begnügen, haben im Grunde gar keine Bedeutung für den Indianer, der Nichts vom Wesen der göttlichen Offenbarung erfaßt und keine Ahnung von Menschenpflicht, noch Moral hat! Wie kindisch ist es doch, dort auf Erndte zu rechnen, wo der Grund und Boden kein Saatkorn aufzunehmen vermag!

— Wie könnte dies auch anders sein, wo die Indianerin ihrem Kinde von der Mutterbrust an ihren Aberglauben einzuimpfen weiß, der später nicht mehr zu tilgen ist. Was erzählt sie nicht Alles ihrem Kinde? Geheimnißvolle Wesen lassen ihre Seufzer, ihre Wehklagen im Waldesdunkel vernehmen, um den Wanderer in die Irre zu führen, die Ruinen alter Bauten, die in fernen Thälern gespenstig ihr Haupt erheben, bergen die Geister der Abgeschiedenen und rehfarbige Bestien, die im Walde vor dem Indianer Reißaus nehmen, sind das Werk böser Zauberer und Geisterbeschwörer! Nicht genug damit, vermeint der Indianer, daß es unter seiner eigenen Race Menschen giebt, die geheime Kräfte besitzen, durch welche sie ihre Feinde mit Blindheit schlagen, wenn nicht gar ihnen den Todesstoß versetzen können! Stellt man aber an einen Indianer die Frage, ob er an ein höchstes Wesen glaube, ob er an die Unsterblichkeit der Seele und an ein künftiges Leben glaube, so schweigt er und weiß nicht zu antworten. Die religiöse Tyrannei, unter welcher der Indianer Jahrhunderte lang unter spanischer Herrschaft geschmachtet, hat die Folge gehabt, daß er in allen Dingen, die auf seinen Glauben Bezug haben, seine innersten Gedanken zu verhüllen sucht.

— Die physische Erziehung des Indianers beginnt sehr frühe, denn kaum hat er ein Alter von zehn oder zwölf Jahren erreicht, so giebt der Vater ihm den „machete“ in die Hand, dazu legt er ihm eine Last auf die Schulter und in diesem Aufzuge muß er den Vater auf seinen Waldausflügen begleiten. So lernt er denn bald seinen Weg allein im Dickicht des Waldes finden; sein Ohr lernt das Nahen wilder Bestien bald erkennen und sein scharfer Blick sieht von Ferne schon die Schlange, die auf Beute lauert. Wenn er an der Seite seines Vaters durch die Wälder streift, so lernt er die Eigenschaften der Pflanzen kennen und bald weiß er die Staude zu unterscheiden, deren Saft die Eigenschaft hat, die Fische zu betäuben, oder die Pflanze, die ihm selbst das Wasser zu ersetzen vermag, wenn der Durst ihn peinigt. Der Indianer weiß die Kräfte der leche maria wohl zu würdigen, jenes köstlichen Balsams, der bei Wunden in diesem Klima seines Gleichen sucht und nicht minder kennt er die Wirksamkeit des Guaco, dessen wir schon früher Erwähnung gethan. Mit einem Worte: der Indianerknabe macht einen prak-

tischen Cursus durch, der ihm für sein Leben genug thut und hat er ein Alter von sechszehn bis siebzehn Jahren erreicht, so denkt er daran, sich einen eigenen Fleck zu gründen. Zu dem Ende nimmt er sein Machete zur Hand und rodet an einem ihm passenden Orte Baum und Gebüsch weg. Und ist dann der Fleck hinreichend ausgerodet, so säet er sein Maiskorn und baut sich bald in einem beliebigen Winkel seine kleine Hütte, in die er dann seine Lebensgefährtin einführt, mit der er nach Indianerbrauch von Kindesbeinen an schon verlobt ist. Mag auch der Indianer nicht ganz unempfänglich für die Reize seiner Lebensgefährtin sein, so steht aber so viel fest, daß er von den feineren Gefühlen unserer Civilisation nichts empfindet, so daß wir wohl sagen dürfen, daß seine Ehe kaum diesen Namen verdient. Was aber in unsern Augen den Indianer heben mag, ist die Thatsache, daß er sein Glück in seiner Hütte sucht. Seine Hütte ist ihm wirklich das Asyl, wo er Alles findet, was ihm für die Verachtung und Unterdrückung der Weißen vollen Ersatz bietet, denn hier stört ihn Niemand. Sein Weib ist ihm gehorsam und seinen Kindern fällt es nie ein, seinem Willen entgegen zu treten oder seinem Befehle nicht zu willfahren. Mit einem Worte, das Familienleben des Indianers ist ein rein patriarchalisches und so viel wir von seiner Vergangenheit wissen, glauben wir behaupten zu dürfen, daß es in der Urzeit nicht anders bei ihm gewesen.

— Die Indianer beflissen sich durchgängig einer solchen Mäßigkeit, daß die Spanier anfangs vermeinten, sie führten beständig ein Fastenleben. Heute wissen wir aber, daß diese Tugend der Mäßigkeit nur ein negatives Verdienst ist, und daß sie bei gegebener Gelegenheit ihre Mäßigkeit fahren lassen. Allerdings ist ihre Lebensweise die einfachste von der Welt: Bohnen in der gröbsten Weise gekocht, Tortillas, wenige Bananen, roher Pfeffer als Gewürz, Ochsenfleisch in der Sonne gedörrt, weniges Schweinefleisch und ein Paar Eier bei festlichen Gelegenheiten: — dazu noch eine Tasse Chokolade gelegentlich sammt einigen Waldfrüchten, bilden Alles, was sich zu ihrem Lebensunterhalte hier findet.

— Noch einige Worte über das Geistesleben der Indianer! Wo es ihnen an aller Aufregung fehlt, wo könnte es dann bei ihnen zu irgend einem Affekte kommen? Freude und Kummer

kennen sie kaum, und Langeweile, dies Produkt der modernen Civilisation, ist ihnen ein Räthsel! Mit Wohlgefallen sitzen sie schweigend da, ohne sich je über Nichtsthun zu beklagen, bis sie mit Indianern ihres Stammes zusammen kommen, wo sie dann sich schadlos zu halten wissen und so lebhaft wie geschwätzig werden. Bei ihrem beschränkten Gedankenkreise möchte es uns schwer fallen zu errathen, womit sie denn ihre langen Zwiegespräche ausfüllen. So sah ich selbst, wie sie unaufhörlich lachten und plauderten, womit meine indianischen Führer mich oft stundenlang in der Nacht belästigten, und niemals konnte ich begreifen, was sie denn eigentlich zusammen schwatzten. Dies zu erfahren, konnte mir mit allen meinen Listen nie gelingen, denn sie sprachen immer in ihrem Indianerdialekte, der mir unverständlich blieb.

— Um dem Müßiggang und der Sorglosigkeit der Indianer vorzubeugen, ist die Regierung von Yucatan auf ein Mittel verfallen, das eigentlich dem Grundgesetze des Staates zuwider ist. Die Regierung hat nämlich den Befehl erlassen, daß jeder Familienvater gegen sechszig Metcates Land jährlich mit Mais bepflanzen muß, was freilich kaum einem viertel Morgen unseres Maaßes gleichkommt; dazu haben die Alcalden der betreffenden Bezirke die Verpflichtung, diese Maßregel überall durchzuführen und regelmäßig ihren Bericht darüber der Regierung einzusenden. Wer dieser Vorschrift nicht genügt, muß zur Strafe Straßenarbeit verrichten und zwar so lange, als er sonst zu Hause hätte arbeiten müssen, um sein Land zu bestellen. Es giebt aber noch ein anderes Mittel, das freilich nicht so gewaltsam scheint, um die Indianer zur Arbeit anzuhalten: nämlich die Ausführung einer alten gesetzlichen Bestimmung, die unter dem Namen „Mita“ bekannt ist, kraft deren jeder Farbige, gleichviel, ob Indianer oder Neger, der in Schulden geräth, genöthigt ist, seine Schuld durch seine Arbeit abzutragen, wodurch er bis zur Tilgung seiner Schuld factisch der Sclave seines Gläubigers ist. Abgesehen davon, daß er zu einem bestimmten Lohnsatze arbeiten muß, kann der Gläubiger ihn an beliebigen Orten arbeiten lassen, und hat sogar das Recht, ihn jedem Andern abzutreten, der die Schuld ganz oder theilweise übernehmen will. Nur die Befugniß steht gesetzlich dem Schuldner zu, von den Behörden zu verlangen, daß er für einen andern Herrn die Schuld abarbeite, wenn er den Beweis führen kann, daß sein Herr ihn grausam

behandelt, oder ihn am Nothwendigsten Mangel leiden läßt. In einem solchen Falle dient sein Arbeitslohn natürlich zur Abtragung seiner Schuld. Bei einem solchen Systeme kann es uns nicht befremden, daß der Indianer alle Sorge für die Zukunft seinem Herrn überläßt und da er alle Lebensmittel und Kleidung von seinem Herrn geliefert erhält, so wird er buchstäblich sammt seiner Familie zum Sclaven auf Lebenszeit. Stirbt er, so fällt seine Schuld der Familie zur Last, was der Grundeigenthümer gut auszubeuten weiß. Fällt auch die Gehässigkeit des Namens weg, so besitzt er Sclaven, die von seiner Willkür abhängen. Zur Steuer der Wahrheit sei es aber hier gesagt, daß die Herren hier durchgängig ein mildes Regiment führen und daß man hier nur selten von den Mißbräuchen hört, die in den Ländern vorherrschen, wo die Sclaverei durch die Gesetzgebung geheiligt ist.

In gewissen Gegenden, wie zu Palizada, besonders aber in den Farbholzbezirken, herrscht dieses System in seiner schlimmsten Form vor; denn buchstäblich sind vier Fünftel der Eingeborenen den Grundeigenthümern so verschuldet, daß sie zeitlebens ihnen zu eigen sind, und bedenkt man, daß alle Gewalt in den Händen der Grundeigenthümer ruht, so ist die Lage der armen Indianer eine wirklich bemitleidenswerthe.

— Wie eben gesagt, trifft meine Schilderung vornämlich die Indianer der Terras Calientes, wohingegen die Indianer der kühleren Hochplateaus des Innern, der sogenannten „los altos“ ein ganz anderes Geschlecht sind, das noch nicht so entnervt ist, wie die Bewohner der heißen Lande. Der milde Himmel und der Einfluß eines Klimas, das günstiger zur Entwickelung der physischen Fähigkeiten ist, läßt uns in den Indianern der Hochlande die Abkömmlinge der alten Quichés, Zutugils und Kachiquels erkennen. Hier haben wir es mit einem kräftigen Menschenschlage zu thun, dessen Kopf nie ergraut und dessen Arbeit nicht blos dem Heute dient, denn diese Indianer denken an das Morgen! Auf diesen Hochplateaus finden sich weite, bebaute Strecken, was um so verdienstlicher ist, als der Boden hier minder fruchtbar ist, als in den Niederungen. Bei ihnen braucht die Regierung keiner Zwangsgesetze, um sie zur Arbeit anzuhalten, und Handwerker jeder Art finden sich unter ihnen, die ihrem Gewerbe zur Ehre gereichen. Tischler, Eisenarbeiter, Gold-

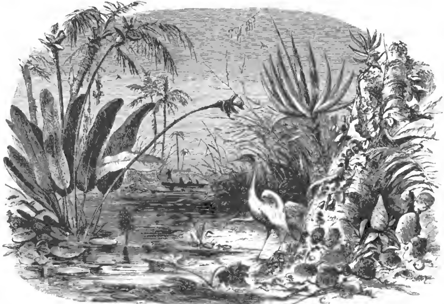
und Silberschmiede, Maurer und Weber sind hier zu finden. Ihr äußeres Auftreten schon nimmt für sie ein, denn festen Tritts treten sie auf und ihr Unabhängigkeitssein leuchtet aus ihren Zügen; sie bedürften nur einer höheren Bildung, um den Besten aller Zonen an die Seite gestellt zu werden. Sie trifft nicht der Vorwurf, unter der freieren heutigen Regierung zurückgesunken zu sein, denn im Gegentheil sind sie unter dem freien Regimente, dessen Wohlthaten und Vorzüge sie zu würdigen wissen, wesentlich vorangeschritten.

— Schwer ist es indessen, bestimmen zu wollen, wie sich die Zukunft der Indianer von Central-Amerika überhaupt gestalten wird: — ob sie durch allgemein verbreiteten, sorgfältigen Unterricht und eine weise Gesetzgebung allgemach in sozialer und politischer Beziehung so gehoben werden können, daß sie fähige Bürger eines gut organisirten Staatswesens sein können, oder ob das Mißtrauen, von dem sie gegen die Spanier erfüllt sind, verbunden mit dem unversöhnlichen Hasse, den sie gegen ihre alten Unterdrücker hegen, nicht am Ende zum allgemeinen Aufstande und ihrer schließlichen Herrschaft führen wird, welche sicherlich nur die schlechten, nicht aber die guten Eigenschaften zeigen würde, die vor Cortez' Auftreten die Herrschaft der Indianer aufzuweisen hatte. Freilich herrschen heute noch die Weißen kraft ihrer geistigen Hilfsmittel und Intelligenz, während wohl zu bedenken ist, daß die weiße Bevölkerung von den Indianern an Zahl übertroffen wird, die in beständiger Zunahme begriffen sind, so daß sie es wohl mit den Weißen aufnehmen können. Die Naturverhältnisse des Landes dazu, das keine Heerstraßen noch Brücken besitzt, die zu einer regelmäßigen Kriegsführung dort Noth thäten, machen es sehr schwierig, einen Aufstand zu bewältigen, der im Innern ausbräche, denn die Weißen könnten sich nur an wenigen Punkten auf eine Zeitlang behaupten, falls ein allgemeiner Aufstand losbräche.

— Worauf es vor Allem ankommt, ist auf Mittel und Wege zu sinnen, um den Indianer zu einem würdigen Bürger heranzuziehen, der seine Pflichten gegen den Staat begreift und sie auch mit Verstand auszuüben weiß. Eine andere Frage ist: ob die Indianer auch die Ausdauer besitzen, ein solches System auf die Dauer durchzuführen, denn Zeit bedarf es vor Allem

dazu.*) Unseres Dafürhaltens fehlt ihnen die Beharrlichkeit und Geduld dazu und so ist es sehr fraglich, wie sich die Zukunft von Central-Amerika gestalten mag, besonders aber jene der Länder, wo das indische Element vorwiegt, nämlich in Guatemala und Yucatan. Meines Erachtens giebt es nur eine Antwort darauf, die ich mich fast fürchte auszusprechen.

*) Seitdem Morelet sein Urtheil niedergeschrieben, hat der blutige Aufstand der Indianer in Yucatan, sowie der Erfolg von Carrera und seiner wilden Horden in Guatemala, bereits dem Verfasser Recht gegeben. In Yucatan dauert der Kampf noch immer fort, während die Macht der Indianer in Zunahme begriffen; dahingegen ist in Guatemala die Katastrophe dadurch hinausgeschoben worden, daß es gelungen, den Führer der Indianer günstiger zu stimmen, der einem blutsatten Tiger gleich für den Moment sich zur Ruhe begeben. Mit seinem Tode oder seinem Sturze aber würde der Racekampf mit erneuter Wuth erst recht losbrechen.



Lagunen von Campesche.

IV.

Der Usumasinta-Strom.

Tägliche Stürme — Furth von San Geronimo — Alligatoren und Rothwild — Die Cocoyol-Palme — Savannen und Einöden — Balancan — Gegengift gegen Schlangen, der Platanillo — Erdhügel — Sorglosigkeit der Einwohner — Perlenfischerei in Quellwasser — Rio san Pedro — Ein Sturm — Neigung zu entzündlichen Affektionen unter den Tropen — La Cabecera — Ein Einsiedler — Tenosique — Stromschnellen des Usumasinta — Boca del cerro — Unbezwungene Indianer — Krankheit — Abfahrt nach Peten — Betrachtungen über Land und Volk.

Während der letzten Tage unseres Aufenthalts zu San Geronimo erlebten wir außerordentliche Wechsel der Witterung. Seltsamerweise verdunkelte sich jeden Abend kurz nach Sonnenuntergang der Himmel, der von dichten Wolken überzogen war, die mit einemmale sich auf die Erde ergossen. Eine Finsterniß trat dann ein, wie ich sie nie zuvor wahrgenommen und ich kann nicht umhin zu gestehen, daß ein eigenthümliches Gefühl von Bangigkeit mich ergriff, das wohl alle Kreaturen theilten. Diesen atmosphärischen Erscheinungen folgten gewöhnlich heftige Windstürme, die mit Blitz und Donner verbunden und die ganze Nacht anhielten. Auffallender Weise stellte sich Morgens wieder die vollkommenste Ruhe ein und der Himmel war wieder so heiter wie früher. Was aber für den Sturm der entschwundenen Nacht Zeugniß ablegte, war der durch und durch durchnäßte Boden, der weit und breit mit Baumzweigen übersäet war, die der Sturm losgerissen. Mir schien es, als wenn diese plötzlichen Veränderungen der Atmosphäre Anzeichen eines entschiedenen Witterungswechsels wären und ich fing an zu fürchten, daß die Regengüsse meiner Reise in den sumpfreichen Niederungen die ernstlichsten Hindernisse entgegenstellen würden. Suchte auch

mein Wirth mit allen möglichen Gründen mich festzuhalten und sich auf seine Erfahrung zu berufen, so gestehe ich, daß ich froh war, einen Vorwand gefunden zu haben, um dem traurigen San Geronimo den Rücken zu wenden und so ließ ich mich nicht bewegen, länger zu bleiben. Man sorgte dafür, daß wir Pferde und einen Führer bekämen, dazu stellte man einen cayuco zu unserer Verfügung, der unser Reisegepäck nach Balancan schaffen sollte, von wo aus wir denn unsere Reise fortsetzen wollten. Nicht genug damit, war man so freundlich, uns Empfehlungsbriefe zu geben nach allen Orten, wo wir uns aufzuhalten gedachten, eine menschenfreundliche Sitte, die in den fernen Landen des spanischen Amerika gewissenhaft eingehalten wird, wobei ich aber die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß an den Orten, wo viele Fremden erscheinen, ein Empfehlungsbrief ebensowenig nützt, wie in den Städten der alten Welt.

— An dem Morgen wo wir San Geronimo verließen, verloren wir viel Zeit damit, unsere Fida aufzusuchen, welche die Arbeiter des Gutes weggelockt, so daß wir Mühe hatten sie wieder aufzufinden. Unser Zeitverlust zwang uns unsere Tagereise vor dem Nachtsturme möglichst abzukürzen, so daß wir am ersten Tage nur bis nach Chablay gelangten, einer großen Hacienda, die drei Stunden südlich liegt. Auf unserem Wege mußten wir zunächst über den sumpfigen San Geronimo-Strom, dessen Ufer so hoch wie steil sind. Die Furth, die wir zu passiren hatten, war voller Alligatoren, die mit offenem Munde schliefen, als warteten sie auf Beute. Mindestens konnten wir sieben Alligatoren erkennen, die zehn bis zwölf Fuß lang waren. Bei unserem Herannahen wurden sie aufgeschreckt und fanden es gerathen unter dem Wasser zu verschwinden. Was die Furth anbelangt, so ist sie leicht genug zu passiren, wenn nur der Weg, auf dem man zu ihr gelangt, durch die andauernden Regengüsse nicht in einen Morast umgewandelt worden wäre, Morin hatte die Vorsicht unsere Fida auf seinen Sattel zu heben, damit sie nicht die Beute der Alligatoren werde, während wir unterdessen auf unsern Führer warten mußten, damit er uns den Weg nach dem entgegengesetzten Ufer bezeichne. Er war hier ganz zu Hause und wir folgten ihm ohne Bedenken, fanden es aber für gerathen uns in unserm Steigbügel möglichst fest zu halten. Freilich habe ich schon davon erzählen hören, daß

es Alligatoren gäbe, die den Umgang mit Menschen nicht scheuten und gar mit ihm spielten! Darauf mochten aber wir uns nicht verlassen, denn die Alligatoren von Tabasco scheuen sich nicht, den ersten besten Reisenden wegzuschnappen. Auf der Hacienda von San Geronimo hatte man leider schon manches Opfer ihrer Freßgier zu beklagen und kürzlich noch war ein Indianer, der auf einem muthigen jungen Pferde durch die Furth sprengen wollte und dabei in den Strom gefallen, die Beute dieser Ungeheuer geworden. Ein Paar Tage nach seinem Verschwinden fand man seinen fürchterlich verstümmelten Leichnam im Schlamme begraben, denn die Alligatoren verbergen auch ihre Beute, um sie vor zu rascher Fäulniß zu bewahren. Jenseit der Furth sahen wir zum erstenmale hier einiges Rothwild, das an Größe und Form dem unserigen ziemlich gleich kömmt. Dieses Wild ist nichts weniger als scheu und fürchtet sich nicht vor dem Menschen. In einer Hütte an der Landstraße zeigte man uns eine zahme Hindin, die den Tag über in den Waldungen umherstreifte, aber bei Nacht nie verfehlte zurückzukehren. Lustig war es ihre beiden Jungen anzusehen, die sie erst kürzlich geworfen und deren röthliche Farbe durch weiße Flecken gehoben wurde, die über die Mitte des Rückens gerade hinabliefen.

— Bis zum Dorfe Balancan, das gegen eilf Stunden davon entfernt, ist die Ebene wellenförmig und mit Lagunen durchschnitten, die um diese Jahreszeit mit einem Saum schwarzen Schlammes eingerahmt sind, der eine viertel Stunde an Breite hat. Unter den verschiedenen Arten von Palmbäumen der hiesigen Wälder macht der Cocoyol (cocos butracea L.) den besten Effekt und zwar bevor sein Stamm ganz entwickelt ist, wo dann seine fünf bis zehn Yards langen Blätter federgleich sich hinabneigen. Die Nüsse dieser Palmen enthalten eine Substanz, die der Butter gleicht und in vielen Theilen Amerikas zu häuslichen Zwecken dient. Den Cassia-Baum erkannte ich sofort an seinen cylindergroßen Schoten, ebenso den Calabassenbaum, den ich bisher nur in der Nähe von Ansiedelungen wahrgenommen hatte. In den Savannen nahm ich auch manche Palmenbäume wahr, die entweder vereinzelt oder gruppenweise unsern Blick erfreuen, wobei es wirklich zu verwundern ist, daß sie den Flammen nicht zum Raube geworden, die von den Schäfern hier ange-

zündet werden. Diese Savannen sind nur mit Schwierigkeiten zu durchwandern, denn das Wasser bildet hier weit und breit Furchen die sich so durchkreuzen, daß man meinen sollte die Linien eines Schachbrettes vor sich zu sehen. In diesen Graseinöden sieht man nur gelegentlich einmal eine Heerde weiden, die zu irgend einer Hacienda gehört; mitunter auch tritt uns ein Rancho entgegen, — eine einsame Hütte, die vom Kuhhirten oder Holzhauern bewohnt wird. Man muß lange wandern, ehe man eine Niederlassung der Holzhauer oder ein Haus antrifft, das dem Campeschehandel gewidmet ist. Gewöhnlich liegt hier die Wohnung des Grundeigenthümers am höchsten Punkte und seine Arbeiter sind ringsum angesiedelt, je nach dem Plane den der Herr vorgeschrieben. Von der Mündung des Usumasinta an bis Balancan, eine Entfernung die durch die Krümmung des Weges fast sechszig Stunden sich hinzieht, sind nur zwei Dörfer zu finden, nämlich Palizada und Monte Christo, das von kaum einem Dutzend Familien bewohnt ist. Wenn man den schönen Strom durch die fruchtbarsten Ebenen der Welt hinauffährt, vermißt man schmerzlich, daß seine Ufer alles Reizes bar sind den Handelsfleiß und Betriebsamkeit verleihen könnten. Selten begegnet man einem Canoe, das mit einer Ladung Salz oder Campescheholz mühsam dahin fährt und der Reisende fährt oft Stunden lang die Ufer entlang dahin, ohne nur einen Menschen oder eine Hütte zu gewahren, denn meilenweit liegen die fruchtbaren Uferlande brach, der Hand vergebens wartend, die sie der Menschheit nutzbar machen könnte.*)

Balancan ist ein Dorf, das freundlich an den steilen Ufern des Usumasinta liegt, dessen Bett hier aus Sand und Kies besteht; das Dorf mag gegen fünf und vierzig Familien zählen und ist ziemlich gesund gelegen, denn es liegt hoch genug, um von den Miasmen der Ebene nicht zu leiden. Die Spanier, die sich in diesem Dorfe angesiedelt, halten die Indianer in Bot-

*) Es verdient in der That eine Rüge, daß nationale Schriftsteller bezüglich dieser Uferlande die Welt zu täuschen suchen. So läßt Don Manuel Zavela in seinem (Appendice á la Historia de Cogolludo) die Ufer des Stromes im reizendsten Lichte erscheinen und er sieht dort freundliche Häuser mit Palmdachblättern und Obstgärten, deren Bewohner ein idyllisches Leben führen, wo ich nur eine Oede sonder Gleichen gefunden. Es ist kaum zu begreifen, was die Täuschung bezwecken sollte.

mäßigkeit und treiben schon eine Industrie, wenn man ihren Tauschhandel so nennen darf. Sie kaufen nämlich zu Palizada allerlei Kleinigkeiten ein, die sie an den untern Ufern des Stromes mit Vortheil an den Mann zu bringen wissen. So führen sie mühelos ein ziemlich sorgenfreies Leben fort, ohne einen anderen Gedanken zu haben als in dieser Weise Geld zu verdienen. Der Indianer hier bringt es nicht einmal soweit, denn da er die kleinste geistige Anstrengung ebenso sehr scheut, wie er die Ruhe vor Allem liebt, so machen sie den Spaniern durchaus keine Concurrenz. In den Nachbarwäldern wächst überall der Campeschebaum, auch der „Moral", der im Handel als Brasilienholz gilt. Es war einmal die Rede davon, hier eine Holzsägemaschine aufzustellen, was aber leider in Folge der politischen Umwälzungen unterblieb, welche diese Provinz nur zu häufig heimgesucht haben.

— Wir fanden Aufnahme in dem sogenannten „Cabildo", einem halb verfallenen Hause von zwei Zimmern, wovon eines als Schulzimmer diente. In unserem Zimmer war die Schlammerde, die zur Ausfüllung der Zwischenwände der Mauern gedient, an manchen Orten zerbröckelt, so daß wir von unserer Hängematte aus Freiblick genug nach Außen fanden, wo eine wilde Vegetation uns entgegen lachte. Bemerkenswerth ist es, daß ich keinen einzigen Punkt an den Ufern des Usumasinta gefunden, wo die Bewohner mehr als das Allernothdürftigste dem Boden abzugewinnen gesucht hätten, denn Niemand pflanzt hier mehr als sein eigener Bedarf erfordert, oder er für seine Arbeiter brauchen mag. Dies geht soweit, daß die Eigenthümer mancher Pflanzungen, wie es zu San Geronimo der Fall war, lieber das Getreide kaufen, als daß sie ihre Holzhauer zur Bodenkultur heranzögen; daß ein solches Treiben der Entwickelung des Landes nur hinderlich sein kann, bedarf keiner näheren Ausführung.

— Wie die meisten Namen der Indianerzeit ist der Name „Balancan" den Gegenständen entlehnt, die der Ort am hervorstechendsten einst geboten. In der Maya-Sprache bezeichnet „balan" oder „ballam" einen Jaguar, während „can" eine Schlange bedeutet. Seitdem die Waldung hier zum Theil gelichtet worden, ist der Jaguar freilich hier ziemlich verschwunden, nicht so aber die Reptilien, deren es hier in Masse giebt. Als

mein Wirth mir die Etymologie des Wortes Balancan erklärte, ließ er die Worte fallen, daß er in einer halben Stunde jede Art von Schlangen, die ich wünsche, mir vorführen könne. Ich wünschte eine Klapperschlange zu sehen und alsbald eilte einer seiner Knechte mit einem Strick und einem Bambusrohr hinaus und schon nach zwanzig Minuten kam er mit einer lebenden Klapperschlange zurück, die er an seinem Stock gefesselt hielt. Die Gelegenheit war zu günstig, als daß ich nicht auch die Wirkung des Platanillo an dieser Schlange versuchen möchte. Früher habe ich erwähnt, daß die Eingeborenen in dem Wahne stehen, als vermöge diese Pflanze bloß durch ihre Berührung die Schlange ihrer Giftzähne zu berauben. Da ich den Wunsch äußerte, das Mittel an der Schlange zu erproben, so ließ man einen alten Indianer herbeiholen, der als Schlangenbändiger galt. Das Volk lief aus Neugier herbei, um das Wunder mit anzusehen, das für mich eine sehr natürliche Erklärung bot. Als man die Stricke losgebunden, die den Hals der Schlange gefangen hielten, öffnete sie ihr furchtbares Gebiß und biß dann wüthend nach der Pflanze, die man ihr vorhielt; ihre Zähne blieben aber fest in ihrem Rachen sitzen. Nachdem der Indianer aber mehrmals fruchtlose Versuche gemacht, die Zähne der Schlange herauszureißen, gelang es ihm am Ende, wobei ich allerdings seine Geschicklichkeit bewundern mußte. Freilich war die Schlange jetzt entwaffnet, doch das Geheimniß war mir jetzt ganz enthüllt. Die Zähne der Schlange sind nämlich dünn und haben nur schwache Wurzeln, so daß sie sehr leicht ausgebrochen werden, wenn sie sich in den zähen Fasern der Pflanzen festgebissen. Wie einfach diese Erklärung auch sein mag, so wollte sie doch den Zuschauern nicht behagen, die ihren Glauben an die Wunderkraft des Platanillo nicht fahren lassen wollten.

— Noch an demselben Tage hatte ich Gelegenheit im Walde eine große Nahuyaca-Schlange zu beobachten, indem ich eine Lichtung des Waldes durchstrich. Versenkt in die Schönheiten der tropischen Pflanzenwelt war ich in die Nähe des Ungeheuers gerathen, das sich über dem Boden fortwand. Zu meinem Glück gewahrte ich sie noch früh genug um zurückzuspringen, denn außer meinem Regenschirm stand mir keine andere Waffe zu Gebote. Obwohl die Schlange mich wahrgenommen haben

mußte, schien sie keineswegs fliehen zu wollen, schien es mir auch als bewege sie sich rascher voran. Als sie im Dickicht des Waldes sich verloren, verglich ich die Spuren, die sie auf dem Wege zurückgelassen und fand, daß sie sieben Fuß lang sein mußte. Auffallender Weise flößt diese Art von Schlangen den Creolen großen Schrecken ein, während sie die Klapperschlange keineswegs für so gefährlich halten. „La vivora de cascabel" so pflegen sie zu sagen ist ein edelmüthiges Geschöpf, denn sie macht Lärm, bevor sie auf ihren Feind losstürzt; die Nahuyaca-Schlange kennt aber kein Erbarmen! Was mich persönlich betrifft, so halte ich sie beide für gleich gefährlich, denn ihr Gift ist im gleichen Grade tödtlich. In ihrer Wuth begnügen sie sich selten mit einem einzigen Bisse und ihre Angriffe geschehen mit unglaublicher Raschheit; bei der Feinheit ihrer Giftzähne sind die Wunden oft kaum wahrnehmbar. Die Eingeborenen pflegen die Haut mit Citronensaft zu reiben, wodurch die verletzte Stelle geröthet und erst sichtbar wird.

— In der Umgegend von Balancan trifft man auf viele Erdhügel und sonstige Reste, die offenbar der Urzeit angehören. Bei den Nachgrabungen an der Basis dieser Hügel sind manche Gegenstände aus Licht gezogen worden, die mit den Funden in Yucatan viele Aehnlichkeiten besitzen. Sie bestehen aus den wunderlichsten Götzenbildern, aus den verschiedensten Töpferarbeiten, aus Obsidianstücken, aus concaven Steinen mit cylinderförmigen Walzen, die zum Zerstampfen des Mais gedient. Die letzterwähnten Geräthschaften sind identisch mit denen, die heute noch im Brauche sind, bestehen aber aus sehr feinem grüngeäderten Granit, dessen Ursprung man heute nicht kennt.

— Nur mit großen Schwierigkeiten gelang es uns Fährleute zu finden, um unsere Reise fortzusetzen, nicht als fehlte es hier an Schiffern, sondern vielmehr, weil sie vermeinten, der Preis, den wir zahlen wollten, wäre nicht lohnend genug für ihre Mühe. Seltsamer Weise habe ich in diesen Gegenden kaum einen Einzigen gefunden, der sorglos von einem festen Einkommen lebte, denn Alles ist hier ungewiß und dem Zufall Preis gegeben. Allerdings giebt es hier mitunter Spekulanten, die ein glückliches Geschäft mit Campescheholz treiben und sich ein bedeutendes Vermögen damit erwerben, das sie aber ebenso rasch in der thörichtsten Weise vergeuden. Bei uns sind hundert

Dollar niemals zu verachten, — Geld hat aber wenig Werth bei Leuten, die von Bohnen und Mais leben können, und sich begnügen in einer Hütte von Zuckerrohr zu wohnen und das ganze Jahr hindurch barfuß gehn.

— Den freundlichen Bemühungen unseres Wirthes gelang es am Ende, uns die erforderliche Zahl Ruderer zu verschaffen, mit deren Hülfe wir den Strom bis zum Dorfe Usumasinta hinauf fahren konnten. Das Dorf liegt zwölf Stunden davon entfernt und führt heute den Namen „La cabecera“ gleichbedeutend mit „Hauptstadt“, denn vor wenigen Jahren wurde dem Dorfe die Ehre zu Theil, zum Hauptorte des Bezirks erhoben zu werden. Freilich kamen wir nur langsam voran, denn unsere Ruderer hatten gegen eine gewaltige Strömung anzukämpfen, die in dem Maße zunimmt, als der Strom sich durch die Gebirge einen Weg bahnt. Das Flußbett ist hier allenthalben ein sehr tiefes; die Ufer haben an ihrer Basis den feinsten, blauen Thon, der über den Schichten von Kies und Sand liegt, welche eine sehr harte Masse im Laufe der Zeit gebildet, so daß sie die festesten und steilsten Sandbänke gebildet. Wo das Wasser die Riffe sichtbar werden läßt, hatten wir Gelegenheit, eine Masse Süßwassermuscheln aufgeschichtet zu finden, was uns überraschen mußte. Später erfuhr ich, daß diese Muscheln von den Perlenfischern herrührten, denn in der trockenen Jahreszeit suchen die Frauen nach Perlen und man versichert mir, daß schon Perlen von großem Werthe hier gefunden worden.*) Mein guter Morin meinte schon mit einem Male ein reicher Mann zu werden; bei all seinem Bemühen aber gelang es ihm nicht eine einzige Perle hier zu finden, was mich nicht wunderte, denn ich hörte, daß man Hunderte Muscheln durchsuchen könne, ehe man eine einzige Perle nur finden möchte.

— Kaum vier Stunden von Balancan mußten wir zu

*) Die Muschel ist wohl zur Gattung der „unio explicatus“ zu zählen. Es mag hier am Orte sein, daran zu erinnern, daß es nicht das erste Mal ist, daß in Süßwassermuscheln Perlen gefunden werden, wie es vor nicht lange in den Strömen des Staates Neu-Yersey der Fall war. Nach den Funden, die man in den Erdhügeln des Missisippithales gemacht, müssen die Ureinwohner eine Masse solcher Muscheln aus den westlichen Strömen sich verschafft haben, denn man hat in einem einzigen Hügel mehrere Hundert solcher Muscheln von der außerordentlichsten Größe gefunden.

unserer Linken die Mündung des Rio de San Pedro passiren, der zu den Hauptnebenströmen des Usumasinta zählt und mitten im Bezirke von Peten entspringt, um durch eine Wildniß mit den malerischsten Aussichten sich über Felsen und Riffe einen Weg zu bahnen, bis er am Ende seine Wasser mit dem Usumasinta vereint. Die Bewohner der Gegend behaupten, daß die Wasser dieses Flusses die Eigenschaften haben, alles zu versteinern und es scheint in der That, daß die meisten Hindernisse, die dem Hinabströmen seiner Wasser sich entgegen gestellt, dadurch entstanden, daß die in den Strom herabgestürzten Baumstämme vor undenklicher Zeit durch die Wasser versteinert worden und Felsengleich den Strom gedämmt, was besonders in der Nachbarschaft von Nojmactun klar zu erkennen ist. Nur wenige verwegene Touristen haben es gewagt, diesen kaum gekannten Strom hinaufzufahren, um in seinen Uferwäldern nach den Riesenbäumen zu forschen, die zum Bau der großen Cayucos dienen. Wenn ich dies selbst unterließ, so wolle man nur meine durch das Klima allzu sehr angegriffene Gesundheit dafür verantwortlich machen.

— In der Nähe des Punktes, wo sich der San Pedro in den Usumasinta ergießt, liegt die tiefliegende Insel Santa Anna, wo wir viele Stunden verschwenden mußten um uns Lebensmittel zu verschaffen, so daß wir bis zum Einbruch der Nacht dort bleiben mußten. Da die mit dichtem Gebüsch bewachsenen Ufer der Insel uns keine Zuflucht für die Nacht boten, so mußten wir, der tiefen Finsterniß ungeachtet, unsere Stromfahrt fortsetzen, wobei wir freilich mit den Hindernissen des Strombettes viel zu kämpfen hatten, abgesehen davon, daß aus der Ferne das Wetterleuchten und das dumpfe Tosen der Stromschnellen uns mit Bangen erfüllte. Wir kamen dem Ufer nahe und fanden es für gerathen zu landen, um unser Canoe auf das Sandufer hinaufzuziehen, denn wir merkten, daß ein Unwetter im Anzuge sei. Eine Stille herrschte die uns ergriff, eine Stille wie sie einem Sturme voranzugehen pflegt! Das ganze Firmament leuchtete von lauter Blitzen und in der Ferne sahen wir, wie ein Wald in der Nähe von Balancan in Flammen aufgehe! In Strömen ergoß sich der Regen und wir mußten unter den ersten besten Bäumen Zuflucht suchen. Nach einer Weile fing der Wind an von Südosten her mit solcher Gewalt

zu stürmen, daß die Waldriesen sich zu Boden neigten, während der Ufersand massenhaft empor wirbelte. Der Sturm war ein zu heftiger, als daß er lange hätte dauern können und bald wandte sich der Sturm nordwärts und die Elemente beschwichtigten sich, so daß wir wieder uns hinauswagen konnten. Eine gute Folge hatte das Unwetter für uns gehabt, — die Wolken hatten die Muskitos Stunden weit fortgefegt!

— Ohne sonderliche Zwischenfälle kamen wir nach dreitägiger lästiger Fahrt bis zum Dorfe La Cabecera und es wird Niemanden Wunder nehmen, daß ich froh war, daß die Fahrt ein Ende hatte, wenn man weiß, daß unser Boot kaum anderthalb Fuß Breite hatte, in dem man kaum sitzen noch liegen konnte, ganz abgesehen davon, daß man beständig von Muskitos und andern Insekten gepeinigt wird und die drückendste Hitze herrscht, die durch das Wasser keineswegs gemildert wird. Man erwäge dazu, daß die an den Straßen liegenden Dörfer Santa Anna, Multa, Estapilla uns nichts mehr zu liefern vermochten, als ein halb Dutzend Eier und eine Handvoll Bananen. So wird es sehr begreiflich sein, daß ich froh war, die Entbehrungen hinter mir zu haben, denn es that mir wirklich Noth meine Kräfte wieder zu gewinnen, was nur in gesunderen Gegenden möglich war. Ich glaubte nämlich, wir hätten einen Punkt erreicht, wo die Temperatur eine kältere sein müßte, was mir nur heilsam hätte werden können. Wie sehr hatte ich mich aber getäuscht, denn bei meiner Ankunft in Cabecera fühlte ich, daß ein Fieber bei mir im Anzuge wäre, und dazu empfand ich schmerzlich, daß mein Bein infolge des Sturzes im Walde von Palenque sich allmälig entzündet hatte, was mir große Schmerzen verursachte. Auch Morin war leidend, denn er litt an Beingeschwüren, welche unter den Tropen fremde Touristen leicht heimsuchen. Es bilden sich nämlich rothe Knötchen oder kleine Anschwellungen an den Beinen, die allmälig an Größe zunehmen, bis sie am Ende vereitern. Beim Aufbrechen hinterlassen sie schwärende Wunden, die um sich fressen und mit Hautgeschwüren enden, die kaum zu heilen sind. Nach meiner Erfahrung sind strenge Diät, Ruhe, kühlende Getränke und topische Emollientien die Mittel, die allein hier nützen können. Man übersehe nicht, daß alle Wunden, wie unbedeutend sie auch sind, unter dem Einfluß der Feuchtigkeit und Hitze bedenkliche

Folgen haben können! Daher ist es von höchster Wichtigkeit hier bei rechter Zeit einzuschreiten, um solchen Folgen vorzubeugen, die unvermeidlich sind, sobald bei solchen Einflüssen sich der kalte Brand einstellt.

— Zu Balancan hatte ich davon erzählen hören, daß in einem einsam gelegenen Hause unweit von Cabecera schon seit geraumer Zeit ein geheimnißvoller Fremder wohne, der angeblich französischer Abkunft wäre. Niemand konnte mir aber sagen, was ihn veranlaßt haben mochte sich in diese Einsamkeit zurückzuziehen, wo er ein wahres Einsiedlerleben führte, da er allen Umgang mit seinen Nachbarn mied. Die Leute meinten, er wäre von vornehmer Abkunft und sein Menschenhaß wäre die Folge einer unglücklichen Liebe. Da ich einige Personen kennen lernte, die nicht lobend genug über die trefflichen Eigenschaften des Fremdlings sich äußern konnten, dessen Bekanntschaft sie zufällig gemacht, so war meine Neugierde dadurch so geweckt, daß ich bald nach unserem Eintreffen zu Cabecera mich entschloß, den Einsiedler aufzusuchen. Wir mußten einen ziemlichen Weg im Walde zurücklegen, ehe wir an eine Lichtung gelangten, die zu einer Bananenallee führte, an deren Ende seine Hütte lag. Wir fanden die Thüre offen und traten ohne Umstände ein, wo wir einen Mann sahen, der in einer Hängematte zu schlummern schien. Er war ganz leicht nach Indianermanier gekleidet und wandte sich verwundert um, als er unser ansichtig wurde. Ohne seine Frage abzuwarten, rief ich ihm zu: „Wir sind französische Reisende und bedürfen Ihrer Gastfreundschaft." Sichtbar erfreut sprang er auf und reichte seine Hand zum Willkommen. Er war ein Mann von zartem Körperbau und schien nach seinem Aeußern im südlichen Frankreich geboren zu sein; sein nervöses Temperament spiegelte sich in seinem Aeußern. Schien er auch erst in dem kräftigsten Mannesalter zu stehen, so waren seine Haare doch schon gebleicht und seine verwitterten Züge deuteten darauf hin, daß er bittere Erfahrungen gemacht und viel gelitten haben mußte. Er war sehr bewegt und lies die Worte fallen: „Seit den sieben Jahren, daß ich in dieser Einöde lebe, ist dies das erste Mal, daß ich einem Landsmanne wieder die Hand drücken kann." Seine Augen wurden feucht, doch nach einem Momente faßte er sich wieder und setzte uns einige Erfrischungen vor, die wir dankbar

annahmen. Während wir uns gütlich thaten, erzählte ich ihm den Zweck meiner Reise und stellte manche Frage an ihn, ohne jedoch die Zurückhaltung außer Acht zu lassen, die mir seine Lage zur Pflicht machte. Bevor wir uns vom Mahle wieder erhoben, hörten wir Fußtritte und gewahrten zu unserer Verwunderung eine junge Indianerin, die zwei Kinder an der Hand führte. Bei unserem Anblick schrack sie zurück als fürchtete sie sich vor uns. „Sehen Sie, sagte der Einsiedler, lächelnd, hier haben Sie meine kleine Familie, die Ihnen freilich ein bischen wild vorkommen mag; halten Sie das dem Lande zu gute." Um das Mädchen zu beruhigen, rief er ihr einige Worte in einem mir unverständlichen Indianerdialekte zu, worauf sie zutraulicher wurde und sich neben der Hängematte niederließ. Man sah ihr an, wie sie uns neugierig musterte und sich abmühte zu errathen, wer wir wohl wären. Es dauerte nicht lange und sie hatte ihre Fassung ganz wiedergewonnen, so daß wir bald ganz gute Freunde wurden.

— Es giebt freilich kalte Skeptiker, die von ihrem Isolirschemel aus durch nichts berührt werden und das ganze Menschenleben als eine Comödie ansehen. Wer aber in der Comödie des Lebens seine Rolle mit Leidenschaft spielt und dazu ein gefühlvolles Herz hat, für den wird die Comödie mitunter zu einem furchtbaren Trauerspiel, und zu dieser letzten Categorie gehörte unser Einsiedler am Usumasinta-Strom! Durch Geburt und Vermögen begünstigt, hatte er alle Genüsse der Civilisation durchgenossen und trotz alledem betheuerte er mir, daß er in dem ärmlichen Einsiedlerleben, zu dem er sich selbst verdammt, sich glücklicher fühle, als er je zuvor gewesen! Dürfte ich seine Schicksale hier erzählen, wie er sie vertrauensvoll mir erschlossen, so würde seine Meteorgleiche Existenz, der es an flüchtigem Glanze wahrlich nicht gefehlt, den Stoff zu einem Romane bieten, um den mancher Novellist verlegen sein möchte. Diese Abschweifung würde mich aber zu weit von meinem eigentlichen Zwecke ablenken, als daß sie nicht hier unterbleiben müßte.

— Der Abschied von unserm Verbannten fiel uns so schwer, daß wir uns leicht erbitten ließen, mehrere Tage bei ihm zu verbringen und redlich bot er das Möglichste auf, um uns den Aufenthalt so angenehm wie belehrend zu machen. Wir gingen mit ihm auf die Jagd und erlegten manche Boa im Walde,

während wir die Savannen durchstreiften, wo Rothwild genug zu schießen war. Auch die Vögeljagd war ergiebig und wir schossen manche seltene Lerchen, worunter die Lerche mit schwarzen Ringeln um den Hals (der Sturnus Ludovicianus L.) mich sehr interessirte. Auch der Fischfang bot uns Unterhaltung genug und manche fremdartige Fische führte unser Netz uns aus der Tiefe. Wenn dann der Abend kam, verzehrten wir, was wir Tags über erbeutet und wir plauderten dann über so Vieles, was einem Franzosen, der jahrelang seinem Vaterlande entfremdet worden, von Interesse sein mußte. Es entging mir nicht, mit welcher aufmerksamen Theilnahme die junge Indianerin unsern Worten lauschte, so wenig sie uns auch verstehen konnte, und man hätte meinen mögen, sie erriethe, worum es sich in unserem Gespräche handle. Als Indianerin war sie schön zu nennen, hatte die Natur ihr auch jene reinen und regelmäßigen Züge versagt, die nur Europäischen Frauen eigen sind. Bei alledem spiegelte sich in ihren Zügen eine gewisse Melancholie und Herzensgüte. Scheiden mußten wir doch am Ende, so schmerzlich dies auch uns Allen fiel. Der Franzose begleitete uns schweigend bis an's Ufer, wo seine kleine Familie uns erwartete; wir drückten ihm herzlich die Hand, sagten ihm Lebewohl und er wandte sich ab um seine Rührung zu verbergen. Die Ruderer setzten sich in Bewegung, unser Canoe stieß vom Ufer ab und das flüchtige Band, das uns so innig vereint hatte, war für immer zerrissen! Es mußte mich tief ergreifen, daß der Unglückliche jetzt seine Vereinsamung um so schmerzlicher wieder empfinden müsse!

— Unser nächstes Ziel war Tenosique, das drei Stunden von Cabecera entfernt liegt; jenseits dieses Ortes sah ich in der Ferne die blauen Gipfel der Gebirge, die mir neuen Lebensmuth einflößten, denn ich hoffte durch den Genuß der reinen Bergluft am sichersten mein Leiden zu heilen. Wieder sollte ich mich aber getäuscht sehen, denn auf diesen Berghöhen behält die Temperatur ihren tropischen Charakter ganz bei und dieselben Gluthen herrschen in denselben Einöden vor, die Tabasco von Peten trennen. Um diese niederdrückende Hitze zu ertragen, bedarf der Reisende der kräftigsten Gesundheit und Ausdauer und so hielt ich es für gerathen, meine Wanderung zu unterbrechen, bis meine Gesundheit sich wieder gekräftigt hätte. Man

bedenke wohl, daß wir in der heißesten Jahreszeit dieser Striche uns befanden! Bei Tage stand das Thermometer auf 97° Fahrenheit, während es bei Nacht sich auf 89° hielt; dazu rührte sich kein Lüftchen, kein Blatt regte sich und es dünkte uns, als strahle der Schatten der Bäume selbst Hitze aus. Nahmen wir ein Bad in dem lauen Wasser des Flusses, so fanden wir nicht die mindeste Erfrischung. Saßen wir bei Tische, so zerflossen wir in Schweiß, was in der Hängematte nicht besser war, so daß wir bei aller Mattigkeit nicht schlafen konnten. Freilich wissen dies die Indianer wie Stoiker zu ertragen, nicht so aber die Creolen, die regungslos in ihrer Hängematte daliegen, den Himmel um Regen anflehend und dabei trinken sie unablässig, ohne ihren Durst löschen zu können.

— Ich brauche kaum zu versichern, daß auch ich, bei meiner Erschöpfung, die übermäßige Hitze schwer empfand und da ich die strengste Diät einhalten und mich mit einigen Tassen Milch begnügen mußte, so war ich gezwungen, mir den Genuß der kühlenden Melonenfrüchte und goldenen Mangobeeren zu versagen, die zur Befriedigung des Durstes die Natur hier geboten hat. Meine strenge Diät und der Gebrauch von Opium vermochten meiner Krankheit Schranken zu setzen und zugleich gelang es mir, mein Fußleiden durch Anwendung geeigneter Pflaster zu heilen. So fühlte ich denn allmälig meine Kräfte wiederkommen und hätte rascher meine Gesundheit wieder erlangt, wäre ich nur zu bewegen gewesen, ganz der Ruhe zu pflegen. Beiläufig bemerkt, trank ich während meiner Krankheit einen Thee aus den Blättern eines Platanenbaumes, der hier zu Lande „Yanten" heißt und den die Eingeborenen als ein Beruhigungsmittel ansehen, dessen Wirkung denen der Pappelrose gleich kommt. Die Einwohner trinken hier auch gerne einen Aufguß einer rankenreichen Pflanze, die „pimientillo" heißt und im Walde wild wächst; dieser Thee hat einen sehr angenehmen Geschmack und ähnelt etwas dem der Gewürznelke.

— Am Ende wurde es mir unerträglich, zu Tenosique länger zu verweilen und sobald ich mich wohl genug fühlte, traf ich Vorbereitungen zu unserer Abreise. Mein Plan war, zunächst die Stromschnellen des Usumasinta kennen zu lernen, was nothwendiger Weise eine Stromfahrt von drei bis vier Tagen mit sich bringen mußte. Als wir mit unserem Boote weiter fuhren,

brauchten wir vier Stunden, um bis zu den sierras, den Gebirgen, die die Ufer des Stromes eindämmen, zu gelangen und in der Ferne schien es uns, als wäre es unmöglich, hindurch zu passiren. Aber gerade in dem Momente, wo aller Ausweg hier gesperrt scheint, tritt uns plötzlich eine Oeffnung in den Bergen entgegen, durch welche die Wasser sich mit Gewalt einen Weg bahnen; das ist der enge Canal, der unter dem Namen „Boca del cerro" bekannt ist. Das Schauspiel, das die Riesenmauern dieser Bergschlucht bieten, ist ein imponirendes, denn auf beiden Seiten steigen riesenhohe Felsen in die Lüfte und es kann nicht befremden, daß der Strom, der hier seit Jahrtausenden sich einen Weg gebahnt, an Tiefe besitzt, was ihm an Breite fehlt. In Betrachtung dieser großartigen Natur versenkt, hatte ich kaum wahrgenommen, daß unsere indianischen Ruderer zu arbeiten aufgehört, bis ich bemerkte, daß Einer von ihnen eigenthümlich zu pfeifen anfing, was sie gewöhnlich thun, wenn sie auf etwas aufmerksam machen wollen.

„Was giebt's?" fragte ich Morin.

„Sie haben dort drüben ein anderes Boot bemerkt und das scheint sie mit Sorge zu erfüllen."

„Nur zu! Sage ihnen, nur rasch fort zu rudern, denn sonst kommen vor Nacht wir nicht durch die Schlucht!"

Morin wechselte noch einige Worte mit dem Patron und erfuhr von ihm, daß das ferne Canoe, das durch die Windungen des Stromes uns noch verborgen schien, den unabhängigen, nie bezwungenen Indianern angehöre, die auf den Höhen gegenüber wohnten. Mittlerweile kam das Indianerboot uns in Sicht und wir konnten einen Indianer erkennen, der mit voller Kraft davonruderte.

— Was war da natürlicher, als daß ich einen Indianer kennen zu lernen wünschte, der durch die Berührung mit den Weißen sein ursprüngliches Gepräge nicht eingebüßt hatte! Mein Interesse war einmal geweckt und ich rief Morin zu: „Was meinen Sie, sollen wir nicht den Indianer abfangen?" Morin war ein zu großer Freund von Abenteuern, als daß er nicht sofort auf meinen Gedanken eingegangen wäre, und so rief er seinen Ruderern zu: „Mit aller Kraft voran, denn wir wollen dem Indianer den Weg versperren!"

„Señor, fragte José, der älteste meiner Ruderer — Sie

haben doch nicht die Absicht, dem Indianer Leid anzuthun?" und dabei ließ er seine Ruder müßig im Wasser spielen.

„Gott behüte mich davor, entgegnete ich, ich will nur etwas mit ihm plaudern!"

„Aber Señor, seine Genossen sind sicherlich in der Nähe," und diese Worte sprach er sichtbar befangen.

„Daran liegt Nichts," rief Morin, „nur zugefahren! wenn die Wilden keinen Respekt vor uns haben, so wollen wir sie schon zur Raison bringen."

Nicht genug damit, hielt ich es für rathsam, jedem meiner Ruderer einen peso zu versprechen, falls wir das Boot einholen könnten. Mein Versprechen ließ alle Bedenken fallen und die Jagd auf das Boot begann, doch kam es mir bald vor, daß meine Indianer noch immer in Furcht vor der möglichen Uebermacht der Bergindianer wären, und daß sie nicht so rasch ruderten, wie es ihnen wohl möglich gewesen wäre. Als sie aber spähenden Blickes keine Indianer wahrnehmen konnten, schienen sie Muth zu fassen und alle Kräfte aufzubieten, um unseren Wünschen zu willfahren.

— Rasch ging es vorwärts, doch der Strom zeigte immer mehr Windungen und das Fahrwasser wurde immer reißender, weil die Passage durch die steilen Berge sich immer mehr verengte. Bald fanden wir uns wie gefangen zwischen rauhen, in die Lüfte sich erhebenden Felsen, die senkrecht emporsteigen und den Eindruck von mit Zinnen versehenen Thürmen und künstlichen Wällen machten. Allmälig schienen gar die Riesenwände sich nach oben hin zu vereinigen, während das Strombett sich immer mehr verengte und die Wasser düster und ernst unter dem Schatten der Bergwände dahinrauschten. Bei dem schmalen Fahrwasser war es ganz natürlich, daß wir unsern Flüchtling aufjagen mußten und er schien selbst alle Hoffnung auf Entrinnen aufzugeben, denn zu unserer Verwunderung gewahrten wir mit einem Male, wie sein Boot stille hielt und er wie ein Indianer, der sich in sein Geschick ergeben, sich auf dem Boden seines Canoe niedergelassen hatte. Wir fuhren grade auf ihn zu, als plötzlich ein von der Höhe herabgeschossener Pfeil dicht neben uns in den Strom zischte! Dieses galt als Warnung für unsere Ruderer, die mit aller Macht auf den cayuco losfuhren und das Boot an die Felsen hinanschleuderten, eine solche Stellung

mit unserm Boote einnehmend, daß wir vor den Indianerpfeilen sicher sein konnten. Alle Mühe kostete es mich, um Morin zurückzuhalten, da er in der Meinung, daß wir den Kampf mit den Indianern aufzunehmen hätten, an dem gefangenen Indianer sich rächen wollte. Der Indianer schien aber durchaus keine Furcht zu zeigen, denn unbesorgt stieg er in unser Boot, an das wir zur Vorsicht seinen cayuco festbanden. Der Indianer, der gegen fünfzig Jahre alt sein mochte, hatte rohe, ganz ausdruckslose Züge und sein ganzer Anzug bestand in baumwollenen Beinkleidern und einem ärmlichen Strohhute. Ich suchte ihm so gut es ging begreiflich zu machen, daß wir durchaus keine feindliche Absichten hätten, und daß wir sogar ihn für seine Dienste reichlich belohnen würden, wenn er unser Boot durch den Engpaß hindurch steuern wolle. Er schwieg, sah mißtrauisch drein und man merkte wohl, daß er nicht in der besten Laune darüber war, daß wir seine Freiheit beschränken wollten. Ich ersuchte Morin, ihm einige Bananen zu reichen, die er ganz gleichgültig annahm; das kleine Gläschen Rum aber, das unsere Ruderer ihm darboten, leerte er mit dem größten Behagen. Seine Schweigsamkeit war damit aber nicht gebrochen und mir kam es vor, daß er nur wenig Verstand hätte, denn nach mehreren Versuchen, ihn zum Sprechen zu bringen, gaben wir die vergebliche Mühe auf, gaben ihm aber doch nicht seine Freiheit wieder, da wir weiter fuhren, indem wir ihn als Geissel bei uns behalten wollten, um uns vor den Feindseligkeiten der Indianer zu sichern!

— Unsere Fahrt wurde immer schwieriger, denn das Fahrwasser war durch Klippen und Wirbel gehemmt, während wir merkten, daß wir den Wasserfällen immer näher kamen, da ihr Tosen immer vernehmlicher wurde. Wir schwebten in großer Gefahr, denn dreimal wurde unser kleines Boot durch die Strömung so gewaltsam an die Felsen geschleudert, daß wir mit Mühe es wieder flott machten. Regungslos und ohne ein Wort zu verlieren saß der gefangene Indianer da, ohne nur die Miene zu machen, Hand anlegen zu wollen, und es schien mir, als hätte er seine Freude dran, wenn wir sammt und sonders in den Fluthen unser Grab gefunden hätten. Erst nach den unsäglichsten Schwierigkeiten gelang es uns, aus diesen Fährlichkeiten herauszukommen und unser Boot in eine kleine Bucht hineinzu-

steuern, die durch ein steiles Vorgebirge geschützt lag. Ich beschloß hier zu bivouakiren und während unsere Ruderer unsere Raststätte einzurichten suchten, erklomm ich die glatten Felsenblöcke, die der Strom hier übereinander gethürmt, um von der Höhe aus einen Ueberblick zu gewinnen. Nicht darf ich verhehlen, daß ich mich einigermaßen enttäuscht fand, als ich auf die fernen Wasserfälle hinabschaute, die allerdings Schaum genug in die Luft wirbeln lassen, aber nicht gewaltig genug sind, um einen ergreifenden Eindruck zu machen. Freilich hatte ich gehört, daß drei Stunden davon sich ein Wasserfall findet, welcher aller Schifffahrt ein Ende macht. Allerdings hätte ich diesen Wasserfall sehr gern beobachtet, mußte aber darauf verzichten, da es uns an einem Tau fehlte, ohne das wir unmöglich über die ersten Wasserfälle unser Boot hinüber schaffen konnten.

— Die Nacht brach ein und die Natur bot wieder ein wunderbares Bild, wie es nur in diesen, von der Civilisation nicht berührten Gegenden möglich ist. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, wie die auflodernde Flamme unseres Feuers sich in den Schaumwellen des nächsten Wasserfalles spiegelte, während das Tosen der durch die tiefe Bergschlucht fortrauschenden Wasser sich mit dem Heulen der Affen und dem krächzenden Geschrei der Nachtvögel in einer Weise verband, daß ich zeitlebens daran denken muß! Während dem ich da saß, und mich den Eindrücken überließ, welche diese Naturscene auf mich machen mußte, bemerkte ich mit einem Male, daß unser gefangener Indianer sich in seine Lage gefunden, und daß er mit dem Gleichmuth eines Philosophen an unserm Mahle theilnahm und auch dem Glase so gut zusprach, wie unsere Indianischen Begleiter. Ob die Gesellschaft unserer Indianer auf ihn gewirkt, oder ob der Rum bei ihm seine Wirkung gethan, gleichviel: er fing an sich zu regen und seine Zunge fing an nachzuholen, was er bisher versäumt hatte. So konnte ich denn an ihn Fragen stellen bezüglich der alten Ruinen, die, wie ich glaube, ganz irriger Weise hier in der Nachbarschaft sich befinden sollten. Der Indianer bestätigte, was ich früher schon zu Tenosique erfahren, daß allerdings hier in der Nähe keine Ruinen zu finden wären. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die eben geschilderten Felsen, die in der That viele Aehnlichkeit mit Kunstbauten haben, zu diesem Irr-

thum geführt haben.*) Allerdings wäre es zu verwundern, wenn es an dem oberen Theile des Usumasinta Ruinen von Bedeutung gäbe, denn die Annalen der neuen Welt wissen von keiner Civilisation noch Cultur zu melden, die in den Gebirgslanden östlich von Peten je gefunden worden wären. In diesen unerforschten Gegenden der Cordilleras hausen unter dem Namen der „Lacandones" oder „Caribs," die dürftigen Reste eines Indianerstammes: schwache, gutmüthige Indianer, welche die Spanier in ihrem letzten Asyle dulden. Nur die Muthigsten wagen sich aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um in den Grenzdörfern ihre nothwendigsten Lebensmittel einzutauschen. Gemeiniglich aber vermeiden sie jedweden Umgang mit Weißen und halten sich an den höchsten Gebirgspunkten, wo sie Vogelgleich ihr Nest aufgeschlagen. Sie erinnern noch an die primitivsten Zeiten, denn sie sind noch immer mit Bogen und Pfeil bewaffnet und nichts schreckt sie mehr, als der Knall der Flinte! Gleich ihren Vätern sind sie noch immer Polytheisten und Vielweiberei ist bei ihnen an der Tagesordnung; dabei aber hat jedes Weib ihr besonderes Häuschen und ihr besonderes Feld, fällt auch dem schwächeren Geschlechte bei diesen Urindianern die schwerste Arbeit zu. Was ich hier skizzirt, ist der Inhalt dessen, was ich durch langes Fragen dem gefangenen Indianer abzulocken wußte.**)

---

*) Freilich weiß „Le Recueil des antiquités Mexicaines" p. 68 von prachtvollen Ruinen zu erzählen, die zwei Stunden weit von Tenosique an den Ufern des Usumasinta lägen. Aus dem Umstande, daß der Verfasser des Artikels die großartigen Ruinen nicht weiter beschrieben, darf man den Schluß ziehen, daß er es nur von Hörensagen weiß, und sie nie selbst gesehn.

**) Es mag hier am Orte sein, einige Notizen nachzutragen, die Waldeck in seinem interessanten Werke über Yucatan uns berichtet: Jene Indianer, die an den oberen Nebenflüssen des Usumasinta wohnen, gehören meist zu den unbezwingbaren Lacandonen, denen sich die Reste anderer Indianerfamilien zugesellt, wie die: Manches, Tcholes, Puchutlas rc. Die Ursitze dieser Indianerstämme sind niemals wissenschaftlich durchforscht worden, und so darf man sagen, daß sie so wenig bekannt sind, wie das Innere Afrika's. Was man weiß, beschränkt sich darauf, daß diese Indianer seit dem letzten Kriegszuge der Spanier, etwa seit dem Jahre 1700 insofern sich civilisirt haben, daß sie ihre Raub- und Plünderungszüge aufgegeben und sich darauf beschränkt, ihre Unabhängigkeit in den Gebirgen zu behaupten. Die wenigen Indianer, die nach den Grenzstädten von Chiapas und Tabasco kommen, bringen einigen Taback, Gummi oder sassaparille, wogegen sie Eisen und Schmucksachen eintauschen. Sie sind keineswegs

— „Was meinen Sie, José, fragte ich den Patron, glauben Sie, daß die Caribs uns diese Nacht angreifen wollen?"

— „Wer weiß, Herr?"

— „Ich glaube nicht, war meine Antwort, sie müßten ja Flügel haben, um uns hier zu überfallen, denn wie wollen sie über die Wasserfälle und diese Riesenfelsen weg?"

— „Sie kennen noch nicht die Caribs, Señor; übrigens können sie ja den Fluß hinunter fahren!"

mittheilsamen Naturells, und wenn ihr Handel abgeschlossen, so verschwinden sie wieder, ohne daß man weiß, welchen Weg sie genommen.

Als der Reisende Waldeck zu Palenque sich aufhielt, scheint er mit Indianern dieser Race in Berührung gekommen zu sein, die indessen schon sehr civilisirt gewesen zu sein scheinen. „Die „Lacandonen," schreibt er, die ich kennen lernte, sprechen einen Dialekt der Maya-Sprache und sind alle Götzenanbeter. Schwer ist es aber, einen Einblick in das Wesen ihres Cultus zu gewinnen, denn ihre Tempel liegen an verborgenen Orten, in denen sie die Gebräuche ihrer Vorfahren nach wie vor üben. Freilich gehen die Lacandonen hier regelmäßig zur Messe und bezahlen ihre Zehnten, was sie nur thun, um in jeder andern Beziehung frei zu sein, denn würde man versuchen, sie in ihrem geheimen Cultus zu stören, oder ihre Götzenbilder zu beseitigen, so würde ihr ursprüngliches Naturell in seiner ganzen Wildheit wieder hervortreten. In Sitten und Bräuchen sind sie noch ganz die Alten, und ihre Kleidung ist noch ganz dieselbe, wie wir sie auf den Bas-Reliefs von Palenque und Oconsingo finden. Das Christenthum hat ihren alten Aberglauben ebenso wenig zu berühren vermocht, als es ihre Moralbegriffe veredelt hat, denn Trug und Lug ist bei ihnen an der Tagesordnung und sie tragen kein Bedenken, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und unter Anrufung aller Heiligen einen Meineid zu thun! Eher kann man ihnen Glauben schenken, wenn sie beim Namen ihres alten Gottes „Ballam" einen Eid schwören. Merkwürdiger Weise haben sie eine gräuliche Furcht vor Feuerwaffen und wagen nicht einmal einen Blick nach der Seite zu werfen, wo sie eine Flinte zu sehen glauben!

— Ein seltsames Ereigniß trug sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu, aus dem man folgern möchte, daß sie ihren alten Cannibalismus noch nicht aufgegeben. Ein junger Lacandone faßte nämlich eine heftige Neigung für ein Mädchen seines Stammes, so daß er keinen Augenblick von ihrer Seite wich. Auffallender Weise verfiel er nach einiger Zeit in einen Trübsinn, was um so mehr verwundern mußte, als seine Liebe Erwiederung gefunden hatte. Eines Tages verschwand das Mädchen, ohne daß der junge Indianer sich darum zu kümmern schien; im Gegentheil, er schien ruhiger geworden zu sein und seine Melancholie hatte sich verloren. Sein Benehmen erregte Argwohn, man bewachte ihn und entdeckte bald, daß er sich täglich in einem verborgenen Winkel des Waldes versteckt hielt, wo man ihn eines Tages überraschte, wie er einen Menschenarm abnagte. Mit einem Worte: er hatte aus Liebe seine Geliebte

Seltsamerweise hatte ich diese Möglichkeit ganz übersehen!

— „Allerdings," rief ich Morin, „die Indianer könnten auf den Einfall gerathen, uns in der Nacht einen Besuch abzustatten!"

— Morin war sichtlich besorgt und meinte, es wäre wohl gerathen, zur Vorsicht unser Feuer auszulöschen.

— „Das würde jetzt zu nichts mehr führen, meinte José, die Indianer wissen recht gut, wo wir unser Lager haben."

— „Ist dem so, so müssen wir uns auf Alles gefaßt machen!"

— Ich ging mit Morin zu Rathe und wir sannen auf Mittel, wie wir uns vor dem Ueberfall schützen und wohin wir im Nothfall flüchten könnten.

— „Was auch kommen mag, sagte ich, unser Indianer muß als Geissel bei uns bleiben; wir dürfen ihn nicht aus dem Auge verlieren und so muß er in unserer Mitte schlafen!"

Diese Vorsichtsmaßregeln schienen uns zu genügen und so streckten wir uns in unsere Mäntel gehüllt auf unser Lager hin,

getödtet, den Leichnam dann gebraten, dessen Fleisch er allmälig verzehrte. Als er von den spanischen Behörden verhört wurde, gestand er mit der größten Aufrichtigkeit: „was er gethan, wäre bloß aus Liebe geschehen, und jeder Bissen hätte ihm unaussprechliche Wonne eingeflößt." Vor Gericht gestellt wurde er verurtheilt, — aber nicht zum Tode, sondern es wurde ihm durch Richtspruch die Pflicht auferlegt, das Scharfrichteramt in der Hauptstadt zu versehen!!

Noch eines Umstandes ist hier zu erwähnen, der darthun mag, daß die Berührung mit den Christen die Civilisation dieser Stämme nicht um ein Jota gefördert hat. Da sie nämlich die großen, rothen Affen, die sogenannten „aluates" zu essen pflegen, so fragte ich eines Tages einen Indianer, wie sie dazu kämen, Affen zu essen. Seine Antwort war nicht wenig bemerkenswerth: „Unsere Vorfahren, sagte er, tödteten und aßen ihre Feinde; da aber die Spanier uns bezwungen, so erlauben sie uns nicht mehr, unsere Feinde zu essen und nicht einmal unsere Kinder, die uns doch von Rechtswegen gehören; darum machen wir auf die kleinen Waldmenschen Jagd, deren Fleisch ebenso gut schmeckt und die wir ganz ungestört tödten können! So ist die Gesittung der Indianer beschaffen, welche die spanischen Priester bekehrt und der Civilisation gewonnen haben wollen! Uebrigens finden sich in den fernsten Gegenden der bisher nie durchforschten Gebirge des Innern Stämme, die nie mit den Weißen, noch mit den Indianern der Städte in Berührung gekommen. Niemanden ist es bisher gelungen, in ihre Bergfesten einzudringen, welche durch ihre Unzugänglichkeit sich ebenso sehr, wie durch ihre angeborene Wildheit geschützt finden.

Voyage dans l'Yucatan p. 42.

um im Schlummer neue Kräfte zu gewinnen. Bald schlossen sich meine Augen, denn bei meiner Erschöpfung war das Tosen des Wasserfalls nicht im Stande, mich zu stören. Mein Reisegefährte mußte in eben so tiefen Schlaf versunken gewesen sein, daß er, so wenig wie ich, etwas davon gemerkt hatte, wie unser Indianer sich in der Nacht von unserer Seite geschlichen und mit seinem Canoe auf und davon gefahren war.

Zu Tenosique hatte mir Niemand etwas über die Beschaffenheit des Usumasinta, oberhalb der Wasserfälle, zu sagen gewußt und ebenso wenig konnte mir Jemand etwas Zuverlässiges über seinen Ursprung mittheilen. Was man mir zu sagen wußte, war nur, daß mitunter entwurzelte Bäume den Strom hinab geschwemmt werden, die zu den Coniferen gehören. Meiner Beobachtung nach sind es Fichten, die vom Rio Machaquilan von den Höhen von Dolores und Poptun, die zum Mittelpunkt von Peten gehören, herabgeschwemmt werden. Die Flußeinwohner sammeln diese Bäume und benutzen sie nach Belieben. Soviel ich aber in Centralamerika über die Quelle des Usumasinta in Erfahrung bringen konnte, entspringt er in den Gebirgen von Peten, unweit vom Dorfe San Luis. Anfangs fließt er in südwestlicher Richtung und führt noch den Namen Santa Ysabel, wendet sich dann westwärts, um sich mit dem Rio Lacantun oder Chisoy zu verbinden, der fast gleicher Größe ist, nachdem er die Wasser des Machaquilan, des San Juan, des Cano und des San Pedro, der bedeutendsten Nebenflüsse von der rechten Seite her, aufgenommen. Durch diese Zuflüsse hat der Strom, der hier den Namen Rio de la Pasion führt und nach Norden strömt, seinen Umfang mehr als verdoppelt, während er erst zu Tenosique den Namen Usumasinta annimmt. Die ausgedehnten Territorien, die der Strom in seinem oberen Laufe durchströmt, stellen ein Gebirgsland dar, das voller Waldungen ist, deren Besitz bisher den Indianern niemals streitig gemacht worden. In diesen schwer zugänglichen Gebirgsgegenden schwärmen die letzten Reste der Urstämme hin und her, so daß sie Meister des ganzen westlichen Peten sind; an dem Punkte aber, wo die Ströme Lacantun und Usumasinta zusammenfließen, pflegen sie am liebsten zu hausen. Diese Urindianer gehören dem Maya-Volke an und sie stehen mit den Weißen in keiner anderen Beziehung, als daß sie je nach Bedürfniß Tauschhandel mit ihnen treiben, indem sie ihren

Kakao und Tabak gegen Salz, Wasser und sonstige Kleinigkeiten verkaufen.

Nachdem der Usumasinta zu Tenosique die Bergkette durchbrochen, welche die Staaten Mexico's von jenen Centralamerikas scheidet, findet er ein tiefes Bett in den darüber hinaus liegenden Alluvialebenen und ergießt sich durch drei Mündungen in den Golf von Mexico. Der westliche Arm bewahrt noch seinen Indianernamen und verbindet sich oberhalb Frontera mit dem Rio de Grijalva, der auch Rio de Tabasco heißt; der mittlere Arm, San de Pedrito genannt, ergießt sich direkt in die See, wo er die Barre von San Pedro y Pablo bildet, während der dritte Zweig dieses Stromes Rio Palizada heißt, der seine Wasser in die Lagunen von Terminos ergießt.

— Von den Wasserfällen von Tenosique bis zu Lagune Las Cruces, die oberhalb der Lagune von Terminos liegt, hat der Usumasinta 80 Stunden in der Länge; sein Lauf zeigt aber die launenhaftesten Krümmungen, so daß man wohl sagen darf, daß die Entfernung in gerader Linie kaum dreißig Stunden betragen dürfte. Beispielsweise sei nur hier angeführt, daß von Estapilla bis nach Tenosique die Entfernung zu Lande nur zwei und eine halbe Stunde beträgt, während man zu Wasser acht Stunden lang fahren muß. Bis zu den ersten Wasserfällen ist der Strom zehn Monate des Jahres hindurch für Boote fahrbar, die nur zwölf Fuß tief gehen, während der Strom bei niedrigem Wasserstande in den Monaten April und Mai nur von Canoes zu befahren ist. Bei den ersten Regengüssen aber steigen die Wasser um drei Yards in die Höhe und schwellen im Winter so hoch an, daß die Strömung zu stark wird, als daß kleine Boote sich hineinwagen dürfen. Oberhalb der von mir oben erwähnten Naturhindernisse wird der Strom mindestens für Cayucos wieder schiffbar. Meines Erachtens würde es nicht allzu schwer halten, das Strombett von den Kalkfelsen, die an manchen Punkten im Fahrwasser sich aufthürmen, zu befreien. Geschähe dieses, so würde der Strom im Verein mit seinen Nebenflüssen die innere Verbindung des Landes wesentlich erleichtern, was für Guatemala von höchster Bedeutung sein müßte, denn der Strom würde die Provinz Totonicapan mittelst des Chisoy-Flusses und den Petendistrikt durch den Cano mit dem Mexikanischen Meerbusen in Verbindung bringen. „Die

Lacandones-Indianer," so sagt der Geschichtsschreiber Juarros, hatten einstens gegen 424 Canoes auf dem Rio de la Pasion und würde man die Verbindung benutzen, die der Strom möglich macht, so wäre es nicht allein möglich, die wilden Indianer zur Unterwerfung zu zwingen, sondern auch Handelsverbindungen mit Peten, Tabasco, Campesche und Vera Cruz zu eröffnen." Seitdem Juarros diese Worte niedergeschrieben sind viele Jahre dahin geflossen, ohne daß etwas in dieser Beziehung geschehen, und noch manches Jahr wird also unbenutzt vorübergehen. Mit einem Worte: das Stromsystem des Usumasinta, das mindestens hundert und fünfzig Stunden Weges umfaßt, würde von größter Bedeutung werden, wären die Flußbewohner ein fleißiges und betriebsames Volk; eine Regierung, der es um den Flor des Landes zu thun, würde die Zeit nicht verstreichen lassen, um eine Wasserverbindung zu erleichtern, die nicht nur die entferntesten Punkte des Staates zu verbinden geeignet, selbst für die Nachbarprovinzen von höchster Nothwendigkeit ist, da dieselben durch unübersteigliche Gebirge und Wildnisse getrennt sind. Bei den jetzigen Verhältnissen des Landes aber ist an derlei nicht zu denken, denn der Strom bewässert in dem größten Theile seines Bettes Einöden, wie unsere Leser bereits wissen.

Mein Ausflug hatte meine an und für sich schon geschwächte Constitution auf eine zu harte Probe gestellt; ein Magenübel stellte sich ein, das mit Fieber verbunden, und meine frühere Dyssenterie suchte mich wieder heim, in deren Folge ich in einen Zustand der Schwäche verfiel, der mich besorgt machen mußte. Um so mehr Grund hatte ich ein Uebel zu fürchten, das mich bei meinen früheren Reisen an den afrikanischen Küsten an den Rand des Grabes gebracht, wo mir nur durch eine ebenso geschickte, wie sorgfältige Behandlung das Leben erhalten wurde. Jetzt aber fühlte ich nur zu sehr, daß ich allein auf mich selbst angewiesen war, da mir keine andere Hülfe zu Gebote stand, als welche mein Reisebegleiter mir leisten konnte, der von der Arzneikunde nicht zu viel verstand. Bei der Gesunkenheit meiner Kräfte, die täglich zunahm, glaubte ich wirklich, daß meine letzte Stunde nicht mehr fern sei und ich gestehe, daß ich mit ziemlichem Gleichmuth meinem Geschick entgegen gesehen, hätte mich nicht die Erinnerung an eine zärtlich geliebte Mutter an das Leben gefesselt; denn ich hatte ihr gelobt, wieder in ihre Arme

zurückzufliegen und ich wußte, daß sie die Tage bis zu meiner Rückkehr zähle. Wären diese Bande es nicht gewesen, die mich an das Leben gekettet hätten, so gestehe ich unumwunden, daß es mir vorkam, daß man leichter vom Leben in der Ferne scheidet, als in der Heimath, wo so Vieles uns das Leben theuer macht! In der Fremde aber, wo ich mich so vereinsamt fand, wäre mir das Scheiden vom Leben weit leichter als zu Hause geworden und mit Resignation hätte ich mein Geschick hingenommen, wäre nicht am vierten Tage meiner Krankheit eine Krisis eingetreten, die mich wieder hoffen lies, das hartnäckige Uebel zu bewältigen. Mit der Hoffnung kehrte meine Energie zurück und der Gedanke, daß ein Luftwechsel zu meiner Wiederherstellung wesentlich beitragen würde, bestimmte mich dem Dorfe Tenosique den Rücken zu wenden, dessen heißes Klima nicht wenig dazu beigetragen mein Uebel zu verlängern. So ließ ich denn so rasch als möglich die Vorbereitungen zu unserer Abreise treffen und Maulesel, Pferde, sammt Führern und Lebensmitteln für die Reise in Bereitschaft halten. Morin ließ drei Pfund Zwieback für mich backen, welche sammt einer in Zucker eingemachten Melone und einigen in Kalk eingepackten Eiern mir auf der Reise gute Dienste leisten sollten. So schwach ich auch noch war, wurde ich zwei Tage später auf mein Pferd gehoben und wir schlugen die Straße nach Peten ein, von wo wir gegen achtzig Stunden fern waren, und die durch den Wald sich hinzog.

— Tenosique ist im Südosten von Tabasco der letzte bewohnte Ort, der kaum aus Hundert Hütten besteht und in jeder Beziehung den andern Städtchen gleicht, wie wir sie häufig genug schon beschrieben; der Ort ist ringsum von undurchdringlichen Wäldern umgeben und seine Einwohner sind so ziemlich ebenso zusammengewürfelt, wie überhaupt hier überall eine gemischte Bevölkerung zu finden ist. Nur schienen mir die Bewohner von Tenosique mehr Indianerblut in den Adern zu haben, was sich im spanischen Amerika allenthalben beobachten läßt, je mehr man sich von den Städten entfernt und der Wildniß der Natur sich nähert. Indem wir Tenosique hinter uns ließen, verließen wir die Alluviallande, wo die Natur ihre ursprüngliche Zeugungskraft und Mannichfaltigkeit mehr in schädlichen, denn in guten und wohlthuenden Produkten offenbart. Bemerkenswerth ist nämlich, daß die Riesenbäume sowohl, wie die bescheidensten

Pflanzen, hier die schärfsten und bittersten Säfte enthalten. Die Lagunen und Flüsse sind die Heimath der Alligatoren, und die giftigsten Reptilien und die widrigsten Insekten sind hier zu Hause; Wespen und Scorpionen, Stechameisen und Myriaden Moskitos machen dem Reisenden hier das Leben unerträglich und selbst die unschuldigsten Reptilien der europäischen Sumpfgegenden sind hier mit furchtbarem Gebiß und einem gefährlichen Stachel versehen. Hier sucht man vergebens Labung in der Kühle des Wassers und hier bietet der Schatten der Waldung keine Erquickung, denn überall umschwärmen uns die Feinde unserer Ruhe, deren Angriffe abzuwehren wir uns vergebens abmühen. Nicht die wilden Bestien des Waldes, noch die zahmen Hausthiere haben Ruhe vor diesen Peinigern, denn sie werden von giftigen Fliegen verfolgt, die ihre Larven unter ihre Haut einzunisten wissen, wodurch um sich fressende Geschwüre sich bilden, die unter dem Einfluß der Hitze und Feuchtigkeit meist tödtlich werden. Wenn die Regengüsse aufgehört, so rufen die brennenden Sonnenstrahlen aus dem dampfenden Boden Miasmen hervor, welche die Atmosphäre vergiften und die Keime der verderbenbringendsten Krankheiten enthalten. Allerdings hat die Natur diesen Ländern einen scheinbaren Ersatz für diese Schattenseiten geboten, denn nach der Regenzeit prangt das Land in unvergleichlicher Jugendfülle, der fruchtbare Boden vergilt die Mühe tausendfältig und alle Erzeugnisse der Tropen gedeihen hier in verschwendrischem Ueberflusse. Alle diese Lichtseiten wiegen aber für den Europäer nicht die Widerwärtigkeiten und Gefahren des hiesigen Lebens auf!

— In gesellschaftlicher und socialer Beziehung bietet dieser entfernte Weltwinkel ebenso wenig Anziehungspunkte, denn Tabasco und Chiapas scheinen thatsächlich hinter den andern Staaten der mexikanischen Republik in Allem zurückgeblieben zu sein, was zu den wesentlichsten Erfordernissen der Civilisation gehört. Selbst in den größten Städten dieser Staaten ist für die Erziehung der Jugend und Zwecke des Unterrichts nur das Dürftigste geschehen und es ist so kläglich dafür gesorgt, daß man mit dem besten Willen seinen Kindern nicht das Nothwendigste beibringen kann. Dazu ist der Clerus hier habsüchtig und führt ein ausschweifendes Leben, denn es ist hier einmal Brauch geworden, daß er seine religiösen Funktionen nur gegen

schweres Geld verrichtet, wobei er seine Pfarrkinder, je nach ihren Mitteln, brandschatzt, und seine Einnahmen sich wohl zu sichern weiß. Zu verwundern ist es freilich, wie das Volk hier noch an die Formen der Religion in einem Lande hält, wo die Priester so pflichtvergessen und des göttlichen Amtes so wenig würdig sind. In politischer Hinsicht sind diese kleinen Staaten nur die treue Copie der Centralregierung, denn Anarchie ist die Regel und die Staatsangelegenheiten werden hier in der willkührlichsten Weise und mit dem größten Eigennutze von gewissenlosen, einer den andern verdrängenden Demagogen geleitet, die durch Verschwörungen und Umsturz sich an die Spitze der Gewalt schwingen. Einmal an diese gewaltsamen Umwälzungen gewöhnt, nimmt das Volk dieselben ohne Verwunderung noch Murren hin und selbst die patriotischsten Bürger des Staates haben längst schon alle Hoffnung aufgegeben, einem Zustande abzuhelfen, den sie für unheilbar und verzweifelt halten, wie beklagenswerth er auch sein mag.

V.

Wanderung durch den Wald.

Die Abreise von Tenosique — Arrieros — Mangel an Straßen und Wegen — Gefahren und Qualen — Lagerleben — Das Fest des heiligen Isidor — Indianersitten — Menschenfresser — Don Diego de la Cueva — Seine Abenteuer — Waldvegetation — Palmbäume — Der Mensch und die Natur — Betrachtungen — Die aristolochia grandiflora — Coleopteren — Paso del Monte — Der Waldstrom von Yalchilan — Dolores — Das Ende des Waldes und Savannen — Ein namenloser See — Sacluc — Die Natur des Landes — Die Vanille — Der See Itza — Die Stadt Flores.

Bei meinem früheren Aufenthalt in der Havanna hatte ich mir geschmeichelt, in Betreff meiner Reisepläne sichere Aufschlüsse zu erhalten, und besonders war mir daran gelegen, über den Weg, den ich einzuschlagen hätte, um nach Peten zu gelangen, Zuverlässiges zu erfahren. Allein bei allen meinen Bemühungen konnte ich selbst von den unterrichtetsten, um nicht zu sagen von den gelehrtesten Personen der Havanna, über das Land Peten kein Jota erfahren und manche meinten gar, wenn es mir gelänge hinzukommen, so dürfte ich mich als Entdecker eines neuen Landes ansehen. Zu Campesche fand ich freilich, daß man Peten besser kannte, allein Niemand konnte mir sagen, wie ich am bequemsten hingelangen könne. Erst zu Palizada war ich im Stande, genügende Aufschlüsse zu erlangen, um leicht und bequem nach Tenosique zu kommen; darüber hinaus wußte mir aber Niemand etwas sicheres anzugeben. Mußte es mich auch befremden, daß das Volk über die geographischen Verhältnisse eines Landes, das sie so nahe anging, so wenig wisse, so muß ich doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß mir dieser Umstand manche angenehme Ueberraschung bereitete, denn indem ich auf gut Glück meine Reise unternahm, sah ich bald viele

Gefahren und Hindernisse, mit denen man mich hatte abschrecken wollen, in der Wirklichkeit Trugbildern gleich zerrinnen. Nur soviel mag aus dieser Unwissenheit über die faktischen Verhältnisse von Peten zu folgern sein, daß nur sehr geringer Verkehr zwischen Peten und Tabasco besteht. In langen Zwischenräumen zieht einmal gelegentlich eine kleine Karavane aus dem Innern nach dem Usumasinta-Strom um Tabak, Käse und andere Kleinigkeiten von Belise mitzubringen, die gegen Salz und Kakao verhandelt werden; selten aber gehen sie weiter als Tenosique. Diese gelegentlichen Handelsreisen ermuntern aber wenig zur Nachahmung, denn die Küstenbewohner halten mit Recht dafür, daß der Gewinn einer solchen Reise Mühe und Kosten kaum aufwiegt. So mußte es uns denn sehr schwer fallen, drei Maulesel und zwei Pferde zu unserer Reise durch den Wald aufzutreiben; wir mußten für jedes Thier acht Dollar und für jeden Arriero (den Maulthiertreiber) dieselbe Summe zahlen, abgesehen davon, daß ich für den Lebensunterhalt der Arrieros auf der ganzen Reise zu sorgen hatte.

— Nicht wenig war ich erfreut über die Ausdauer und Kraft, die der Mensch besitzt, wenn er in einem heißen Klima von Kindheit an an beständige Thätigkeit gewöhnt ist. So winzig und schmächtig an Statur meine Maulthiertreiber auch waren, von denen der Eine schon seine Jugend hinter sich hatte, waren sie zwölf Tage unermüdlich hinter ihren Maulthieren und schienen von den Mühen der Reise nicht mehr angegriffen zu sein, als wir auf unseren Rossen. Wenn der Tag anbrach, sattelten sie die Pferde und packten unsere Maulesel; dann, den Rücken mit allen Kleinigkeiten belastet, gaben sie das Signal zum Marsche; sie bildeten gleichsam die Vorhut, denn sie suchten den Weg von allen Hindernissen zu befreien, während sie ihre Thiere, wo es Noth that, vorantrieben. Waren wir zu einem Lagerplatze gelangt, so war es zunächst ihre Sorge, unsere Hängematten in Stand zu setzen und einen Holzstoß anzuzünden. Sie holten Wasser herbei, bereiteten unser Essen, und waren sie damit fertig, so holten sie von den Bäumen frisch grünende Zweige herunter, die in diesen graslosen Waldungen als Futter dienen müssen. So leben diese so fleißigen und genügsamen Menschen Jahr aus Jahr ein und es gereicht ihnen warlich zum Verdienste, daß sie bei ihrem ärmlichen Lohne und schmaler Kost immer

heiter und willig bei der Hand sind. Für meine Maulthiere bedurfte ich zwei Arrieros, welche für den erwähnten Preis willig waren, uns durch den Wald zu führen; fast hätte ich vergessen zu erwähnen, daß sich uns zu Tenosique Don Diego beigesellt hatte, über dessen Persönlichkeit ich mich später auslassen werde, so daß unsere ganze Reisegesellschaft aus fünf Personen bestand. Bedenkt man, daß in diesen Gegenden Amerika's von Landstraßen nicht die Rede ist, und daß es einem jeden Reisenden anheim gegeben bleibt, sich selbst einen Weg zu suchen, so mag man sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, mit denen man hier kämpfen muß, um voran zu kommen. Ist es einer Karavane gelungen, sich einen Weg zu bahnen, der Monate lang nicht weiter betreten wird, so hat der darauf folgende Reisende wieder von vorn anzufangen, so üppig schießen hier die Naturhindernisse empor. Einem Wanderer zu Fuße mag es mit einiger Gewandtheit schon gelingen, über diese Naturhindernisse wegzukommen, dem Reiter wird es aber warlich nicht zu leicht, hier ohne Abenteuer sonder Ende an sein Ziel zu gelangen. Wehe ihm, wenn er nicht aufmerksam berechnet, wie weit er seine Beine vorstrecken darf und immer zusieht, das Rankennetz zu vermeiden, das den Waldsteg nach allen Richtungen hin überzieht. Man bedenke dazu, daß das Pferd hier nicht gezäumt ist und nur durch ein Halfter gelenkt wird, wobei man wohl zuzusehen hat, daß das Thier nicht durchgeht, wozu es mitunter Laune hat, wenn das Schellengeläute der Maulesel, die immer in der Vorhut traben, zu verlockend ist; dann mag es dem Reiter wohl passiren, daß er in einen Morast geschleudert wird, oder ihm ein Schicksal vorbehalten ist, wie es einstens Absalon betroffen! Was das Rankengewebe des Waldes noch beschwerlicher macht, ist der Umstand, daß fast alle Schlingpflanzen hier mit Stacheln oder Dornen besäet sind, welche die Haut blutig ritzen und die schmerzlichsten Wunden verursachen. Um sich davor zu wahren, muß der Reiter oft genug sich auf den Hals des Pferdes herabneigen, oder sich seitwärts neigen, wenn nicht gar herabspringen, um sich vor Schädigungen zu sichern. Eine Aufgabe wäre es, die verschiedenen Arten von Stacheln und Dornen hier schildern zu wollen, die auf den fremdartigen Pflanzen dieser Urwälder uns entgegen starren. Manche stehen gerade hervor, während andere hackenförmig und eckig sind; dazu sind sie von der verschiedensten

Größe und ich fand deren, die mit einer Pfrieme an Größe wetteiferten. Der Waldpfad oder besser gesagt, die Wegspur, welcher der Reisende hier zu folgen hat, ist oft kaum zu erkennen. Man stelle sich vor, daß der Weg zuweilen durch den Stamm eines Riesenbaumes gesperrt ist, der beim Niederstürzen eine Unmasse kleinerer Bäume und Rankennetze mit niedergerissen, so daß buchstäblich der Weg sein Ende hier findet. Was ist da zu thun? Wir sahen in einem solchen Falle die Sonnenstrahlen durch die Lichtung brechen, die der Waldriese durch seinen Sturz hier gelassen und staunenvoll sahen wir das Gewirre der zerschmetterten Baumstämme und die welke Laubmasse, die ringsum sich aufthürmt, bis sie durch die sengende Hitze in Staub verwandelt wird! In diesem Falle bleibt uns nichts anders übrig als sich rings um das Hinderniß einen neuen Weg zu bahnen, der freilich kaum Spuren zurückläßt, so daß ein anderer Reisender kein Merkmal des Weges mehr findet. Von Brücken kann hier nicht die Rede sein und die Ströme, über die man hier weg muß, sind zu tief, als daß man sie durchwaden könnte, so das man nur durch Schwimmen oder mittelst eines Flosses, daß man sich bauen muß, hinüber kann. Oft genug geschieht es, daß die Ströme hier so angeschwellt sind, daß nichts übrig bleibt, als am Ufer sich hinzulagern und das Fallen der Wasser ruhig abzuwarten. Alles dieses wohl erwogen, wird der Leser mir darin sicherlich beistimmen, daß eine Reise hier mit eben so vielen Schwierigkeiten und Gefahren, als Aufregungen und Zufälligkeiten verbunden ist.

— Nach achtstündigem Ritte bezogen wir unser Nachtlager, was mir sehr zu Statten kam, denn ich war so erschöpft, daß Morin mich buchstäblich herabheben mußte, worauf ich mich regungslos auf eine Matte hinstreckte. So erschöpft ich mich auch fühlte, war mein Kopf aber frisch und ich dankte dem Himmel dafür, mir Kraft genug gegeben zu haben, um von dem mir so verderblichen Orte wegzukommen. Auf dem Boden liegend, blickte ich in den Azurhimmel hinauf, in dem wenige, weiße Wölkchen schwammen und flehte den Himmel an, daß er mir neue Kraft verleihen möge, um die höher gelegenen und kühlen Plateaus erreichen zu können. Ich muß gestehen, daß ich nie zuvor mit solcher Wonne und Befriedigung das Schattendunkel und die Ruhe des Waldes also empfunden hatte, wie es jetzt der

Fall war, wo ich dem Gesang der Vögel mit Behagen lauschte und mein Herz für alle Schönheiten der Natur neu erschlossen schien. Mit einem Worte: ich fühlte mich wie neugeboren und Alles, was mich umgab, weckte in mir neue Lebenslust, ein Gefühl, das seine Rückwirkung auf mein physisches Befinden nicht verfehlte.

— Als die Nacht einbrach, fegte ein Sturm durch den Wald, denn wir standen im Monat Mai, wo der Wetterwechsel in den Tropen regelmäßig Stürme heranbrausen läßt. In dessen Erwartung hatten die Indianer von Tenosique einige Tage vor unserer Abreise eine Procession abgehalten, denn sie zogen in ihrem Flitterstaat durch das Städtchen mit dem Bildnisse des heiligen Isidor, des Schutzpatrons der Feldarbeiter, in ihrer Mitte. Wenn ich daran denke, so ist mir noch immer wirr im Kopfe, so betäubend war der Lärm, den die Indianer machten, und was noch gräulicher war, daß drei ganze Tage und Nächte die Glocken dazu läuteten, daß das Trommeln nicht aufhören wollte und der schrille Ton der Indianerpfeife mich erbeben machte. Wohl darf ich sagen, daß die Spanier, die zuerst diese Heiligenfeste hier eingeführt, um damit auf die Phantasie der Indianer zu wirken, heute dafür bestraft werden, denn vergebens bemühen sie sich, alljährlich den frommen Eifer der Bekehrten zu mäßigen, die nicht dazu zu bringen sind, das phantastische Fest des heiligen Isidor abzukürzen. Bekanntlich ist der Indianer sehr zähe und hält fest an seinen Bräuchen und darum läßt er sich von der „Fiesta" des heiligen Isidor kein Jota wegnehmen, nicht sowohl, weil seine Voreltern es so gewohnt gewesen, als vielmehr, weil er an diesen Festtagen so viel trinken kann, wie er nur will und sich nicht an das Polizeiverbot zu kehren hat. So kam es denn, daß die Pulperias, die Schnapsbuden von Tenosique schon sehr bald kein gebranntes Wasser mehr reichen konnten und so blieb den Musikanten Nichts anders übrig, als in den Privathäusern um Branntwein zu betteln, da sie sonst nicht fortspielen könnten noch wollten. Auch ich hatte das Vergnügen, einen solchen ungebetenen Besuch zu empfangen; bei meiner Krankheit hatte ich nichts anders als einen Rhabarberaufguß zu bieten, was mich von diesen zudringlichen Künstlern erlöste. Das Lustigste bei der Sache aber ist, daß sie bei ihren Umzügen durch die Stadt ihren Pfarrer zu entbehren wußten, der aus irgend einem Vorwande an der Procession nicht Theil

nahm. Sein Platz wurde jedoch durch einen alten Indianer ausgefüllt, der allerdings es mit seinen geistlichen Funktionen nicht allzu genau nahm, der aber, was an dem Ceremoniell fehlte, dadurch zu ersetzen suchte, daß er desto häufiger seiner Flasche voll Aguardiente oder Rum zusprach. Allerdings war das Benehmen der frommen Schwärmer nicht allzu erbaulich, doch machte die Procession durch die mit Palmzweigen bedeckten Straßen einen mir unvergeßlich malerischen Eindruck. Was mir besonders auffiel, das waren zwei kleine, ganz eigenthümlich gekleidete Indianermädchen. Ihr Kopfputz war ganz nach Zigeunermanier geflochten, eine Frisur, die sicherlich aus dem höchsten Alterthum stammt, denn ich fand sie bei den alten Figuren wieder, die ich zu Campesche gefunden. —

Die erste Nacht verbrachten wir in einem sehr ärmlichen Rancho, der aus Palmzweigen gezimmert worden, die auf Baumstämmen ruhen und als Herberge für die Reisenden hergerichtet worden. In früher Morgenstunde brachen wir wieder auf, ohne daß der Weg durch den Wald uns Neues geboten hätte, nur daß der Pfad wo möglich noch enger wurde und kaum wahrzunehmen war. Hierzu kam noch ein Umstand, der für den Magen meiner Reisegefährten nicht allzu ermunternd war, denn in der Uebereilung meiner Reisevorbereitungen hatten wir nur einen geringen Fleischvorrath mitgenommen, uns auf das verlassend, was die Leute zu Tenosique uns versichert, daß der Wald an Wild Ueberfluß hätte, so daß die Reisenden nach Peten buchstäblich nicht wüßten, was sie mit ihrer Beute anfangen sollten. In dieser Erwartung schwelgte Morin schon in Entzücken bei dem Gedanken, daß er nur von Fasanen auf der Reise sich füttern könne, — so bezeichnen die Spanier hier den Crax alector — wenn nicht gar von wilden Putern. Unsere Erfahrung sollte uns aber bitter enttäuschen, denn wir fanden Nichts zu schießen, so daß ein armer Affe das Opfer einer Kugel wurde. Es war ein Weibchen und ich gestehe, daß es mir wehe that, als ich es auf den Boden niederstürzen sah, mit der einen Hand die blutende Wunde bedeckend, während es mit dem andern Arm ihr Junges an's Herz drückte! Unsere Arrieros fühlen freilich nicht so menschlich und haben kein Mitleid mit Affen; so verloren sie denn auch keine Zeit, um an unserem Lagerorte Mutter und Aeffchen so zuzurichten, daß sie an einem langsamen Feuer bra-

ten mußten. Aufrichtig muß ich gestehn, daß der Duft des Bratspießes mir Appetit machte und zu meiner eigenen Schande bekenne ich, daß ich fast bedauerte, meine Diät beobachten zu müssen und den Affenbraten nicht mit zu verzehren. Was unsern neuen Reisegefährten Don Diego anlangt, so betheuerte er, es wäre eine Gewissenssache für ihn, einen Affenbraten zu essen und er schwur beim heiligen Dominikus, daß er lieber vor Hunger sterben wolle, als das Fleisch eines Geschöpfes zu verzehren, das dem Menschen so ähnlich wäre. Als der Affenbraten aber auf der improvisirten Tafel prangte, da wußte er sich mit seinem Gewissen abzufinden und aß nach Herzenslust mit, wobei er sich nicht scheute am Ende zu erklären, wenn Menschenfleisch so gut wie Affenfleisch schmecke, so wundere er sich nicht mehr, daß es noch Menschenfresser gäbe! Auch Morin hatte dem Braten weidlich zugesprochen und meinte, das Fleisch wäre dem der Schildkröte ähnlich, wobei er die Bemerkung nicht unterließ, daß er schon sich mit Affenbraten begnüge, da es doch keine Fasanen hier gebe!

— Wie früher bereits berührt, standen uns bloß zwei Pferde zu Gebote, die Morin und ich ritten; dafür aber, daß wir unsere Füße schonten, hatten wir anderweitig genug zu leiden, denn unsere Kleider wurden bald durch die Dornen in Fetzen gerissen und unsere Beine empfanden nur zu häufig den Anprall der Baumstämme, die wir nicht vermeiden konnten. Um auf unseren Reisegefährten Don Diego zu kommen, der sich uns zufällig angeschlossen, so war er freilich auf seine Füße angewiesen, was ihm ganz nach dem Sinne war. Viel Gepäck belästigte ihn nicht, an Lebensmittel für die Reise hatte er kaum gedacht, denn er meinte, wir würden schon für ihn mit sorgen. Er schien von lebhaftem Naturell zu sein und jung genug, um die Beschwerden der Wanderung leicht zu ertragen. Aus seinen halb ernsten aber doch jugendlichen Zügen, ließ sich schwer auf sein Alter schließen; so viel aber merkte man ihm an, daß er Vieles erfahren haben müsse. Schmächtigen, dabei aber doch kräftigen Körperbaues, war er dabei gewandt wie ein Wiesel, und dazu so leicht gekleidet, daß er sich überall durchwinden konnte, während er nach Landessitte Sandalen an den Füßen trug. Sein ganzes Gepäck bestand in einem kleinen Bündel, das er Anfangs in der Hand trug, später aber einem unserer Maulesel aufbürdete.

Lustig aber war es anzusehen, wie er anfangs seine alte Mandoline trug, die er über die Schultern gehängt hatte. In den ersten Tagen unserer Reise war ich zu leidend, als daß ich mich mit ihm in eine längere Unterhaltung hätte einlassen können; Morin aber plauderte desto mehr mit ihm und versicherte mir, daß Don Diego ein Mensch von Kopf wäre, dem es an Humor keineswegs fehle!

— „Caballero," so redete mich eines Tages Don Diego an, wie er neben meinem Pferde einherging; „ich sehe, Sie leiden noch immer an Ihrem Beine, hätte ich nur ein Paar Drachmen Alaun und Terpentin hier, so sollten Sie bald so kräftig zu Fuße sein, wie nur ein Arriero es sein mag."

— „Ich begreife, Señor Diego," erwiederte ich verdrießlich, „hätte ich nur in meinem Medicinkasten das rechte Mittel, so würde mein Bein schon lange geheilt sein."

— „Allerdings, das ist recht fatal, ein Mittel zu kennen und es nicht zur Hand zu haben! Dürfte ich Ihnen aber einen Rath geben?"

— „Besten Dank, Señor, denn schlimmer, als mein Uebel schon ist, wird Ihr Mittel es nicht machen! Warum sagen Sie mir es aber so spät, daß Sie sich auf die Arzneikunde verstehn?"

— „So ist es, Herr, ich bin auch ein Wundarzt und wollen Sie sich zur Ader lassen, so dürfen Sie sich auf meine Lanzette verlassen."

— „Das ist mir lieb zu hören, für den Augenblick aber habe ich warlich kein Blut zu entbehren. Sagen Sie mir aber Señor, wo haben Sie die Doctorwürde her? Haben Sie zu Toledo oder zu Salamanca studirt?"

— Don Diego schüttelte den Kopf und ließ dann Worte fallen, wobei er keineswegs verlegen schien: „Was ich weiß, Herr, habe ich allein mir selbst zu verdanken, denn ich habe Ihnen zu sagen, daß mein seliger Vater, Don Antonio de la Cueva und Frau Fortuna nie Freunde gewesen und dazu brauche ich Ihnen kaum zu sagen, daß die Universität Toledo so wenig wie die von Salamanca jenen Diplome verleiht, die keine Dublonen haben!"

— „So ist es! Sie sind also ohne die Universität voran gekommen? Nicht wahr, Señor, Sie stammen aus Andalusien, die Andalusier sind geistreiche Leute!"

— „Allerdings, Señor, ich bin stolz darauf ein Andalusier zu sein; Ronda ist meine Heimath.“

— „Ronda kenne ich recht gut. Es ist eine merkwürdige Stadt, die sehr malerisch gelegen; in der spanischen Geschichte zeichneten sich ihre Krieger durch ihre Tapferkeit aus und heute hat sie einen Namen von wegen der Schönheit der Frauen.“

— „Vergessen Sie ja nicht, Señor, wie trefflich die Schinken da sind! Kommen Sie je einmal wieder nach Ronda, so erkundigen Sie sich nur nach der Familie La Cueva; dann werden Sie hören, daß es ein altes Geschlecht ist, das zu den Zeiten Königs Ferdinand des Ersten, wenn nicht früher schon, eine Rolle gespielt.“

— „Ihr Wort genügt mir, Señor, denn es ist kaum wahrscheinlich, daß ich je wieder nach Ihren sonnenverbrannten Bergen komme.“

— „Und doch, Señor, finden sich dort die fruchtbarsten Weidegründe. Hat man Ihnen nicht dort die Sierra Bermijo gezeigt, wo einstens Don Alonzo de Aguilar seinen Tod in dem Kampfe gegen die Mauren fand? Es war einer meiner Vorfahren Don Juan de la Cueva, der sich nach der unglücklichen Schlacht in einer Höhle verborgen hielt, wo er drei Jahre gezwungen war, von Eicheln und Wurzeln zu leben, um nicht den Ungläubigen in die Hände zu fallen.“

— „Schön, Ihr Anspruch auf den Adelstitel, den Sie führen, ist ein wohl begründeter; ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich begierig bin von Ihnen zu erfahren, wie ein Edelmann, wie Sie, in diese Weltgegend verschlagen worden. Eine Verkettung von eigenthümlichen Umständen muß Sie wohl hierher geführt haben!“

— „Allerdings, Señor, ein sehr wunderliches Geschick hat mich hergeführt und warlich, ich muß mich besinnen, um Ihnen Alles erzählen zu können, was mich in dieses Land geschleudert, das kaum noch ein christliches zu nennen ist.“

— „Was war denn Ihr Zweck, als Sie nach Tenosique sich einschifften!?“

— „In meiner Jugend, Caballero, hörte ich oft erzählen: „Armuth wäre kein Verbrechen!“ Es war ein Lieblingswort meines Vaters, dem ich als Knabe schon wenig Glauben schenkte, und heute bin ich der Ansicht, daß es keinen größeren Irrthum

giebt. Was mich dazu antrieb mein Glück in der Ferne zu suchen, war bloß der Wunsch, der Armuth, die in unserer Familie heimisch geworden, ein Ende zu machen. Gold war für mich die Losung und indem ich ihm nachjage, kam ich auch nach Tenosique, wo ich die Ehre hatte, Sie zu treffen."

— „Señor, Sie haben sich aber sehr geirrt, denn ich wüßte kein Land in der Welt, wo so wenig Aussicht ist, Reichthum zu erwerben, wie hier."

— Don Diego merkte wohl, daß ich nähere Aufschlüsse von ihm wünsche und da er gern zu plaudern schien, fing er an mir seine Lebensgeschichte zu erzählen, wobei er wiederum nicht vergaß, den Ursprung seines Geschlechtes und das Alter seiner Ahnen herauszustreichen. Anfangs hörte ich ihm nur flüchtig zu, später aber flößte mir seine Erzählung Interesse genug ein, um ihn mit gespannter Aufmerksamkeit anzuhören. Wie er mir erzählte, hatte er sein Vaterland in Gesellschaft dramatischer Künstler verlassen, die in der Havanna ihr Glück machen wollten. Anfangs ging es der Truppe vortrefflich, die im Tacon-Theater den Winter über glänzende Einnahmen machte, so daß ihre Erwartungen gar übertroffen wurden. Aber leider trat mit dem Frühling nur zu früh das gelbe Fieber auf, das die drei ersten Künstler der Gesellschaft wegraffte. Was blieb da den andern übrig, die dazu für ihr Leben fürchteten, als eiligst sich wieder nach ihrer Heimath einzuschiffen? Bei seinen Plänen aber fiel es Don Diego nicht ein, ihrem Beispiele zu folgen, denn er wollte nur mit Schätzen beladen nach Spanien zurückkehren. So ließ er sich denn verleiten nach Yucatan weiter zu wandern, wo er das zu finden vermeinte, was er suchte, denn er gaukelte sich vor, daß dort gerade viel Geld zu machen wäre, weil so wenige Europäer sich dahin gewagt. Allein schon zu Merida sollte er enttäuscht werden, denn bald fand er, daß er dort so wenig durch seine ärztlichen Kenntnisse Geld machen könne, wie für einen dramatischen Künstler hier ein Feld zu finden war! So viele Dublonen er in der Havanna auch verdient, fand er doch bald, daß er ein Goldstück nach dem andern ausgeben müsse, fände er hier kein anderes Mittel Geld zu verdienen. Da fiel es ihm eines Tages ein, es wie andere zu machen und sich auf den Handel zu verlegen. Zu dem Ende kaufte er ein Maulthier und einen Pack Waaren aller Art, womit er nach Valla-

dolid zog. Er kam glücklich dort hin, fand aber nur zu bald, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er hatte allerlei Waaren gekauft, welche die Leute nicht brauchen konnten. Mit einem Worte, er sah ein, daß er nicht zum Handelsmann geboren! Seine Waaren blieben liegen und wurden beschädigt: sein Maulthier starb weg und Don Diego sah sich im fernen Lande wieder als Bettler!

— Don Diego gehörte aber nicht zu jenen Naturen, die so leicht an ihrem Geschick verzweifeln! Er faßte sich bald wieder und suchte auf andere Weise durchzukommen, was ihm, Dank seinem angenehmen Wesen und seinen natürlichen Anlagen auch bald gelang. Man bedenke dazu, daß Valladolid ein tief im Innern gelegenes Städtchen ist, das selten von Fremden besucht wird, und so mag es Niemanden befremden, daß Don Diego de la Cueva bei den Schönen des Ortes wohl gelitten war. So konnte es ihm nicht fehlen, bei seinen geringen Bedürfnissen und seiner Lebensklugheit überall beliebt zu werden.

— Gerade als der lustige Spanier mir die weitere Entwickelung seiner Abentheuer als Räthsel bot, mußte unsere ganze Reisegesellschaft mit einem Male Halt machen. Morin, der mir voran ritt, mußte vom Pferde steigen und der Arriero José gab mir ein Zeichen, nicht voran zu reiten. Ich war gespannt auf das, was sich zugetragen, als plötzlich ein Schuß fiel und unser Hund zu meiner nicht geringen Verwunderung einen fremden Vogel herbeischleppte, an dessen schimmernden Gefieder ich sofort einen Hocco erkannte. Don Diego entfuhr ein Laut des Staunens, der mich fast vermuthen ließ, als bejammere er das Geschick des schönen Vogels.

— „Worüber wundern Sie sich, Señor," frug ich? „Wir haben es hier ja nicht mit einem Affen zu thun; ich denke doch nicht, daß Sie an die Seelenwanderung glauben?"

— „Das fällt mir nicht ein, mein Herr, wissen Sie was mich eben so aufregte? Es that mir zu leid, daß wir die Stimme des prächtigen Vogels nicht zu hören bekommen!"

— „Ein lustiger Einfall," rief ich, meinen Sie denn, „wir hätten es mit einer Nachtigall zu thun?"

— „Nein, nein, ich bin aber auch ein Naturfreund, und bin begierig, meine Kenntnisse zu bereichern."

— Unwillkürlich mußte ich lächeln; in meinen Zügen

mochte sich ein Zweifel an der Wahrhaftigkeit unseres Reisegefährten spiegeln.

— „Ich merke wohl, Caballero," fuhr er fort, indem wir unsere Rosse weiter traben ließen, „daß Sie in meine Aufrichtigkeit Zweifel setzen. Sie glauben wohl nicht, daß ich mit der Sprache der Vögel ebenso vertraut bin, wie mit der Sprache Altkastiliens. Sie lachen wieder? Ich wollte gerade nicht sagen, daß ich Alles verstehe, was die Vögel zwitschern und singen, aber Eins versichere ich Ihnen, ich verstehe jeden Vogel nachzuahmen und das will ich Ihnen jetzt beweisen!"

— Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, fing er an scharf zu pfeifen, und wenige Secunden darauf wußte er die zartesten Flötentöne vernehmen zu lassen und mir ein Vogelconzert zum Besten zu geben, als schwärmten Luftbewohner aller Hemisphären im dichten Laube des Waldes.

— „Hören Sie denn," fuhr er fort, „von allen Talenten, die mir Mutter Natur verliehen, oder die ich durch meinen Fleiß auszubilden vermocht, ist mein Vogelnachahmungstalent dasjenige, das zu Valladolid am meisten geschätzt wurde! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß wahres Verdienst in einem so naturwüchsigen Lande nicht gewürdigt wird, und das versichere ich Ihnen, hätte ich meine Mandoline nicht bei mir gehabt, und wäre meine Kehle nicht so trefflich beschaffen, ich wäre wirklich vor Hunger gestorben! Aber meine Vogelkünste fanden eine Anerkennung, die mir Dollar und Dublonen in die Tasche wieder brachten, denn alle Welt wollte mich hören und Jeder die seltene Kunst von mir lernen."

„Ich begreife, Señor, Sie scheinen dort wirklich Ihren Platz gefunden zu haben und die Erinnerung daran muß Ihnen wohl recht lieb sein."

— Don Diego schwieg einen Moment, als wäre er in die tiefsten Gedanken versunken; mit einem Male brach er in ein ironisches Gelächter aus: „Beim hl. Dominikus, Señor, es ging mir nur zu gut da, aber heute habe ich keinen Cuartillo mehr!"

— „Wie! Haben Sie etwa Ihr Glück im Kartenspiel gesucht? Leider habe ich zu häufig gesehen, daß ein Spanier all sein Gold auf eine Karte setzt."

— „Nein, nein, halten Sie mich doch nicht für einen Narren! Mein Unglück kommt ganz anders her, doch die Sonne geht

unter, und so werden wir bald wieder unsern Lagerplatz suchen; darum werde ich Ihnen später zu Ende erzählen, was mir begegnet, und wie ich aus meinem Asyle zu Valladolid wieder in die Welt geschleudert wurde."

— Noch eine Stunde mußten wir weiter traben, ehe wir einen passenden Lagerplatz fanden, der auf einem etwas sich erhebenden Plateau im Walde aufgeschlagen wurde, wo wir fließendes Wasser fanden, das uns einige Muscheln finden ließ, die bei unserer kargen Kost uns sehr erwünscht waren. Freilich war ich noch immer zu strenger Diät gezwungen, die mich auf warmes Wasser mit Reismehl und Zucker gemischt hinwies. Meine Reisegefährten waren freilich glücklicher als ich und wußten nicht genug den gebratenen Vogel zu rühmen, so daß sie sich vornahmen, bei erster, bester Gelegenheit wieder auf Hocco's Jagd zu machen.

— Don Diego hatte es nicht minder gemundet und in bester Laune zündete er sich seine Cigarrette an und ließ sich neben mir nieder, um mir seine Abenteuer zu Ende zu erzählen.

— „Um auf Valladolid zurückzukommen," so begann er, „so ist der Ort voller Müßiggänger, denn es giebt dort nur sehr wenige, die arbeiten wollen, und sie denken an Nichts, als sich zu amüsiren. So werden Sie sich gar nicht wundern, daß es ihnen unendliches Vergnügen machte, von mir zu erlernen, wie Nachtigallen, Blutfinken und Zeisige flöten und singen, und wäre ein Europäer hingekommen, so hätte er glauben müssen, die Vögel wären alle hier heimisch."

— Mit selbstgefälliger Miene machte hier Diego eine Pause und mit seiner Cigarrette spielend, sah er mich schelmisch an, als wolle er den Eindruck gewahren, den er auf mich gemacht. „Ich darf stolz darauf sein, fuhr er fort, diese lieblichen Vögel in die neue Welt eingeführt zu haben, denn Sie wissen ja, Señor, daß in den heißen Klimaten sie nicht zu finden sind."

— „Allerdings!"

— „Sie begreifen," fuhr er fort, „um Vertrauen zu erwecken, mußte ich den Leuten doch zuerst den Beweis liefern, daß ich ihre eigene Vögel nachzuahmen verstehe. So mußte ich denn damit anfangen, die nächsten Waldungen zu durchstreifen und zu lauschen, ob es hier Singvögel gäbe, die leider hier sehr selten sind."

— Diese Bemerkung genügte, um meine alten Erinnerun-

gen wieder aufzufrischen. Was ich in den Wäldern von Palenque erlebt, kam mir sofort in den Sinn und ihn unterbrechend, rief ich: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich bei Palenque den schönsten Singvogel der neuen Welt gehört; allein, theuer genug mußte ich das Vergnügen bezahlen, ihn zu hören, denn mein Beinübel habe ich allein ihm zu verdanken; als ich ihm nachjagte, that ich einen Sturz."

— „Auch ich, Señor, habe theures Lehrgeld zahlen müssen. Als ich die Waldung durchstreifte, verirrte ich mich und suchte nach Wasser, um meinen Durst zu stillen. Da erstieg ich einen Hügel, um mich umzusehen, war aber nicht wenig verwundert, die Thürme von Valladolid nicht mehr zu sehen. Vor mir lag eine unabsehbare Ebene mit Buschwerk, ohne daß irgend etwas Anderes meinen Blick fesseln konnte, als eine Gruppe ganz alleinstehender Bäume, deren dunkeles Grün meine Aufmerksamkeit auf sich zog. So meinte ich denn, daß ich dort sicherlich Wasser finden müsse, wenn nicht gar, daß in der Nähe Menschen wohnen müßten und darum eilte ich trotz der brennenden Hitze vorwärts, um hinzugelangen. Die Luft schien ein Feuermeer und ich begreife noch nicht, wie ich vorwärts kam, bis ich am Ende das Glück hatte, zu einer „Senote" zu gelangen, die in den Felsen eingegraben war, umschattet von großen Tamarindenbäumen. Welch Glück für mich, daß ich es gefunden, denn meine Füße trugen mich kaum mehr und Alles schien mich zu umtanzen. Im Sonnenstrahl sah ich das Wasser mir entgegen glänzen, ich stürzte durch die Büsche vor und war bald angelangt. Was meinen Sie aber, Señor, was ich hier fand? Im Momente, wo ich mich herabneigen wollte, um Wasser zu schöpfen, gewahrte ich ein junges Mädchen, das sich hier badete. Kaum war sie meiner ansichtig geworden, so that sie einen Schrei und gab mir einen Wink, ja nicht näher zu treten: meine Ueberraschung ließ mich meinen Durst fast vergessen nnd ich wagte keinen Schritt weiter zu thun."

— Don Diego hielt hier eine Weile inne, als wolle er seine Gedanken sammeln, oder als schwelge er in süßen Erinnerungen. Während er eine neue Cigarrette sich zusammen rollte, war meine Neugierde so geweckt worden, daß ich ungeduldig wurde, das Weitere zu hören.

— „Ich meine, Señor," sagte ich, „um dieses Abenteuer möchte schon Mancher Sie beneiden."

— „Gedulden Sie sich ein bischen, Caballero! Sie errathen nicht, was die Folge war; denn Kleinigkeiten haben oft große Folgen! Werfen Sie nur einen Blick auf Ihre Vergangenheit zurück und Sie werden mir darin beipflichten, daß die wichtigsten Dinge für Sie aus scheinbaren Kleinigkeiten sich entwickelten, die Sie anfangs kaum beachtet hatten."

— Diese Worte sprach Don Diego mit einem gewissen Ernste und fuhr dann also fort: „das junge Mädchen, das ich hier gefunden, wohnte in dem Dorfe Cuncunul, das eine Stunde von Valladolid liegt. Für ein Indianermädchen war sie schön, und so werden Sie sich nicht verwundern, daß ich mich in sie verliebte; ich fürchte aber, wenn Sie erfahren, was nun folgt, so werde ich in Ihrer Achtung sinken."

— „Nur zu, mein Lieber, Ihr Vertrauen kann mich nur in der guten Meinung bestärken, die ich von Ihnen habe."

— „Schön, ich will Ihnen Alles gestehen. Sie werden begreifen, daß das Heimathsdorf meiner Geliebten mich von dem Augenblicke an zu fesseln anfing, und daß ich alles Andere mir aus dem Sinne schlug. Die junge Indianerin hatte mich bezaubert und ihre Eltern, deren Gunst ich durch einige Aufmerksamkeiten mir gewonnen, nahmen mich auf das Beste auf, so daß der Erfüllung meiner Wünsche Nichts im Wege stand. Die naive Unschuld meiner Geliebten entflammte meine Leidenschaft immer mehr, so daß ich mich entschloß, einen entscheidenden Schritt zu thun und um ihre Hand anzuhalten, die mir ohne Zögern gewährt wurde. Schon zwei Tage später fand unsere Hochzeit statt, zum großen Aerger eines jungen Indianers des Dorfes, der sich auch um die Gunst des Mädchens beworben und von dem Augenblicke an mein Todfeind wurde. Meine feurige Leidenschaft hatte alle Bedenken bei mir schwinden lassen, denn ich gedachte dessen, daß kein Mitglied meiner Familie sich je eine „mésalliance" hatte zu Schulden kommen lassen, denn die Sprößlinge des alten Geschlechtes La Cueva dürfen alle stolz darauf sein, daß in ihren Adern unvermischtes blaues Blut rollt! Es war aber für mich ein Trost, daß mein junges Weib gut katholisch war und ich durfte auf das Beispiel der Tapfern, von der Zeit der spanischen Eroberer her hinweisen, die auch kein Bedenken getragen, sich mit den Töchtern des Landes zu vermählen.

— „So ist es freilich, hat nicht der große Cortez selbst die viel gefeierte Marina an den Altar geführt?"

— „So viel ich weiß, sind Sie im Irrthum; denn ein anderer Castillaner, Don Juan Xamarillo war es, der Herz und Hand der Doña Marina schenkte."

— „Fahren Sie nur fort, Señor Diego! Es war Ihnen also gelungen, Ihren Nebenbuhler zu verdrängen; Ihre Herzensgeliebte wurde Ihr Weib und damit waren Sie ein Bürger des Dorfes Cuncunul geworden."

— „Nein, nein, Señor, ich blieb zu Valladolid, wo ich mich heimisch fühlte und ich hätte ein glückliches Leben führen können, wären nicht traurige Ereignisse über uns hereingebrochen, die mein kurzes Glück vernichten sollten. Kaum drei Monde lebte ich an der Seite meines jungen Weibes, als die Ruhe des Landes durch politische Ereignisse unterbrochen wurde, die seit Jahren vorbereitet waren; die Stadt Valladolid machte ihr Pronunziamento und als Fremder blieb ich natürlich neutral, hatte ich auch meine eigenen Gedanken über die Sache. Beiläufig bemerkt, hatte der König von Spanien sich nie auf die Treue der Indianer allzusehr verlassen und von der Regierung hatten sie warlich nicht ihre Waffen erhalten; dafür war man zu Madrid zu klug. Aber sobald diese gottlosen Indianer, die unter der alten Regierung so unterwürfig und gehorsam gewesen, sich stark genug fühlten, wußten sie nicht in ihrem Uebermuth, was sie fordern sollten. Mit einem Worte, sie zettelten eine Verschwörung an und eines schönen Morgens benutzten sie die Aufregung, welche das Eintreffen der Truppen aus Campesche hervorgerufen hatte, um ihre schlimmen Absichten zur That werden zu lassen. Sie überfielen die Stadt und metzelten eine Menge Einwohner nieder."

— „Wie, rief ich aus, Sie waren in Valladolid, als diese Blutscene stattgefunden? Erzählen Sie mir doch die Einzelheiten, denn zu Merida habe ich die sich widersprechendsten Dinge gehört."

— „Das soll geschehen, Señor, ich werde Ihnen sagen, was ich mit angesehen. Die Indianer feuerten auf uns, obwohl sie später behaupteten, es wäre ein Mißgriff ihrerseits gewesen und sie hätten den Befehl falsch verstanden. Ich schlenderte auf der Straße umher, um zu hören, was sich Neues be-

geben, als mit einem Male die Schreckenskunde ertönte, daß man in den Vorstädten plündere; der Kanonendonner aus der Ferne ließ uns leider ahnen, daß Schlimmes im Anzuge wäre. Meine Angst trieb mich eilig nach Hause, denn meine Wohnung lag unweit des Thores, das nach Merida führt. Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, Herr, mein Haus war ganz ausgeraubt und mein Weib verschwunden! Außer mir und verzweifelnd an meinem Geschick, fühlte ich mich wie gebannt an die Schwelle meines Hauses; ich war nicht Herr mehr meiner Gedanken, als mit einem Male ein Freund und Nachbar, Don Juan Guttierrez mich zur Besinnung brachte, indem er mir die Worte zurief: „Fort von hier, sonst sind Sie verloren!“ Wie ein Automat folgte ich ihm willenlos und keine hundert Schritte war ich weiter geeilt, als eine Kugel den Rand meines Hutes streifte. Unwillkürlich wandte ich mich um und sah wie ein blutbefleckter Indianer mit wüthigem Blicke an der Schwelle seines Hauses wieder seine Büchse lud; ich meinte meinen früheren Nebenbuhler, den Indianer Ambrosio, in ihm zu erkennen, konnte mir aber nicht volle Gewißheit darüber verschaffen, denn wir flohen so schnell als unsere Füße uns nur weiter tragen konnten. Ein Glück war es für uns, daß die Indianer uns nicht außerhalb der Stadt verfolgten, denn es fehlte uns durchaus an Waffen! Zum Glück trug die Anwesenheit der Truppen von Campeche dazu bei, der Wuth der Indianer Halt zu gebieten, obwohl es unseren Tapfern nicht sonderlich zu Muthe dabei war. So flüchteten wir uns nach Tecax, denn nach Valladolid zurückzukehren, fanden wir nicht für rathsam. Was mich betraf, der ich Alles und mein Liebstes verloren, mir schwebten immer die teuflischen Züge meines Rivalen Ambrosio vor, der mein Weib geraubt, oder hingemordet haben mochte. So folgte ich denn meinem Freunde Guttierrez nach dem Dorfe Iturbide, wo er Geschäfte hatte. Später schlug ich die Straße nach Champoton ein, da ich vor hatte, nach Campeche mich zu begeben und so lange dort zu bleiben, bis ich einmal mit Sicherheit nach Valladolid gehen könne. Da sich nun eine günstige Gelegenheit bot, die Lagunen kennen zu lernen, kam ich auf den Einfall, mich dahin zu begeben, um möglicherweise beim Handel mit Farbholz Geld herauszuschlagen.“

„Wie," rief ich lächelnd aus, „wie wollen Sie denn ohne Kapital dort Handel treiben?"

— „Leider sah ich das zu spät ein, Señor. Kapital fehlte mir freilich und so sehen Sie ja, daß ich nicht zu Carmen bleiben konnte."

— „Das thut mir leid für Sie, Señor Diego, ich wünschte Ihnen besseres Glück! Was haben Sie aber jetzt vor?"

— „Aufrichtig gestanden, weiß ich jetzt nichts anderes als nach Valladolid zurück zu kehren, was mir unter dem Schutze der heiligen Jungfrau und des heiligen Dominikus wohl gelingen wird."

— „Mir däucht, Señor, daß Sie aber einen großen Umweg machen, um von Peten nach Valladolid zu kommen. Ich meine, Sie verlassen sich etwas zu sehr auf den heiligen Dominikus."

— „Erlauben Sie, Señor, von Peten aus, wo wir doch bald hingelangen, kann ich leicht nach Baccalar gelangen und von Baccalar nach Valladolid. Ein Maulthiertreiber, der den Weg oft gemacht, hat mir das versichert!"

— „Schön, bei alledem scheint mir's, daß Sie den weitesten Weg einschlagen."

— „Mag sein, Caballero, ich finde, daß mein Weg der sicherste ist, und Eile habe ich ja nicht."

— So endete unsere Unterhaltung und wir suchten Alle im Schlummer neue Kraft für die Mühen des folgenden Tages zu finden! Die Wälder, die wir mehrere Tage durchziehen mußten, sind freilich nicht so prachtvoll wie die Wälder der sumpfigen Tiefebene von Tabasco, doch darf ich nicht verschweigen, daß sie eine eigenthümliche Großartigkeit besitzen, die in unseren Breiten nie anzutreffen ist. Man erwäge, daß diese Wälder aus Urzeiten der Welt her in ihrem Wachsthum und ihrer Entwickelung nie Hemmnisse erfahren, man bedenke, daß ein Wald nach dem anderen hier emporgewachsen und wieder abgestorben, und daß der Boden durch die ihm fort und fort zugeführten Verwesungsstoffe zu einer Fruchtbarkeit gediehen, die die üppigste Pflanzenwelt neu gebiert. Da haben wir wieder den ewigen Kreislauf der Natur vor uns, in dem Leben dem Tode fort und fort entsprießt, was dem Wanderer hier sich als Naturgesetz unvergeßlich einprägt! So sah ich hier mitunter einen riesenhaften Baumstamm, dessen Dimensionen an das Ungeheuerlichste streifen, dessen innerer

Kern ganz zerstört war, indem Myriaden von Insekten sein Mark ausgemagt, während der geringste Regenguß das Baumgerippe in Staub verwandeln würde! Nach heftigen Regenschauern betrachtete ich oft genug, wie solchergestalt alte Bäume donnernd zusammenstürzen, um mit ihren Aesten andere Pflanzengebilde zu nähren. Farrenkräuter, die verschiedenartigsten piperaceae und das Aron werden unter günstigen Verhältnissen von Luft und Licht gerade durch den Zerfall dieser Waldriesen trefflich sich entfalten, während neue Bäume in Jugendkraft an dem freigewordenen Platze emporschießen! —

— Ist auch der Boden zwischen Tabasco und Peten durchgängig trocken, da er zumeist aus felsigem Grunde besteht, so finden sich dennoch hier Bäume in den riesigsten Formen vor. Man kann sich des Staunens nicht erwehren, wenn man diese Waldriesen sieht, deren Umfang ihrer Höhe entspricht. Was vornehmlich meine Aufmerksamkeit fesselte, war eine ganz eigenthümliche Bildung an der Basis des Baumes, indem der Stamm in einer Höhe von zwei bis drei Yards von der Wurzel an einen ringförmigen Saum entfaltet, der wie ein Band den Stamm umschlingt und augenscheinlich zu seiner Befestigung dient. Das Auffallendste hier bieten die Rankengewächse, die in den phantastischsten Formen unser Interesse fesseln. Bald tauförmig sich über den Boden hinstreckend, bald wie Guirlanden die Bäume verbindend, schlängeln und nesteln sie sich um die Baumstämme herum, bis zu dem Gipfel sich emporwindend, wo sie in ihrer Blüthenpracht hangen und ihre Früchte reifen lassen. Mitunter sah ich, wie sie sich von schwindliger Höhe herab wieder hinunter neigen um neue Wurzeln zu fassen und ich muß gestehen: ich beobachtete hier Naturgebilde, die fast den Eindruck machten, als wären sie auf künstliche Weise hingepflanzt; die Bauhinia sah ich hier die eigenthümlichsten concaven und convexen Biegungen auf ihren zusammengedrückten Stielen entfalten. Was aber den Naturfreund hier am meisten überrascht, ist, wenn er sieht wie die Rankengewächse mitunter die höchsten Baumwipfel errreichen, ohne daß sie an deren Stämme irgend gebunden scheinen, so daß sie den Eindruck von Tauwerk machen, das an den höchsten Zweigen schwebet, was beim ersten Blicke unerklärlich scheint. Beobachtet man aber näher die Entwickelung der jungen Rankenpflanzen, so gewahrt man bald, wie sie sich

mit Hülfe emporstrebender Wurzelfasern den Stamm hinaufranken, bis sie einen Punkt erreichen, wo sie Licht und Luft genug finden. Hier angelangt gewinnt das Rankengewächs seine Kraft und entfaltet sich in die Breite und Zweige ausstrahlend, verbindet es sich mit den benachbarten Baumzweigen; von dem Momente an sterben die hinausstrahlenden Wurzelfasern allmälig ab und verschwinden, daß man wirklich meinen sollte, als wäre das Rankengewinde am Baumwipfel aufgehängt worden. An manchen Orten sah ich große Palmbaumgruppen, die meine Bewunderung erregten; hier treten uns Palmen mit Riesenstämmen entgegen, deren Wipfel in breitem federgleichem Blätterschmuck prangen; dort treten Palmzweige hervor, die noch in ihrer Entwickelung begriffen sind, während der Nachbarbaum die anmuthigsten fächergleichen Formen bereits entfalten läßt, durch welche die Sonnenstrahlen hindurchbrechen und die Pracht der Natur in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit uns bewundern lassen. Welche Ueppigkeit aber auch die Pflanzenwelt in diesen Einöden entfaltet, so kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das grandiose Bild der Natur hier gerade durch seine Ungeheuerlichkeit einen traurigen Eindruck auf unser Gemüth macht. Das Gefühl unserer Hülflosigkeit und Winzigkeit bemächtigt sich unwillkürlich unser und wir fühlen, daß wir mit der Natur hier den Kampf nicht aufnehmen können!

— Wenn irgend wo, so fühlt der Mensch hier seine Nichtigkeit, denn der Gedanke muß sich ihm unwillkürlich hier aufdrängen, daß die Harmonie der Natur hier seiner nicht bedarf und daß die Harmonie eine vollkommene wäre auch ohne ihn! Das empfand ich tief, als wir durch diese alten Wälder zogen, wo wir Zwerge gegen die riesenhaftesten Hindernisse der Natur anzukämpfen hatten. Hätte ich zuvor nie an das Räthsel des Menschenlebens gedacht, so mußte sich hier mir die Frage aufdrängen: „wozu wir denn eigentlich hier bestimmt wären?" Ich gestehe, die Ideen, welche in der Kinderzeit uns gewohnheitsmäßig in der Schule eingeflößt werden, treten in ein ganz anderes Licht, wenn wir uns hier die Frage stellen: „Wie viele Jahrhunderte mögen hier vergangen sein, in denen diese Riesenwälder ihre Pracht entfalteten, ohne daß sie je dem Menschen genützt, der sich die Herrschaft über die Welt in seinem Dünkel anmaßt!" Wie oft sagte ich mir hier, wäre nie ein Mensch hier

gesehen worden, so würden dieselben Naturwunder in ihrem ewigen Kreislaufe sich hier wiederholen! Und dazu kommt noch der Gedanke, daß die unendliche Schöpfung der Kreaturen neben dem Menschen mit geschaffen worden, und daß alle diese Geschöpfe doch des Menschen nicht bedürfen, um ihren Lebenszweck zu erfüllen! Wie kann unser Stolz sich noch in dem Wahne gefallen, als wäre die Welt für uns geschaffen, als wären alle Kreaturen geschaffen, um uns zu dienen! Wie oft mußte ich hier mir die Frage thun: „wie thöricht zu glauben, daß das Insekt, dessen Stachel ich eben empfunden, daß die Pflanze, die uns vergiftet, zu unserem „Wohle" geschaffen wäre? Und als ich auf meiner Matte lag, da fragte ich mich: „O, der Thoren, die da wähnen, daß die Myriaden Sterne am Firmamente da bloß geschaffen sind, um uns die Nacht zu erhellen? Brauche ich noch zu sagen, daß es der Wahn eines Pygmäen ist, zu meinen, daß die Welt der Erde wegen da sei, die nur ein Atom im Weltraum? Hat nicht jeder Theil der Schöpfung seinen Zweck, dessen Geheimniß für immer uns hienieden verborgen bleibt!" Allerdings sind das Alles keine neuen Gedanken; aber in dieser Wildniß kann der denkende Mensch sich ihrer nicht entschlagen, denn nirgendwo in der Welt empfindet er so tief, wie hier, seine Schwäche! Wohl hatten die Ascetiker der alten Welt Recht sich in Wald und Bergen von der Welt abzusondern, galt es ja dem Zwecke, ihren Menschenstolz zu demüthigen, was die Betrachtung der Natur vor Allem vermag!

— Um nunmehr Einiges noch nachzutragen, was als Botaniker und Naturforscher mich interessiren mochte, so muß ich zunächst hervorheben, daß unter den Blumen des Waldes mir insbesondere die aristolochia grandiflora auffiel, die oft zwölf bis fünfzehn Zoll im Durchmesser hier bietet. Bevor diese Riesenblume ihre Entwickelung erreicht, gleicht der Kelch einem Schwane, den man am Schnabel aufgehängt hätte; sobald aber die Blume ihre volle Entfaltung erreicht, nimmt sie die Form einer Freiheitsmütze an, die mit violettfarbenem Sammt ausgefüttert wäre, das nach Außen gekehrt worden. Der Umstand, daß die Riesenblume mit ihrer dunklen Farbe und ihrem starken, widerlichen Geruche Jedweden abhält, sie zu berühren, hat die Spanier veranlaßt, ihr den Namen: „montera del demonio," soviel wie Teufelsmütze, zu geben.

— Bei meiner Reise durch diese Wälder fand ich bald, daß ich mir ganz falsche Vorstellungen von ihnen gemacht; denn wer sich hier verirrt, würde hier ebenso leicht den Hungertod sterben müssen, wie in den Wäldern der alten Welt! Die einzigen, genießbaren Fruchtarten, denen ich hier begegnete, waren die Sapote-Frucht, der Mammey-Apfel, und eine dritte Frucht, die in der Mitte eine kleine Vertiefung hat und hier Limoncello heißt. Bei aller Ueppigkeit der Vegetation, sieht man hier nur selten Blumen und Früchte und dennoch findet der Naturforscher hier in anderer Beziehung die mannichfaltigste Ausbeute. Im Monat Mai, wenn die ersten Regengüsse die Luft erfrischen, ist der Wald reich an den merkwürdigsten „Coleopteren,“ wie sie nur irgend eine Sammlung aufzuweisen hat. Bei meinem Vorüberreiten sammelte ich, ohne mich nur bemühen zu müssen abzusteigen, drei und dreißig der wunderschönsten Species von „Longicornes.“ Gerade zur Zeit, wo wir durch die Waldung ritten, die mit der Begattungszeit der Gallinaceae zusammenfiel, sah ich, wie eine Masse dieser Vögel auf den Baumgipfeln horsteten und da sie unermüdlich die Luft mit ihrem Geschrei erfüllen, so fallen sie dem Jäger leicht zur Beute. Als den schönsten Vogel dieser Gattung muß ich eine Species Meleagris bezeichnen, den die Spanier pavo del monte nennen. Sein Gefieder ist dunkelgrün, das einen purpurnen Anstrich hat; seine Schwanzfedern sind blau gefleckt und sind am Rande kupferfarben. Auf seinem Haupt zeigt diese Pfauenart einen Kamm, dessen Scharlachfarbe den reizendsten Gegensatz zum Lichtblau des Nackens bildet. In der Wohnung des Corregidor zu Peten, sah ich später diesen schönen Vogel gezähmt wieder und er war als Geschenk für den Präsidenten der Republik bestimmt.

— Es war am siebenten Tage unserer Wanderung, als wir die Ufer des Yalchilan-Flusses erreichten, wo wir unser Lager aufschlugen. Dieser Strom ist ein kleiner Nebenfluß des San Pedro, der die Grenze zwischen Tabasco und Guatemala bildet; deren nächste Dörfer um mehr als achtzig Stunden von einander entfernt liegen, wo nur Wildniß herrscht. Die Hitze war eine so übermäßige gewesen, daß der Strom ganz versiegt war, so daß wir eine Stunde weit an dem Ufer hinauf reiten mußten, ehe wir eine Stelle erreichten, wo unter Felsen noch etwas Wasser zu finden war. In der Regenzeit schwillt dieser

Strom zu einem tosenden Waldstrom an, der wochenlang oft es unmöglich macht ihn zu passiren, denn es ist ebenso bedenklich mit einem Flosse sich hinüber zu wagen, als mit einem Maulthier hinüber zu schwimmen.

— Vom Flusse Yalchilan aus, welcher ziemlich auf halbem Wege zwischen Tenosique und Peten liegt, schien unser Weg sich zu verbessern, doch war unsere Reise in anderer Beziehung eine mühselige, denn wir hatten viel durch Wassermangel zu leiden. Am Abende des achten Tages unserer Wanderung waren wir gezwungen, an einem Orte zu campiren, der bei den Reisenden in schlechtem Rufe steht und darum verdientermaßen auch den Namen „Dolores" trägt; der Boden ist nämlich hier kavernöser Natur und alles Wasser verschwindet rasch von der Oberfläche, so daß die Reisenden sammt ihren Thieren schrecklich vom Durste gepeinigt werden. Die Erfahrung lehrte unsere Arrieros bald etwas Wasser in einer Erdhöhle ausfindig zu machen, indem sie hie und da auf den Boden klopften und so gelang es ihnen, eine Strohflasche sumpfigen Wassers mindestens herbeizuschleppen, das wir gewissenhaft theilten, während unsere armen Thiere dabei leer ausgingen. Man erzählte mir, daß kaum vor wenigen Wochen eine arme Frau mit ihren beiden Kindern auf der Rückreise nach Peten, da sie ihren Mann zu Tenosique verloren hatte, an diesem öden Fleck mit genauer Noth dem Tod entrann, denn sie fand zum Glück gewisse Rankengewächse, die einen so reichlichen Saft enthalten, daß sie das Wasser ersetzen konnten; die Cissus cordifolia und die Hydrosana sind wegen dieser Eigenschaft hier sehr geschätzt. Fiel es uns auch sehr schwer, in der Nacht unsern Durst zu löschen, so wurden wir vor Tagesanbruch auf das Angenehmste von einem Unwetter überrascht, das uns für unsere Entbehrungen reichlich schadlos hielt. Es war das erste Gewitter, das in dieser Jahreszeit sich hier entlud! Tags darauf gelangten wir zu einem großen See, der eine öde, kaum belebte Wasserfläche darstellte, die einen unheimlichen Eindruck auf mich machte; man versicherte mir, der See stehe mit dem Rio san Pedro in Verbindung. Auf dem jenseitigen Ufer des Sees trat uns, in der Richtung nach Yucatan zu, eine Kette mäßig hoher Berge entgegen, die sich von Osten nach Westen hin ziehen und meines Wissens auf keiner einzigen Karte verzeichnet stehen.

— Erst am eilften Tage fing der Wald an, ein ganz anderes Aussehen uns zu bieten; die Riesenbäume standen nicht mehr in dichten Gruppen zusammen und man konnte dazwischen den Azurhimmel häufig erkennen. Die Luft wurde frischer und hellgrüne Gebüsche, die meist aus Bambusbäumen bestanden, wechselten mit Unterholz ab, das hier nicht mehr so dicht zusammengewachsen war. Alles deutete darauf hin, daß wir bald am Ziele unserer Reise wären; unsere Arrieros fingen zum ersten Male an, ein Liedchen zu singen; die Maulesel gar theilten unsere Freude und spitzten ihre Ohren lebhaft nach Luft schnappend. Auch Don Diego lief hin und her und seine Mienen verkündeten, wie froh er sei, endlich einmal wieder rasten zu können.

— „Señor Diego," rief ich ihm zu, „Sie trauen sich zu viel zu, mäßigen Sie sich, denn wir haben drei ganze Stunden durch die Savanne zu ziehen, ehe wir unser Nachtlager finden."

— „Seien Sie nicht besorgt um mich, entgegnete er lachend, Sie wissen wohl nicht, daß wir Halt machen, sobald wir aus dem Walde sind, um unsere Pferde ausruhen zu lassen und wir ziehen erst weiter, wenn die Tageshitze vorüber."

— Es verhielt sich wirklich so, wie Don Diego bemerkt hatte; leider aber rasteten wir unweit eines Sumpfes, in dessen Wasser der Spanier trotz meiner Abmahnung und gegen den Rath unserer Führer seinen Durst löschte. Nach einer Weile lag der Riesenwald hinter uns und wir lenkten in eine offene Ebene ein, wo unser Blick eine endlose Savanne vor sich sah, über welche nur wenige Hügel emporragten, während der Azurhimmel, den wir in seiner Pracht Tagelang vermissen mußten, sich grenzenlos über uns wölbte. Ich glaube, daß ich in dem Momente das empfunden, was ein Seefahrer fühlen mag, der ein unbekanntes Land entdeckt. Drei Stunden hatten wir noch zurückzulegen, ehe wir das erste Dorf von Peten erreichten, das Sacluc heißt. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß wir froh waren, endlich in bewohnte Gegenden wieder gekommen zu sein und so mußte es mich sehr befremden, daß Don Diego allein unsere Befriedigung nicht zu theilen schien. In eine alte Bettdecke gehüllt, hatte er sich auf unser Gepäck hingelagert, während sein Kopf auf einem Sattel ruhte; er war ein ganz anderer geworden und seine gewöhnliche Heiterkeit und Beweglichkeit hatte einer Mißstimmung Platz gemacht, die mich besorgt

machte. Auf meine Frage, was ihm denn fehle, gestand er mir, daß er heftige Kopfschmerzen habe und an einer schrecklichen Erschöpfung leide, so daß er schlafen wolle. In der Nacht fieberte er und litt an Erbrechen, so daß ich ihm eine Dosis Brechnuß gab, die ihn sichtbar erleichterte. Morgens war er aber zu leidend, als daß er uns weiter begleiten konnte und so ließ ich ihm einiges Geld und Arzneimittel zurück, während unser jüngster Maulthiertreiber ihn pflegen sollte. Nicht genug damit, sandte ich eiligst Morin zum Alcalden des nächsten Dorfes, damit derselbe für den Kranken Sorge tragen möge.

— Wandert man durch die dichten Waldungen, die sich von Tenosique aus ohne Unterbrechung fortziehen, so kann man sich unmöglich eine richtige Vorstellung von den geographischen Verhältnissen des Landes und der Richtung der Bergzüge machen, welche die Straße nach Peten unterbrechen. Die Bergabhänge, die wir hinaufritten, schienen in nordwestlicher Richtung abzufallen und nach den Grenzen von Yucatan zu sich allmälig zu senken. Als wir den Wald hinter uns hatten, schienen die Sierras ganz verschwunden zu sein und dann sahen wir eine Unzahl von Hügeln, die meist vereinsamt standen und eine Kegelform boten, plötzlich aus der einförmigen Ebene sich empor heben. Beiläufig bemerkt, sind diese Hügel doch mitunter bewaldet und schienen Stundenweit gleichsam einen Kreis um den Horizont zu bilden.

— Bevor wir am Ziel unserer Reise waren, sollten wir aber noch andere Wälder durchziehen, die aber mit Savannen beständig abwechselten und eine breite gut angelegte Straße boten. Eigentlich sollten diese Waldungen besser einen anderen Namen führen, denn da sie voller Vögel und mit den duftigsten Blumen prangen, so haben sie einen ganz anderen Charakter angenommen, der auch auf uns einen freundlicheren Eindruck machte. Wir schwelgten so zu sagen im Blumendufte und besonders unterschied ich den Duft der Vanille, den die reifen abgefallenen Bohnen, die auf dem Boden vermodern, aushauchen. Die Spanier lieben gerade nicht diesen Geruch, denn sie ziehen den Geruch der Myrtus Pimienta vor, deren Arom sehr ähnlich dem des Zimmt ist. Erst als diese letzten Waldungen hinter uns lagen, fanden wir uns am Ufer eines blauen Sees, dessen Oberfläche spiegelglatt uns entgegen schimmerte, in welchem in

einer Entfernung von fünfhundert Yard's vom Ufer eine kleine Felseninsel in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne uns entgegen leuchtete. Vom Ufer der Insel aus erheben sich eine Zahl kleiner Häuser, über welche eine Kirche und ein Hain von Kakaobüschen emporragten. Hier hatten wir nunmehr den See vor uns, dem die Geographen den Namen „Itza" oder „Peten" beigelegt und die Insel, die wir vor uns sahen, war die Feste der kriegerischen „Itza's," die Cortez geschildert. Die kleine Stadt, die an der Stelle der alten indianischen Stadt nunmehr liegt, ist die Stadt Flores, die zugleich die Hauptstadt des Bezirks bildet; das war das Ziel meiner Träume gewesen und um ihretwillen war ich über das Meer hingezogen, um über die Sümpfe von Campesche weg und die Wildniß von Tabasco hinzugelangen.

— Warlich, es war Zeit für mich, daß ich das Ziel meiner Wünsche erreichte, denn die Energie, die mich bisher frisch erhalten, war fast erschöpft, dazu kam noch, daß meine alte Wunde durch die beständige Bewegung und Reibung fortwährend gereizt worden und die Entzündung bei dem heißen Klima leicht einen gefährlichen Charakter annehmen konnte. Da ich nicht gehen konnte, so mußte ich in das Boot getragen werden, das uns nach der Insel führen sollte, wo wir fünf Minuten später inmitten der neugierigen Bewohner landeten, die bei der Seltenheit eines Fremdenbesuchs von allen Seiten hinzugeströmt waren. Leider darf ich nicht vergessen, daß der arme Don Diego, den wir im Dorfe Sacluc zurückgelassen, dort wie ein guter Christ vom Leben Abschied nahm und ich gestehe aufrichtig, daß ich aus Herzensgrund unseren Reisegefährten betrauerte, dessen lebensfrohes Naturell und Jovialität uns so viele Kurzweil auf der Waldfahrt geboten hatte.

VI.

Peten.

Die Itzaes — Eine historische Episode — Die Unterwerfung der Itzaes, die Zerstörung ihrer Tempel und Idole — Meine Krankheit und ärztlichen Erfahrungen — Ein Pädagoge — Ein Kursus praktischer Naturgeschichte — Jagd auf wilde Bestien und Vögel — Eine neue Art von Krokodil — Ein nächtliches Abenteuer — Romantische Aussichten — Die Insel und die Stadt Flores — Allgemeine Armuth — Arkadische Einfachheit — Eine Tertullia — Costüme und Musik — Ein Ball — Ein Muster-Padre — Die Marimba und die Musik des Landes — Gastlichkeit — Fahrt auf dem See und seine Ufer — Eine Zuckermühle der Eingebornen — Indianer-Städte — Der See und seine Fische — Die Höhle von Jobitsinal — Topographie des Bezirks und seine politischen Verhältnisse — Boden und Produkte — Verbindungswege mit Yucatan — Belize — Die Isolirtheit des Landes — Schiffbare Flüsse — Klima und Krankheiten — Allgemeine Unwissenheit — Wilde Bestien und Tapire — Geomys Mexicana — Vögel und Reptilien — Naturspiele unter den Tropen — Die Nigua — Der See Yax-haa — Ruinen auf den Inseln — Mythische Städte.

— Aus den alten Chroniken von Yucatan erfahren wir, daß gegen das Jahr 1420 die Feudalmonarchie, die Jahrhunderte lang auf dieser Halbinsel geherrscht, durch eine Coalition der Caziquen, die sich zum Sturze der alten Dynastie verbunden, vernichtet wurde, und daß Mayapan, die Hauptstadt des Landes, dem Erdboden gleich gemacht wurde. Allerdings sind die Berichte über diese politischen Umwälzungen sehr unklar, und nur so viel mag für unsern Zweck hier genügen, daß der Canek (gleichbedeutend mit Cazique) der Itzaes, der zu den vornehmsten Häuptlingen des Landes gehörte, mit seinem Stamme südwärts zog und daß er nach mehrjähriger Wanderung durch die Wildniß endlich an die Ufer des Seees gelangte, den wir hier zu schildern haben. Angezogen durch die Schönheit der Gegend und wohl noch mehr bestimmt durch die Sicherheit, welche die Inseln



Die Insel Peten mit der Stadt Flores.

des Seees ihm boten, siedelte er sich mit seinen Stammesgenossen auf der größten Insel an und darum führt diese Insel heute den Namen Peten-Itza, — Insel der Itzaes, ein Name der später auf das ganze Land übertragen wurde! Die Colonie blühte so auf und entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einer solchen Bedeutung, daß diese Inseln zur Zeit der spanischen Kriegszüge, die 277 Jahre später erfolgten, eine Bevölkerung von 25,000 Seelen zählten, ungerechnet die Bewohner des benachbarten Festlandes. Wohl mag die Frage sich uns aufdrängen, was die Spanier, deren Kriegslust und fanatischer Glaubenseifer nie erschlaffte, wenn es galt Eroberungen zu machen, oder Seelen dem Himmelreich zu gewinnen, bewogen haben mag, die Indianer von Peten fast 150 Jahre lang in ihrer nationalen Selbstständigkeit bestehen zu lassen? Mag sein, daß die Armuth des Landes an Edelmetall den Schlüssel zu dieser seltenen Großmuth bietet, die leider aber nicht über das siebenzehnte Jahrhundert sich ausdehnen sollte, denn um das Jahr 1618 kamen die Franziskaner auf den Einfall, diese Indianer bekehren zu wollen, zu welchem Ende sie eine Zahl verwegener Missionäre nach dem Itza-See sandten, die als Märtyrer ihres Glaubenseifers dort ihren Tod fanden.*) Wie es mit der Religion der Indianer jener Zeit beschaffen gewesen sein mag, geht aus der Thatsache hervor, daß die Mönche in den Tempeln der Hauptinseln zu ihrer Verwunderung das ziemlich gut ausgeführte Bild eines Pferdes aus Stein vorfanden. Man erzählte ihnen, daß dieses Götzenbild aus Cortez' Zeiten stamme. Als derselbe nämlich auf seinem Marsche gegen Honduras durch diese Gegenden zog, ließ er hier ein verwundetes Roß zurück, das nicht weiter konnte und dessen Pflege er den Einwohnern anvertraute. Die einfältigen Indianer, die ihm versprochen, sein Pferd treulich zu pflegen, wähnten, daß gewöhnliches Heu eine zu grobe Kost für ihren kranken Gast wäre, denn Pferde giebt es nicht in diesem Lande. In ihrem Wahne fütterten sie das arme Thier mit Blumen und setzten ihm gebratene Hühner vor. Was war da natürlicher, als daß das arme Thier vor Hunger starb, was die größte Bestürzung unter dem Volke hervorrief, das im Wahne stand, daß man die

---

*) Das Nähere über diese Erlebnisse findet sich in Villagutierre, Historia de la Conquesta de la Provinzia de Itza l. il. c. 2, 3.

göttliche Rache irgendwie abzuwenden suchen müsse. Mit einem Worte, sie kamen zu dem Entschlusse, dem armen Thiere göttliche Ehren zu erweisen, und darum mühten sich seine geschicktesten Bildhauer ab, das Roß in Stein auszuhauen. Unter dem Namen Tziminchak wurde es unter die Götter des Landes erhoben und die Geschichtsschreiber wissen uns nur zu erzählen, daß die neue Gottheit über Sturm und Donner zu gebieten hätte.*)

— Es war der Rath für die indischen Besitzungen, der müde endlich geworden der beständigen Klagen über die Einfälle der Lacandones und Itzaes den Beschluß faßte, ihre Wohnsitze der spanischen Krone auch zu unterwerfen. Freilich lautete die Ordre des Königs dahin, daß man auf die friedlichste Weise dies mit Milde bewirken solle, und sich aller gewaltsamen Mittel enthalten möge. Zu dem Ende sollten zunächst Missionäre hingesandt werden, freilich unter dem Schutze von Truppen, die sich aller Feindseligkeiten gegen die Bewohner zu enthalten hätten. Wie aber leicht vorauszusehen, wurde dieser Plan nur zu bald vereitelt! Die Madrider Regierung hatte zugleich angeordnet, daß Yucatan und Guatemala gemeinschaftlich das Unternehmen durchzuführen hätten, und nichtsdestoweniger nahm sich Yucatan heraus, allein die Feindseligkeiten zu beginnen. Es war im Jahre 1662, als fünfzig Spanier unter dem Befehle des Capitains Mirones auszogen und nach großen Mühseligkeiten Zaclun (Sacluc?) erreichten. Als sie hier lagernd Verstärkungen erwarteten, schienen sie nicht mehr ihrer friedlichen Mission eingedenk zu sein, denn sie erlaubten sich Gewaltthaten, die zur Folge hatten, daß sie von den Indianern überfallen und sammt und sonders niedergemetzelt wurden. Der unglückliche Missionär, der bei der Truppe war, erlitt noch ein schrecklicheres Geschick, denn von den Indianern wurde er auf der Insel ihren Göttern zum Opfer hingeschlachtet! Um von Guatemala zu reden, so hatte

*) Der Name Tziminchak ist zusammengesetzt aus dem Worte Tzimin, was gleichbedeutend mit „Tapir" ist, und dem Worte „chak" (weiß). Mit einem Worte: der Name des Indianergottes heißt „weißer Tapir." Die Eingebornen, die nie ein Pferd gesehen, thaten ihm die Ehre an, es dem Tapir gleich zu stellen, der bei allen Nationen Central-Amerikas als ein heiliges Thier verehrt wurde. Bedenkt man, daß die Eingebornen vor Cortez' Ankunft nie Feuerwaffen gesehn, so ist es begreiflich, wie sie dem Wunderthiere die Herrschaft über Donner und Blitz zuschrieben.

es sich keiner bessern Erfolge gegen die Indianer zu rühmen, denn die beiden Kriegszüge, die in den Jahren 1695 und 96 gegen die Itzaes unternommen wurden, endeten mit der schmählichsten Niederlage. Capitain Dias de Velasco, der die Pioniere befehligte, war der einzige Offizier, dem es gelang, die Ufer des Seees zu erreichen; allein seine Ausdauer und Kühnheit kostete ihm wie allen seinen Gefährten das Leben. Nicht abgeschreckt durch diese mißlichen Erfahrungen faßte ein kühner Edelmann aus Merida den Plan, die spanische Herrschaft in dem unbezwungenen Lande zu begründen. Don Martin de Ursua war nämlich so ehrgeizig wie kühn, und verfiel auf den Gedanken, sich einen Namen zu machen, um Gouverneur der Provinz von Yucatan zu werden. Um den geheimen Rath von Indien für seine Pläne zu gewinnen, machte er sich anheischig, auf eigene Kosten eine Heerstraße anzulegen, die durch Peten nach Guatemala führen sollte, wodurch die zwischen den beiden Ländern angesiedelten feindlichen Indianerstämme am leichtesten der spanischen Krone unterworfen werden müßten. Sein Plan wurde gut geheißen und der Königliche Rath erließ den Befehl, dessen Ausführung möglichst zu fördern, so daß der Gouverneur von Guatemala angewiesen wurde, vom Süden aus ein Corps gegen Peten vorrücken zu lassen. Zugleich erhielt der Vicekönig von Neuspanien die Weisung, Lebensmittel und Munition für die Expedition zu liefern, während der Bischof von Merida nicht unterließ, den Eifer seines Clerus zu einem neuen Unternehmen anzuspornen, das zur Ausbreitung des Christenthums so förderlich schien. Als alle Vorbereitungen zum Kriegszuge getroffen waren, wurde Don Martin de Ursua vom Könige der Posten verliehen, nach dem er so lange sich gesehnt. Zur Steuer der Wahrheit muß man anerkennen, daß er mit großer Umsicht zu Werke ging, denn zwei Jahre brauchte er, um von Yucatan aus eine fahrbare Straße nach Peten hin anzulegen. Dies geschehen, versuchte er Unterhandlungen mit den Indianern anzuknüpfen, die aber erfolglos blieben, da sie nichts von Unterwerfung wissen wollten. So zog denn Ursua am vier und zwanzigsten Januar 1697 von Campesche an der Spitze seines kleinen Heeres aus. Ein Theil davon wurde als Vorhut vorangesandt, um am Ufer des Seees vorläufig ein Lager zu beziehen, wo ein großes Floß gebaut werden sollte, mittelst dessen das Gros der Truppen nach der

Inselveste hinüber setzen könne. Erst gegen den ersten März traf das Hauptcorps unter dem Befehle von Ursua am Seeufer ein und bedenkt man, daß die Spanier über einen Monat durch die Wälder sich einen Weg hatten bahnen müssen und mit Mühseligkeiten jeder Art gekämpft, so ist begreiflich, wie froh sie waren, endlich das Ziel ihrer Wünsche vor sich zu haben, wo die Natur ihre schönsten Gaben entfaltete! Darf man den spanischen Chronisten Glauben schenken, so boten die Seeufer dazumal ein weit fesselnderes Bild als heute: die Inseln schimmerten im Blumengewande, die Ufer waren weit und breit angebaut und die Fronten der Itzabauten schimmerten wie Silber im Sonnenschein! Es ist nicht am Orte hier, mich über die Ursachen auszulassen, welche die von der Natur so begünstigte Insel wieder von ihrem Flore herabsinken ließen, denn die Herrschaft der Spanier allein ist uns Erklärung genug für den Verfall von Peten!

— Um auf Ursua zurück zu kommen, so machte er noch einmal den Versuch, auf gütlichem Wege die Itzaes zur Ergebung zu bestimmen und erst als alle seine Aufforderungen fruchtlos blieben, ließ er die Vorbereitungen zum Sturme treffen. Seine Artillerie wurde am Ufer aufgefahren und unter ihrem Schutze sollte sein kleines Corps auf einer Galeote hinüberfahren. Villagutierre erzählt uns, daß Ursua am dreizehnten März mit der Hälfte seiner Truppen, die freilich nur 108 Mann noch stark war, nach der Hauptinsel absegelte, ohne daß die Eingebornen auf dem See Anstalten getroffen zu haben schienen, um den Angriff zurückzuschlagen, denn kein einziges Boot ließ sich blicken! Der See schien öde und verlassen, als der apostolische Vikar, der auf dem Vordertheile des Schiffes stand, sich erhob, um an die Soldaten Worte der Ermunterung zu richten, die ihnen Gottvertrauen einflößen sollten: „Caballeros," rief er aus, mögen jene unter Euch, die ihre Sünden in Aufrichtigkeit bereuen, mögen sie Gottes Barmherzigkeit anflehen und ihre rechte Hand gen Himmel erheben und ausrufen: „Herr, ich habe gefehlt, habe Erbarmen mit mir!" Als dies geschehen, gab der Prälat, Don Juan Pacheco hieß er, ihnen die Absolution, worauf sie muthig ihrem Geschicke entgegen gingen. Kaum waren sie in der Nähe der Insel, als mit einem Male eine Flotille von Canoes, die in einer Bucht verborgen gelegen, auf sie lossteuerte und ein Hagel von Pfeilen auf das Verdeck der Galeote niederfuhr, während

plötzlich sich die Ufer der Insel mit Indianern füllten, die in ihrer Kriegsrüstung das wüthendste Geschrei ertönen ließen. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß die Spanier durch diese Drohung sich nicht abschrecken ließen; sie landeten und eröffneten ihr Feuer auf die herandringenden Indianerhaufen. Man mag sich die Folgen des ungleichen Kampfes leicht vorstellen; die spanische Artillerie richtete Verheerungen in den dichtgedrängten Reihen der Indianer an, die von Entsetzen ob der Macht ihrer Feinde ergriffen, bald den Muth verloren. Ihre Waffen wegwerfend, suchten sie ihr Heil in der Flucht; sie stürzten sich in Massen in den See, um schwimmend ihr Leben zu retten, und der spanische Chronist erzählt uns, daß es geschienen, als wäre der ganze See mit Indianern übersäet gewesen. Der Sieg war nicht zu theuer erkauft und die Spanier nahmen im Namen der Krone Besitz von der Insel, indem sie die Königliche Fahne an dem höchsten Punkte der Insel aufpflanzten und dabei nicht unterließen, ein Dankgebet gen Himmel steigen zu lassen. In ihrem Glaubenseifer vermeinten sie, eine heilige Pflicht zu erfüllen, indem sie in den Tempeln alle Götzenbilder zerstörten und verstümmelten, und der spanische Geschichtsschreiber versichert uns mit gewissenhafter Treue, daß das Zerstörungswerk von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr Abends ununterbrochen andauerte. Wie es seit Cortez' Zeiten Brauch war, gaben sie der Insel die bei den Indianern den Namen: Tayasal führte, einen christlichen Beinamen; sie hieß bei den Spaniern fortan: „Nuestra Señora de los Remedios y San Pablo," obwohl man den alten Namen theilweise beibehielt, so daß sie bei den Spaniern auch als „Remedios-Peten" aufgeführt sich findet. Zur Sicherung der Insel wurde zugleich eine kleine Besatzung hier zurückgelassen, die genügen mochte, um die Insel vor einem Ueberfall der geflohenen Itzaes zu schützen.

Um auf mich selbst zurückzukommen, so mußte ich leider wochenlang den Genuß entbehren, den die Naturschönheiten des Seees mich erwarten ließen, und so wußte ich meine einsamen Stunden, denn mein Leiden fesselte mich an mein Lager, damit auszufüllen, daß ich in den Geschichtsbüchern blätterte, die mir Aufschlüsse über den Zustand boten, in dem die Spanier das Land gefunden hatten. Ich nahm mir vor, sobald es meine Kräfte nur erlaubten, auf der Insel herum zu forschen, ob sich nicht

noch Tempelreliquien fänden, die von den spanischen Kriegern verschont geblieben, und ich dachte auf den entlegeneren Inseln des Seees, die von den Spaniern nicht gründlich genug ausgeplündert worden, bessere Ausbeute zu machen. Von meinem Fenster aus hatte ich freilich nicht die Freude, die Wellen des Seees bewundern zu können, und so wird man es begreiflich finden, daß ich mit Ungeduld der Stunde entgegen sah, wo meine Kräfte es mir erlaubten, meine Naturstudien wieder aufzunehmen; durch strenge Diät und Ruhe kehrten allmälig meine Kräfte wieder zurück.

Der „Corregidor," — Bürgermeister und Oberrichter in einer Person — des Bezirks von Peten war die Jovialität selber, und seine respektable Korpulenz war seiner Würde ziemlich angemessen. Ich muß gestehen, ich habe mich nur dankbar über ihn zu äußern, denn seine Eigenschaften trugen nicht wenig dazu bei, meinen Aufenthalt zu Flores zu verschönern. Freigebig von Natur, dabei wenig auf Aeußerlichkeiten gebend, wie die alten Spanier überhaupt immer gewesen, auch witzig und die Unterhaltung liebend, erwies er mir eine Theilnahme, wie ich sie kaum erwartet hatte. Möglich, daß der Gedanke darauf Einfluß hatte, daß ich der Mann wäre, um Peten wieder Berühmtheit zu verschaffen. Sei dem aber auch wie ihm wolle, er fand sich geschmeichelt, daß ich Flores als das Hauptziel meiner Reisen mir gestellt hatte, und darum bot er das Möglichste auf, um meine Genesung zu beschleunigen; der Gedanke, daß ich hier meinen Tod fände, war für ihn fast schrecklicher als für mich! Neben meinem Bette sitzend, erzählte er mir, was er Alles wußte. Er war in Yucatan erzogen worden und kannte gründlich Land und Leute, so daß es ihm nie an Stoff fehlte, mich zu unterhalten. Da ihm nun auch daran gelegen war, über Europa etwas zu hören, wovon er blutwenig wußte, so verfehlte ich nicht, mich dadurch dankbar zu erweisen, daß ich ihm Begriffe über unsere Zustände beibrachte, die bei ihm den Wunsch rege machten, einmal die alte Welt auch kennen zu lernen. Ich muß gestehen: die glücklichsten Augenblicke, die ich zu Flores genossen, sind jene, die ich mit ihm verbracht. Bei alledem wollte es mit meiner Gesundheit nicht so schnell voran, denn ich hatte meiner Jugendkraft allzuviel zugetraut und mein Befinden wechselte mit der Witterung derartig, daß ich selbst oft an meinem Zustande verzweifelte. Als er eines Morgens an mein Krankenbett trat,

fühlte ich mich sehr schwach und ich ließ das Wort fallen: „Wenn kein Wunder geschieht, so verlasse ich Ihre Insel nie mehr!“ Mein würdiger Freund, dem es an Naivetät nicht fehlte, ließ das Wort entschlüpfen: „Nun, wenn es denn so sein soll, so ist es keine kleine Ehre für mein Vaterland, Ihr Grab zu besitzen!“ Nach einer Weile schien er aber zu empfinden, daß er sich einen Fehler hatte zu Schulden kommen lassen, denn er verfehlte nicht, kleinlaut hinzuzufügen: „Sie begreifen doch, daß es mein Wunsch nicht ist!“

Ich hatte aber auch die Ehre, daß der zweite Würdeträger von Flores mich seiner Besuche würdigte, nämlich der Alcalde, der mich regelmäßig täglich aufsuchte; es war ein ältlicher Mann, der eben so dünn und schmächtig war, wie sein Chef Corpulenz hatte. Es mag hier am Orte sein, flüchtig zu erwähnen, daß Alt und Jung in dieser heißen Gegend ganz gleich gekleidet sind und so verfehle ich nicht zu bemerken, daß der gute Alcalde eine kurze, weiße Linnenweste trug, die seinen Rücken nur halb bedeckte; dazu zeigte er linnene Beinkleider, die wunderlicher Weise nicht enger sein konnten, so daß man seine mageren Beine bewundern mußte. Nichts war lustiger, als wenn die beiden Würdeträger von Flores zusammen erschienen und ich gestehe, so oft ich das Glück hatte, beide neben mir zu sehen, konnte ich mich des Lachens nicht erwehren! Der gute Alcalde war freundlich genug, mir immer Pisangthee zu empfehlen, denn er betheuerte mir, dieser Thee heile alle Krankheiten. Man möge sich eine Vorstellung von der Naivetät des Alcalden machen, wenn ich bemerke, was ihm entfiel, als ich eines Tages meinen Medizinkasten öffnete und ihm die mancherlei Mittel beschrieb, die ich mit mir führte. „Wie, Señor,“ rief er aus, „wie ist es möglich, daß Sie krank sind? Sie führen alle Mittel bei sich, die den Menschen gesund machen und Sie sind selber krank?“

— Möglich, daß mein Freund, der Alcalde, mit dazu beitrug, meinen Ruhm auf der Insel zu verbreiten, denn obwohl ich noch an das Zimmer gefesselt war, strömten Kranke aller Art herbei, um meinen Rath in Anspruch zu nehmen. Nicht genug damit, kamen auch ganz gesunde Leute, um sich bei mir Raths zu erholen, denn der Alcalde war meines Ruhmes voll gewesen. Auf die Dauer konnte ich aber diesen Zuspruch nicht ertragen und die Folge war, daß ich bekannt machen ließ, ich

könne nicht eher wieder Kranke empfangen, als bis ich vollkommen wieder hergestellt wäre.

Auch mit dem Schullehrer von Flores war ich bekannt geworden und hatte er auch nur beschränkte Kenntnisse und schwache Fassungskraft, so wußte ich ihn doch für meine Zwecke zu benutzen. In der freundlichsten Weise wußte ich ihm beizubringen, wie zweckmäßig es wäre, wenn er seine Schüler anleiten wollte, für mich in den Waldungen Vögel und Insekten zu sammeln, wofür ich selbstverständlich zahlen würde. Wohl darf ich es sagen: dies war ein gescheidter Einfall von mir, denn von dem Augenblicke an verging kein Tag, wo mir die Kinder nicht die seltensten Vögel brachten; Eidechsen, die sie in Fallen gefangen, Schlangen, Insekten aller Art lagen haufenweise um mein Krankenlager! Möglich, daß mein Einfall gerade nicht zur Bildung der Jugend beigetragen, denn die Eltern zogen es vor, die Kinder in den Wald zu schicken, da ich ihre Mühe mit Silbermünzen so unerwartet bezahlt hatte. Allerdings sah der gute Schulmeister zu spät ein, daß er einen Mißgriff begangen, indem er meinem Wunsche willfahrt hatte; es war aber nicht mehr möglich für ihn, die Sache zu ändern und also blieb es, so lange ich in Flores weilte. Sollte man es glauben! Die Frauen brachten mir was auf ihrem Hühnerhofe Neues gezogen wurde und so darf ich mit Fug und Recht behaupten, daß zu Flores mindestens ein Industriezweig geblüht hat; — wer weiß, ob es nicht der einzige ist, der je den Bewohnern Vortheil verschafft! Wie konnte es mir da an Beschäftigung fehlen? Allein, gerade der Erfolg meines Einfalls trug dazu bei, meine Wiederherstellung hinauszuschieben; denn meine Studien und Arbeiten konnten meiner Genesung nicht förderlich sein.

Nicht darf ich unerwähnt lassen, daß man mir gar eines Morgens ein lebendes Krokodil ins Haus brachte, das drei Yards in der Länge hatte und im See von Fischern mit einer Angel gefangen worden. Ich ließ es an der Leine, mit welcher es gefangen worden, in solcher Entfernung von meiner Hängematte fest binden, daß es nicht gefährlich werden konnte. So lange die Sonne schien, gab das Ungeheuer die lebhaftesten Zeichen des Bestrebens sich zu befreien und erst als es fand, daß seine Bemühungen vergeblich blieben, sank es in scheinbarer Lethargie auf den Boden hin. Da es mit offenem Rachen hin-

gelagert war, ließ ich ihm gegen Abend eine starke Dosis Arsenikseife beibringen und hoffte, daß es in der Nacht verenden würde, damit ich es am folgenden Tage für meine Sammlung schon seciren und ausstopfen könne, was bei der unter den Tropen so rasch eintretenden Fäulniß nicht früh genug geschehen kann. Es kam aber anders, als ich vermuthet hatte, denn das Gift verdoppelte nur die Wuth des gefesselten Ungethüms, das sich in einem fort wandte und krümmte und die seltsamsten, gräulichsten Laute vernehmen ließ, was uns hinderte, nur ein Auge zu schließen. Nach geraumer Zeit aber schlummerte Morin ein und auch ich wurde endlich vom Schlafe übermannt, als ich plötzlich durch eigenthümliche, heisere Töne wieder erweckt wurde, die aus unmittelbarster Nähe zu kommen schienen, dabei wurde ich durch einen fast unerträglichen Moschusgeruch aus meiner Ruhe gerüttelt. Eine Ahnung ergriff mich; ich sprang auf und machte Licht, wo ich zu meinem Entsetzen fand, daß das scheußliche Reptil sich losgerissen und sich gerade unter meiner Hängematte hingelagert. Mit verzweifelter Anstrengung suchte ich trotz meiner Schwäche von meiner Hängematte aus auf die Kreuzbalken über mir, an denen meine Hängematte befestigt war, hinaufzugelangen und schrie, so laut ich nur konnte, um Morin zu wecken. Dies gelang mir auch endlich und er war nicht wenig verwundert, eine Stimme von oben herab zu hören. Im ersten Momente wußte er nicht, was er von mir denken solle und erst, als ich ihn davon überzeugt, daß ich ganz bei Sinnen wäre und mich vor dem Krokodile hätte retten müssen, sprang er auf und griff nach einer Axt. Rasch öffnete er das einzige Fenster des Zimmers, durch das die Mondstrahlen blinkten und erkannte jetzt erst die Lage des Ungeheuers, das regungslos schien und nur mitunter sein erzfarbenes Gebiß weit öffnete, um einen Schmerzenslaut vernehmen zu lassen. Offenbar hatte der Arsenik seine Wirkung gethan und das Ungeheuer lag in den letzten Zügen. Nur mit Mühe gelang es Morin, denn ich war zu schwach, ihm zu helfen, einen Strick um den Hals des Krokodils zu schlingen, mittelst dessen wir es am Ende an den Querbalken des Zimmers aufhängten. Hier zappelte es noch eine Weile und nach einer Stunde war es verendet. Beiläufig bemerke ich, daß sein Fell zu Paris nach meiner Rückkehr ausgestopft wurde, wo es in seiner ganzen Scheußlichkeit im Museum zu sehen ist. Da es zu

einer bisher nie in Paris gesehenen Species zählt, so haben die Naturforscher des Museums mir die Ehre angethan, ihm den Namen „Crocodilus Morelet" beizulegen. Da dies so ziemlich der einzige Lohn ist, der mir bei meinem Unternehmen zu Theil geworden, wobei ich meine Gesundheit und mein Vermögen eingesetzt, so wird mich wohl Niemand um diesen Ehrenpreis beneiden, noch darüber geneigt sein zu spötteln. Ich bin aufrichtig genug, hier zu gestehen, daß die Bewohner von Peten, die nicht übel Lust hatten, über mein Abenteuer zu lachen, die Geschichte im Orte so darzustellen wußten, als hätte Morin und ich gerade keine Heldenrolle dabei gespielt. Erfuhr ich auch, daß die guten Leute sich auf unsere Kosten etwas lustig machten, so nahmen wir dies keineswegs böse auf und lachten gar mit, wenn es zur Sprache kam. —

Sechs ganze Wochen vergingen, ehe ich wieder im Stande war, das Haus zu verlassen und mich in der Stadt umzusehen. Was im ersten Momente meinen Blick fesseln mußte, war die Pracht der Landschaft, die man von der Höhe herab genoß, wo einstens die alten Tempel der Itzaes gestanden und nunmehr eine Kirche sich erhebt. Als ich oben stand, war der Himmel wunderklar, die Wasser des Seees spiegelten sich lichtblau und die Inseln und steilen Seeufer, durch kleine Buchten eingezackt, boten ein frischgrünes Bild, das dem Auge wohl that. Nicht ist zu übersehen, daß man von diesem Punkte aus nur einen Theil des Seees beschauen kann, da von Osten her ein hohes Vorgebirge sich vorstreckt, das die Aussicht abschneidet. Nichtsdestoweniger bietet der See von diesem Punkte aus Alles, was ich mir nur hatte wünschen können.

Um auf die Insel Peten selbst überzugehen, so ist sie ovalförmig und erhebt sich allmälig emporsteigend, um in ein Plateau von Kalkfelsen auszulaufen. Großen Umfang hat die Insel nicht, denn man kann in einer viertel Stunde sie umkreisen. Beim ersten Schritt fiel mir auf, daß der Boden mit einer Masse kleiner Steine bedeckt ist; die meines Erachtens von den alten Bauten herrühren. Die Itzaes mochten ihre Gründe dafür haben, ihre Tempel auf der felsigen Höhe aufzuführen, von wo sie am sichersten die Angriffe ihrer Feinde abwehren konnten. Begreifen läßt sich aber kaum, was die Spanier bestimmt haben mag, auf den Trümmern der Indianerstadt sich anzusiedeln und sich Ange-

sichts des reizendsten Uferlandes in einem so beschränkten Kreise einzuschließen! Das Festland lag ihnen zu nahe, als daß sie auf ihrer Inselveste große Sicherheit vor Angriffen hätten finden können und dabei liegt die Insel dort zu weit ab, als daß die Spanier die Vortheile hätten benutzen können, die das Festland ihnen bieten mußte. Erwähnen muß ich, daß hier zu Lande Jeder mit dem Ruder umzugehen weiß und daß selbst die Frauen Wettfahrten im Rudern mitmachen konnten. Bedenkt man aber, daß man mit den kleinen, unsichern Canoes bei stürmischem Wetter von und nach dem Festlande fahren muß, so wird man eingestehen, daß es weit angemessener wäre, am Seeufer selbst zu wohnen, wo man Flur und Wald ohne Fährnisse genießen kann.

Die Stadt Flores ist sehr unregelmäßig gebaut und muß man auch gestehen, daß die Häuser überall hingewürfelt scheinen, so gewahrt man doch am Ende, daß sie zwei Hauptstraßen bilden, wovon die eine rings um die Insel läuft, während die andere vom See emporsteigend quer durch die Insel läuft, die sie in zwei fast gleiche Theile scheidet. Die Kirche und das Munizipalgebäude, ein ziemlich großer Bau, in dem wir wohnten, liegen auf dem höchsten Punkt der Insel. Ließe ich es mir einfallen, dem Leser beide Gebäude zu beschreiben, so würde er keinen Ersatz für die indischen Tempel finden, von denen keine Spur hier zurückgeblieben. Die Privathäuser der Einwohner sind großentheils erbärmliche Häuschen, die keine andere Oeffnung als eine einzige Thüre zeigen. Die vermeintlichen Prunkhäuser haben keinen anderen Vorzug, als daß sie mit Mörtel übertüncht sind; die meisten aber stellen gleich den Indianerwohnungen bloße Hütten dar, die mit Palmblättern überdacht sind. So wird es nicht befremden, daß der Regen häufig durchsickert, da das Balkenwerk durch Weidenruthen oder Ranken befestigt wird. Gerade solche Häuschen fielen mir durch ihre Unregelmäßigkeit auf, denn das Dach tritt uns hier in den verschiedensten Formen entgegen und es scheint, daß die Phantasie der Baumeister dabei ihr Spiel treibt. Kamine giebt es hier so wenig wie Fenster, denn die einzige Thüre dieser naturwüchsigen Bauten muß ebensowohl den Rauch hinausführen, als das Innere erhellen. Meines Dafürhaltens war die Indianerstadt, welche von den Spaniern niedergebrannt wurde, der jetzigen Stadt in jeder Beziehung überlegen, theile ich auch nicht die Meinung gewisser Archäologen, die ihr

eine Bedeutung beimessen, die sie schwerlich je gehabt. Einige Fruchtbäume, wie der Kalabassenbaum und die Anona, hie und da eine rothe Jasminpflanze, die wild in der Nähe der Hütten ihren Blumenflor entfaltet, sind das Einzige, was dem bleichen Steinboden einigen Wechsel verleiht; denn die Insel läßt sonst keine Pflanze aufkommen!

Kaufläden oder Werkstätten sind in Flores nirgends zu sehen und nicht einmal giebt es hier einen Markt, denn Jeder sorgt hier für seinen eigenen Bedarf oder er tauscht von seinen Nachbarn das ein, was er zum Essen bedarf. Braucht hier Jemand einiges Geld, so giebt er sich daran Chokolade, Brod oder Kerzen zu bereiten, womit er seine Kinder hausiren läßt, bis sie ihm Geld bringen. Selten kömmt es vor, daß Einer hier unternehmend genug ist, um eine Kuh oder ein Pferd nach Belize zu bringen, um es gegen ein Pack englischer Waaren zu verhandeln. Man begreift, daß Leute, deren einziges Streben darin besteht, ohne Arbeit leben zu können, leicht zu befriedigen sind. Ein Einwohner von Peten wird nie begreifen können, daß ein Europäer sich abmüht, um ein Vermögen zu erwerben; dafür aber haben sie freilich den Vortheil, die Mühseligkeiten nicht zu kennen, die das Jagen nach Gold mit sich bringt! Hier befinden wir uns in einem Lande, wo es schwerlich irgend Einem einfällt, eine Speculation zu wagen, um sich Reichthum zu erwerben, denn, wie gesagt, die Gewißheit, ihren Lebensunterhalt sich eben schaffen zu können, ist Alles, was sie zu ihrem Glück bedürfen und schaut man auf die reichen Fluren der Uferlande, so begreift man, daß sie für ihren Lebensunterhalt keine Sorge zu haben brauchen. Wer ein Stück Land bebaut, ist Besitzer des Landes! Wer eine Strecke Land urbar macht und sie bebaut, beutet es aus, so lange es ihm beliebt und erhebt sich einmal ein Streit über den Besitz, so weiß der Corregidor ihn sofort zu schlichten. Zur Steuer der Wahrheit muß ich indessen bemerken, daß die weite Entfernung irgendwelchen Marktes zum Verkauf der Landeserzeugnisse, verbunden mit den Schwierigkeiten des Transports, einigermaßen die Indolenz des Volkes rechtfertigen und den Mangel von Handel und Verkehr bis zu einem gewissen Grade zu erklären vermögen. „Welches Interesse, so denken sie, könnten wir daran haben, mehr zu produciren als wir hier brauchen können?“ Was ist aber die Folge davon? Wenn

einmal die Aerndte schlecht ausfällt, so gerathen sie in die schrecklichsten Nöthen, und gerade während meines Aufenthaltes zu Flores mußte ich Zeuge ihres Jammers sein. Man stelle sich vor, daß ein Fanega, so viel wie ein Centner Mais, der gewöhnlich hier zwei bis drei englische Schilling kostet, in der Stadt nicht für drei Dollar zu haben war, während er in einer Entfernung von fünf und zwanzig Stunden weniger als einen Dollar kostete und etwas weiter für einen einzigen Schilling zu haben war!

Nach Allem, was ich hier geschildert, brauche ich kaum hinzuzufügen, daß es hier keine reichen Leute giebt, denn der reichste Einwohner möchte schwerlich 5000 Dollar aufzuweisen haben. Den Vortheil hat man freilich, daß man in den Straßen von Flores vom Getöse der Dampfmaschine verschont bleibt, dafür aber desto mehr Musik hört. Sobald die Sonne untergeht und die Abendbrise Kühlung weht, ist die Stadt voller Lust und Freude, was bis tief in die Nacht hinein dauert. So fließt das Leben hier in der ungestörtesten Ruhe hin und der Bürger von Flores kümmert sich nicht um das, was die Zukunft bringen mag. Leidenschaften kennt er nicht und der Drang nach Neuem, nach Veränderung ist ihm fremd! Da die Bewohner denselben Grad von Bildung genossen und sie sammt und sonders das Vorrecht besitzen, Nichts zu thun, so besteht auch faktisch bei ihnen die vollkommenste Gleichheit in der Gesellschaft und Ansprüche, die sich auf Geburt, Kenntnisse oder Reichthum stützten, sind hier nicht zu finden!

Selten verstreicht eine Woche in der Stadt Flores, ohne daß die Töne der Marimba die Einwohner zu einem Tanze einladen, wozu es keiner besonderen Einladung bedarf, denn das Haus, wo die Musik aufspielt, steht Jedermann offen. Lustig ist es anzusehen, wie die Zuschauer sich dann haufenweise um die Thüre herumdrängen und laut ihre Kritik über die Tänzer üben. Hier sieht man den Alcalden und selbst den Corregidor mit dem gewöhnlichsten Bürger in demselben Fandango figuriren; die Mutter tanzt neben der Tochter, die Negerin giebt der Spanierin die Hand: kurz, alle Stände sind bei diesem Nationaltanze verwischt und Niemand scheut sich, daran Theil zu nehmen! Geschieht es gelegentlich, daß man einmal eine Gesellschaft zu sich einladet, so macht der Wirth des Hauses wenig Umstände: ein

Dutzend Kerzen, einige Stühle, die man von den Nachbarn sich zusammenleiht, wenige Erfrischungen, wie hier üblich ist, und ein Paar Musiker, die ihre Marimba zu spielen wissen, — dies ist die ganze Vorbereitung zum Feste. Aufrichtig gestanden, wenn man zum ersten Male an einer solchen Gesellschaft Theil nimmt, so wird man einiges Befremden über die primitiven Sitten dieses fernen Erdwinkels empfinden, denn dasselbe Glas geht von Hand zu Hand, bis es leer ist, während nur ein einziger Löffel vorhanden ist, mit dem die geladenen Gäste die eingemachten Früchte zu sich nehmen. Den Damen von Flores muß ich übrigens das Compliment machen, daß sie sich von den Mühen des Tanzes zu erholen wissen; ein Glas Rum wissen sie so gut wie ihre Partner zu leeren und sie rauchen selbst Cigarren von so starkem Tabak, wie ich nicht ertragen könnte. Meine schönen Leserinnen mögen vielleicht ein Interesse daran haben, zu wissen, wie ihre Schwestern hier sich kleiden? Kaum brauche ich daran zu erinnern, daß ein Schnürleibchen hier nicht Sitte ist, denn das Costüm der Damen ist so lustig und frei, wie das Klima es nur wünschenswerth macht. Ein Hemd von feinem Linnen- oder Baumwollenzeug, das am Halse und Armen mit grober Spitze oder einfacher Stickerei eingefaßt ist, worüber ein lustiger Ueberwurf von Musselin in der verschiedensten Farbe geworfen: — das sind die Hauptbestandtheile des Damenanzugs. Die Damen haben hier durchgängig üppiges und schönes Haar, das in langen Flechten um ihren Kopf herabwallt, die mit hellfarbigen Bändern aufgeputzt werden und mitunter auf Schulter und Nacken herumflattern. Ein riesiger Kamm, wie ein Halbmond glänzend und ein Halsband von Perlen oder kleinen Goldmünzen vervollständigen den Schmuck der dunkeln Töchter des Landes! Nicht so putzsüchtig und wählerisch wie die Damen der Havanna tragen sie denselben Anzug so lange sie nur können, denn sie würden bald ihre Mittel erschöpft sehen, würden sie bei jedem Balle ein neues Costüm sich anschaffen wollen. Bei diesen Tertullias kömmt es gelegentlich vor, daß man dem Marimbaspieler Ruhe gönnt und dann pflegen die Damen kleine Liedchen zu singen, die sie mit der Guitarre begleiten; dann währt es nicht lange und die Männer stimmen ein, was die Gesellschaft meist in die heiterste Stimmung versetzt. Hat der Gesang endlich die Gesellschaft in die rechte Stimmung gebracht,

dann spielen die Musikanten wieder auf und der Fandango beginnt, wobei auch die Zuschauer nie unterlassen, mit Hand und Fuß den Takt zu schlagen. Wer den Fandango tanzen gesehen, weiß, daß er Anfangs ceremoniös zu sein scheint, daß er aber bald die Tänzer leidenschaftlich entflammt und die Sinnlichkeit gewaltig aufregt. Wer ihn zum ersten Male sieht, auf den macht es wohl den Eindruck, als sehe er ein Ballet aufspielen, denn der Tanz stellt meist pantomimisch eine Liebesgeschichte dar: — die Geliebte sucht mit Coketterie den Liebhaber zu reizen, seine Eifersucht erwacht und sie fliegt ihm am Ende in die Arme! Daß dabei ein jeder Tänzer je nach seiner Individualität auftritt, verleiht gerade dem Tanze seinen Reiz und so ist die Behauptung gerechtfertigt, daß die europäischen Tänze, von Spanien abgesehen, nichts aufzuweisen haben, was sich hiermit vergleichen ließe.

Mir ward die Auszeichnung zu Theil, zu dem Ballfeste geladen zu werden, das die Munizipalität zur Feier eines Sieges gab, der vor Monden erkämpft wurde, ohne daß ich zu sagen wüßte, worüber man sich denn eigentlich freute. Die Elite der Stadt und Umgegend war geladen und als ich in Begleitung des Corregidor eintrat, war die Musik schon im Gange. Aller Blicke waren auf einen jungen Mann gerichtet, dessen Gesang alle Anwesenden fesselte und der sich selbst auf der Guitarre begleitete. Ich muß gestehen, sein Gesang gefiel mir, weniger aber sein selbstzuversichtliches Auftreten; im Vergleich zu den Cavalieren von Flores war er elegant gekleidet, und seine Galanterie gegen die Damen ließ mich sofort erkennen, daß er ein Fremder sei. Nachdem er eine geraume Zeit die Gesellschaft zu unterhalten gewußt, gab er den Musikern einen Wink und bot einer der Damen die Hand zum Tanze. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß er einen Fandango mit solcher Gewandtheit und Grazie aufführte, wie er zu Flores nie gesehen worden. Nicht endenwollender Beifall ward ihm zu Theil und der galante Cavalier dankte nach rechts und links dabei, mit einem gestickten Taschentuche seine schweißtriefende Stirne abwischend, worauf er sich in Mitten der Damen niederließ, die ganz entzückt von ihm schienen: „Wer ist denn dieser talentvolle Tänzer?" so fragte ich meine Nachbarin. „Es ist ein Cura (ein Pfarrer) aus Honduras, der uns mit seinem Besuche beehrt!"

Alle Welt war voll des Lobes über die feinen Manieren des „Padrecito“, wie die Damen ihn vertraulich nannten und ich fand es für gerathen, meine Empfindung zu unterdrücken. Es mag mit zur Beleuchtung der hiesigen Sitten dienen, wenn ich sage, daß Niemand hier es irgend unpassend fand, daß ein Priester und Beichtvater sich als der galanteste Tänzer uns vorgeführt! Auch mein Freund, der Corregidor, nahm durchaus keinen Anstoß daran, denn auf dem Heimwege ließ er die Bemerkung fallen: „Nicht wahr, der Padrecito ist ein eleganter Tänzer? Es freut mich, daß unsere jungen Leute etwas von ihm gelernt. Sagen Sie mir aber, Señor, Ihre Padres in Europa, die verstehen es doch besser?“ Ich hielt es nicht für rathsam, meinem guten Freunde zu sagen, wie man mit seinem Padrecito bei uns umspringen würde und so schwieg ich wohlweislich.
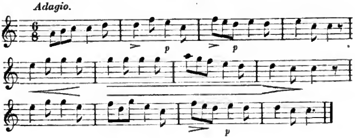
Es mag hier am Orte sein, die Marimba, das hier heimische Instrument zu beschreiben. Sie ist aus Holz geformt und man weiß ihr harmonische Töne zu entlocken. Sie besteht nämlich aus einer Reihe senkrechter Röhren von verschiedener Weite und Länge, die gleich der Sirinx oder Pans-Pfeife an ihren oberen Enden offen sind. An der Basis sind diese Röhren gerundet, dazu mit einer kleinen Seitenöffnung versehen, über die eine dünne Membran, ähnlich dem Goldschlägerhäutchen, sich wegzieht. Ueber jeder Röhre, die auf gespannten Saiten an den Enden ruht, finden sich kleine Stäbe von hartem, tönenden Holze und die Laute werden dadurch hervorgerufen, daß man auf diesen Stäben mit kleinen elastischen Zuckerrohr- oder Fischbein-Pritschen schlägt, an deren Enden sich ein Gummiball befindet. An diesen primitiven Instrumenten ist kein Nagel noch Wirbel zu finden, denn alle Theile des Instruments werden durch Schnüre zusammengehalten. Die Größe der Marimba ist eine sehr verschiedene; die am Meisten gebräuchliche zählt zwei und zwanzig Röhren, welche drei Octaven darstellen, die halben Töne abgerechnet. Das Holz, das zu den ebenerwähnten Resonanzstäben angewandt wird, heißt bei den Eingebornen Chactecoc; für die Röhren wird rothes oder duftiges Cederholz verwandt.

Noch ein anderes Saiteninstrument beobachtete ich hier, das aber noch gröberer Art ist und von den Lacandonen zu stammen scheint. Es ist nämlich eine Art Mandoline, welche die Form
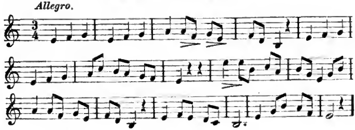
eines abgestumpften Kegels hat. Es ist nichts weniger als wohltönend und es hat nur eine einzige Saite, die viermal über den Steg gezogen ist. Auch die Marimba ist indianischen Ursprunges, doch glaube ich, daß sie eher aus der Provinz Vera paz als aus Yucatan stammt, wo sie heute noch unbekannt ist. Die Marimba wird mit beiden Händen, wie das Klavier, gespielt und ich glaube wohl, daß sie von unseren Instrumentenmachern wesentlich vervollkommnet werden könnte. Es steht fest, daß ohne die Marimba man in Flores nicht froh sein kann, denn wo ist sie hier nicht zu finden? Ohne die Marimba giebt es keine Serenade, bei der Tertullia bildet sie das ganze Orchester und in der Kirche vertritt sie die Orgel. Ohne Uebertreibung darf ich versichern, daß dieses Instrument an Klarheit des Tones dem Piano bei weitem überlegen ist. Nur der Marimba ist es zu verdanken, daß die Bevölkerung von Peten so guten, musikalischen Geschmack hat, denn sie spielen auf dem Instrumente nicht blos ihre Nationalmelodien, sondern sie haben eine Masse von Melodien erfunden, die sie mit den geschmackvollsten Variationen zu spielen wissen. Ich muß bekennen, daß ich auf meiner ganzen Reise in Central-Amerika nie so gute Chöre aufgeführt gehört, wie zu Flores, und es war bei meinem langen Leiden ein wahrer Trost für mich, am Abend den Harmonien zu lauschen, die vom Seeufer her emportönten und mich oft genug in Schlummer einwiegten. Ich fand Gelegenheit, einige dieser Melodien niederzuschreiben und theile sie mit, damit man sich über die musikalische Befähigung der Peten-Bewohner ein Urtheil bilden möge. Die Melodien von Peten haben keine so melancholische Färbung wie jene spanischen Ursprungs. Was die Indianer betrifft, so besitzen dieselben auch Nationalmelodien, die sehr alt sein mögen, die sie aber sehr ungern von Fremden vernehmen lassen. Nur eine einzige dieser Melodien war ich so glücklich, zu erhalten, die von den Gebirgsindianern von Vera paz herzurühren scheint. Nach der Tradition stammt diese Melodie, die bei den Indianern „Malinche" heißt, aus der Zeit, wo die Nationen Central-Amerikas in ihrer Blüthe standen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Indianermädchen, das dem Heere von Cortez als Führerin nach Mexico diente und dann die Geliebte des Eroberers wurde, den Namen „Malinche" trug. Wie ich hörte, ist diese Melodie bei den Lacandonen sehr beliebt, die sie

auf der Chirimiya, einer Art Doppelflöte, die der Clarinette ähnlich ist, zu spielen wissen.
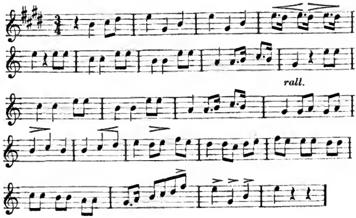
Malinche.
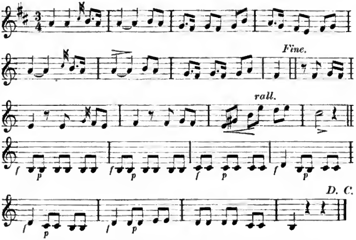


Melodie von Peten No. 1.



Melodie von Peten No. 2.



Melodie von Peten No. 3.



— Seit den Tagen, wo Don Martin de Ursua die Insel mit Sturm nahm, hat Peten kein Waffengetöse mehr gehört, denn die politischen Stürme, die Guatemala heimgesucht, haben kaum ein Echo hier gefunden. Niemand kümmert sich hier sehr um die Regierungsform noch um die Personen, die sich an die Spitze der Gewalt geschwungen, denn die Schlagwörter der Politik, die an den Küsten des atlantischen Meeres und in Nordamerika die Geister in Bewegung setzen, lassen die Leute hier kalt! Spanier unter ihren Vicekönigen, Mexikaner nach der Unabhängigkeitserklärung der Colonien, dann Föderalisten und nunmehr Bürger einer unabhängigen Republik: — schlagen die Einwohner sich immer auf die Seite der siegenden Partei, ohne sich am Kampfe je zu betheiligen. Sie geben Alles der väterlichen Regierung ihrer Corregidores und Alcalden anheim, die alle Macht in sich vereinigen, und schon der Namen des Städtchens spricht für den friedfertigen Sinn seiner Bewohner. Cirillo Flores fiel als Vice-Präsident der Republik im Jahre 1826 als ein Opfer der Volkswuth, die im Jahre 1826 zu Los Altos von den Priestern und deren Anhang angefacht worden war. Als später die liberale Partei, zu der er gehörte, wieder an die Gewalt gekommen, suchten sie sein Andenken dadurch zu ehren, daß sie gerade der Stadt, die nie durch einen politischen Mord be-

fleckt worden, seinen Namen verliehen! Ich fand selbst Anlaß, Zeuge der Gleichgültigkeit zu sein, mit der das Volk die Kunde von dem Bruche des Bundesvertrags vernahm, und ich darf nicht verschweigen, daß die Kunde von der Unabhängigkeitserklärung der Republik erst nach vierzehn Wochen nach der Hauptstadt des Bezirks gelangte, was die Langsamkeit der Verbindung im Innern beweisen mag. Wie gesagt, das Land genießt der vollkommensten Ruhe und das Volk lebt in tiefer Unwissenheit über Alles, was sonst in der Welt vorgehen mag. Bei alledem ist es das gastlichste Land, das ich je kennen gelernt und niemals werde ich die Menschenfreundlichkeit vergessen, die man mir hier erwiesen. Allerdings trägt die Gleichheit in Bildung und Verhältnissen dazu bei, die schöne Eintracht unter der Bevölkerung zu erhalten, denn Eigenliebe und Neid, die Todfeinde aller Eintracht, finden zu Flores keine Nahrung. Nicht will ich unerwähnt lassen, daß die Leute hier aufrichtig genug waren, mir ihre Unwissenheit einzugestehen und Manche von ihnen baten mich, sie zu belehren. Nur zu bald aber fand ich, daß es an allen Grundlagen bei ihnen fehlte und daß der Mangel an geistiger Thätigkeit ihre Fassungskraft ganz gelähmt hat. Nicht zu vergessen ist, daß die Bevölkerung des ganzen Bezirks sich durch die Reinheit ihrer Sitten auszeichnet und daß Verbrechen gegen Person und Eigenthum hier nicht bekannt sind.

Mein Fieber hatte sich zu meinem Glücke endlich verloren und so wünschte ich einmal den Versuch zu machen, ob ich wieder meine Forschungen aufnehmen könne und so entschloß ich mich denn bald in Begleitung meines Freundes, des Alcalden, eine Rundfahrt um den See zu machen, was ich während meiner Krankheit mir schon vorgenommen hatte. In früher Morgenstunde fuhren wir bei köstlichster Luft von dannen; die ganze Natur trug für mich eine rosige Färbung. Nicht müde konnte ich werden, Alles zu bewundern, was der See mir Neues bot. Die Transparenz des Wassers, die Seepflanzen, die grünen Inseln und waldigen Ufer und dazu die luftige Perspektive der Vorgebirge: Alles erfüllte mich mit Entzücken! Allein gerade im Momente, wo wir vom Ufer abfahren wollten, ließ mich der Ton der Trauerglocke der Kirche erbeben, denn ich ahnte, daß ein armer Fremder, ein Engländer aus Belize, dem das Handelsglück nicht hold gewesen und der vor der Zudringlichkeit seiner

Gläubiger sich flüchten mußte, ein Opfer des Klimas geworden. Er hatte vor wenigen Tagen, als er sich krank fühlte, meinen Rath in Anspruch genommen; doch wußte ich kein Mittel für sein Leiden, dessen Opfer er geworden. Den ganzen Tag schwebte mir das blasse Gesicht des Unglücklichen vor den Augen, und wohl hatte ich meinem Geschicke zu danken, daß ich so wunderbar davon gekommen.

Nur wenige Schritte vom Ufer senkte sich der Boden des Seees schon rasch hinunter, so daß das Wasser sich bald sehr vertieft, eine Eigenthümlichkeit, die mich an die Bildung der Seeen vulkanischen Ursprungs erinnerte, wie wohl hier Nichts schließen läßt, daß Feuer einstens hier seine Wirksamkeit geäußert, denn die Hauptelemente des Bodens bestehen hier in grobem Kalkstein, Gyps und Kiesel. Das Seebecken ist durch bewaldete Hügel umschlossen, während auf seiner Oberfläche sich kein Schilfrohr blicken läßt, mit Ausnahme etwa mancher Uferstellen, wo die schöne, weiße Nymphaea, ganz ähnlich jener von Palizada, wahrzunehmen ist. Wenn es Mangel an Lebensmitteln giebt, sammeln die armen Leute die Körner dieser Pflanze, aus der sie, wie die Egypter und Chinesen, Brod machen, das freilich wenig nahrhaft und geschmacklos ist, obwohl es leicht adstringirende Eigenschaften hat. So weit das Auge nur reicht, ist der Boden des Seees mit Schilf überzogen und die Conservaceae und sonstigen Wasserpflanzen in der Tiefe bieten den Krokodilen ein Asyl.

Wir waren noch nicht weit gefahren, als der Alcalde meine Aufmerksamkeit auf den schönen Anblick lenkte, den Flores, vom Wasser aus gesehen, dem Beschauer bietet. Ich muß gestehen, es war ein bewundernswerthes Bild! Das Laubwerk der Bäume verhüllt dann unserem Blicke den dürren Boden wie den Schutt, der sich auf den Abhängen des Felsens gesammelt. Selbst die ärmlichsten Hütten bieten in der Entfernung einen malerischen Anblick und die dürftigen, am Ufer zerstreuten Kakaobäume machen selbst einen geschmackvollen Eindruck. Mit einem Worte, hier bewährte sich wieder das Sprüchwort, daß die Entfernung Alles in einem Zauberlichte erscheinen läßt. Paßt dieses Wort nicht auch auf unsern Lebensweg und ist es nicht ein ganz ähnliches Phänomen, das unserer Phantasie der Vergangenheit und Zukunft weit größeren Reiz verleihen läßt, als der Gegenwart?

Wir fuhren weiter und besuchten selbst einige ganz unbebaute Inseln, deren Boden wohl geschaffen wäre, um die Einwohner von Flores mit Früchten und Vegetabilien zu versehen, wenn sie nur sich die Mühe gäben, hier den Boden urbar zu machen, bis wir endlich das steile Vorgebirge erreichten, welches den See in zwei Becken von ungleicher Größe theilt. Hier und da gewahrte ich, daß der Uferboden Spuren von Cultur zeigte, aber es überwog bei Weitem die wilde Vegetation, die sich durch die reichste Entfaltung der Bananen und das Blaßgrün des Zuckerrohrs bemerklich machte. Von hier aus fuhren wir in eine ziemlich versteckt liegende kleine Bucht, wo wir landeten, um über Felsengrund hinweg uns nach einer Gruppe von Hütten zu wenden, wo angeblich die wichtigste Industrie des Landes ihr Lager aufgeschlagen haben sollte; ich unterlasse nicht zu bemerken, daß ich auf unserem Wege eine Ingaart fand, deren Schoten hier als Farbstoff dienen. Sollte man es glauben, daß wir hier blos landeten, um die Art und Weise zu beobachten, wie hier das Zuckerrohr bearbeitet wird? Das Ziel unserer Wanderung war nämlich eine Zuckermühle, in welcher der bei weitem größte Theil des hier verbrauchten Zuckers gewonnen wird. Der Leser wird sich leicht einen Begriff von der Maschinerie machen, wenn ich ihm sage, daß wir zwei aus hartem Holz geformte Cylinder beobachteten, die senkrecht einen dritten Cylinder in der Mitte hatten, der durch einen langen Schaft in Bewegung gesetzt ist, welcher durch zwei Ochsen getrieben wird, die unter der Leitung eines kleinen Knaben arbeiten. So ist eine centralamerikanische Zuckermühle beschaffen, die hier „trapiche de azucar“ heißt. Das Zuckerrohr, das mit den Händen hineingesteckt wird, läßt den süßen Saft in einen Trog hinunter laufen, nachdem es durch die sich drehenden Cylinder ganz ausgepreßt worden; dieser Trog ist aus einem einfachen Baumstamme gezimmert und läßt den Zuckersaft dann durch eine Oeffnung in Kessel auslaufen, in denen er sich verdichtet. Es versteht sich von selbst, daß dieser Zucker noch ganz unrein ist, doch wir der in Quadratstücke, je von drei Pfund Schwere, geformt, die in der Umhüllung von trockenen Maishülsen oder Pisangblättern unter dem Namen: „Chancaca“ auf den Markt gebracht werden. Dieser Zucker schmeckt wie Melasse; wird er aber raffinirt, so kommt er dem besten Zucker der Welt gleich. Leider versteht man hier aber

nicht das Raffiniren, was nur an wenigen Orten der Staaten Tabasco und Guatemala, wenn auch nicht ganz vollkommen, betrieben wird.

Ich muß gestehen, nach der Vorstellung, die ich mir von der Indolenz der Einwohner gemacht, war diese winzige Zuckermühle für mich ein industrielles Phänomen! Wir gingen wieder zu Schiffe und umfuhren dann das Vorgebirge, wo wir ein Wunderbild vor uns sahen! Man stelle sich einen See vor, in dessen Wellen die Morgenstrahlen spielen, ringsum von den blühendsten frischen Waldungen eingerahmt, so daß nichts mich daran erinnerte, daß wir dem Aequator so nahe waren. Hätte ich nicht gewußt, wo wir wären, so hätte ich geglaubt, in Europa mich zu befinden, denn Nichts trug einen tropischen Charakter! Die indianischen Dörfer San Andres und San José, die freilich anderthalb Stunden vom See abliegen, konnte ich klar erkennen; sie liegen auf dem sanften Abhange eines Hügels und mögen jedes eine Bevölkerung von 5000 Seelen zählen. Ueberraschen mußte es mich freilich, daß ich keine Spur von Bodenkultur gewahrte und dazu hörte ich kein Ruder rühren, so daß es mir vorkam, als wären die Indianer in Schlaf versunken. Wie der spanische Chronist Cogolludo uns erzählt, waren diese Seeufer einstens von einem der tüchtigsten Stämme der Itzaes bewohnt, nämlich von den Coboxes, doch ihre entarteten Nachkommen leben heute im Müßiggange und der Genuß geistiger Getränke ist ihr einziges Thun und Treiben. Von dem Punkte aus, wo wir anlegten, gewahrten wir in nordöstlicher Richtung zu eine flache, brachliegende Insel, die größer als die Insel Flores zu sein schien. Was mich überraschte, waren die großen Bäume, welche die Insel beschatteten und man versicherte mir, daß dort keine Ruinen zu finden, obwohl sie früher bewohnt gewesen. Während ich in meine Betrachtungen versunken war, wußte der Alcalde mir davon zu erzählen, wie mitunter der See in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt würde, denn sobald die Nordostwinde vom atlantischen Meere aus die Wolken nach Peten jagen, dann entfärben sich die Wasser des Seees, die Ufer werden durch die Wogen unterwühlt und man möchte meinen, man wäre dann auf dem Ocean. Wehe dem armen Schiffer, der bei einem solchen Orkane in seinem gebrechlichen Fahrzeuge auf dem See sich befindet. Nimmermehr sieht er das Land! Wenn der Sturm vorüber,

dann sieht man wohl sein Canoe hin und her treiben, aber seine Leiche bergen die Wasser für immer, ohne der Alligatoren zu erwähnen, die auch an den hiesigen Küsten hausen. Katastrophen dieser Art sind leider häufig genug und selten vergeht hier ein Jahr, wo nicht Bewohner der Nachbarschaft ein Opfer dieser Stürme werden. Zur Zeit der Herrschaft der Itzaes führte der schöne See den Namen „Nohuken,“ was so viel heißt als: „er hat viel Durst!“ Möglich, daß die Thatsache, daß der See keine Verbindung mit einem Flusse hat und für sich abgeschlossen scheint, den Schlüssel zu dieser Bezeichnung liefert.

Freilich wird der See in spanischen Chroniken als See von Itza, als See der Lacandonen, und als See von Peten bezeichnet. Meines Dafürhaltens aber verdient der See nur den Namen Itza-See, denn die Lacandonen wohnen ganz anderswo und der Bezirk von Peten hat noch ganz andere Seeen aufzuweisen. Der Theil des Seees, in dem die Insel Flores liegt, ist gegen drei Stunden lang und dreiviertel Stunden breit, während der jenseit des Vorgebirges liegende Theil des Seees zwischen zehn bis zwölf Stunden in der Länge hat und gegen fünfviertel Stunden in der Breite. Der See mag einen Umfang haben von sechs und zwanzig Stunden, während er durchgängig gegen dreißig Klafter tief ist. So viel man weiß, giebt es keine Flüsse noch Bäche von Bedeutung, die ihr Wasser in den See ergießen, doch ist nicht zu übersehen, daß bei anhaltender Dürre die Wasser nicht sehr fallen, obwohl beim Anschwellen der Wasser die auf den Niederungen der Floresinsel liegenden Häuser oft genug gefährdet werden. Die Ufer sind von einem Saume kalkhaltiger, ungleicher Hügel umgeben, die mehr oder minder kieselhaltig sind. Hinzufügen muß ich noch, daß sich östlich des Itza-Seees noch mehrere kleine Seeen finden, die sich nach dem Rio Hondo hinziehen und öde, fast unbekannte Striche bewässern. Diese Seeen bilden eine Wasserverbindung, die zur Regenzeit ununterbrochen scheint, was vielleicht einmal dazu beitragen kann, Peten mit dem atlantischen Meere in leichtere Verbindung zu bringen.*)

*) Das Ostende des Itzasees ist nur eine halbe Stunde von dem Sacpeten-See getrennt; von hier bis zum See Macanche sind nur zwei Stunden und von diesem Punkte aus bis zum See Yax-haa sind nur zwölf Stunden über

Wir fuhren lange genug auf dem See herum, um den großartigen Eindruck zu empfinden, den er bietet, doch empfand ich bald, daß ich meinen Kräften etwas zu viel zugetraut und daß es gerathen wäre, nach Flores zurückzusegeln. Auf der Rückfahrt hatten wir das angenehme Begegniß, einem ganzen Zug von Silberfischen zu begegnen, die hier zu Lande „Cilis" heißen. Der Fisch wird zu Flores nicht gegessen, denn man hält ihn für ungesund, angeblich, weil er unter der Haut eine milchige Flüssigkeit absondert, was meines Erachtens aber ein bloßes Vorurtheil ist. Möglich, daß der bitterliche Geschmack des Fischfleisches der Meinung Vorschub geleistet. Diese Fischart durchschwärmt den See in zahllosen Zügen und bei alledem fiel es mir schwer, einen Fisch zu beobachten, denn mit der Angel läßt er sich nicht fangen und Netze kennt man hier nicht. Die Fischer fangen ihre Fische durch Speere und ließen sich theuer genug von mir ihre Mühe bezahlen.*) Nicht will ich vergessen, daß wir einen zweiten, sehr flüchtigen Ausflug nach dem entgegengesetzten Ufer machten, um uns die Jobitsinal-Höhle anzusehen, welche mit wunderschönen Stalaktiten ausgeziert ist. Die Bewohner von Flores bilden sich ein, es wäre die schönste Höhle von der Welt und sie wandern oft genug hin, um die Tropfgebilde zu bewundern, die nichts Auffallendes bieten.

Der Peten-Bezirk bildet in geographischer Beziehung einen Theil von Yucatan, von dem es gewissermaßen den höchst gelegensten Theil darstellt, und seine Geschichte und Bevölkerung gehört eigentlich auch diesem Staate an. In die Augen fällt zunächst, daß denselben nicht hoch sich erhebende Bergrücken ebensogut Peten wie Yucatan durchziehen, daß man durch dieselben Thäler hingelangt, während das eigentliche Yucatan nur durch Riesenwaldungen von Peten geschieden ist. Werfen wir dagegen einen Blick auf Guatemala, zu dem Peten heute in politischer Beziehung gehört, so sehen wir sofort, daß sich zwischen beiden Ländern ein steiler Rücken der Cordilleren hinzieht, der wie ein

---

Sumpfboden zurückzulegen. Letzterer See liegt unweit des Sacnap, der häufig mit dem Rio Hondo in Verbindung kommt, der bekanntlich bei Belize in das Meer strömt.

*) Der Cilisfisch gehört zur Chataessus-Species, die zur Familie der Salme gehört; meines Dafürhaltens ist der Cilis des Itza eine ganz neue Species.

natürlicher Wall sich emporhebt. Selbst für Maulesel ist dieser Bergrücken unzugänglich und die Folge davon ist, daß aller Handelsverkehr zwischen beiden Ländern durch das Gebirge gehemmt wird. Hierzu kommen noch unpassirbare Bergströme und undurchdringliche Waldungen, die natürlich dazu beitragen, ein Land von der Welt abzuschließen, das weder durch Handelsverkehr noch politisches Interesse mit den südlich gelegenen Staaten verbunden ist, mit deren Bevölkerung es auch durchaus keine Stammesverwandtschaft hat. Aus der spanischen Kriegsgeschichte erfahren wir, daß Don Martin de Ursua, nachdem er sein eigenes Vermögen sowohl wie das seiner nächsten Freunde bei Bewältigung des Landes erschöpft hatte, in die größte Verlegenheit gerieth, als es galt, die eroberten Territorien zu organisiren. Er hatte keine andere Wahl, als den Staat Guatemala aufzufordern, Besitz von dem Lande zu nehmen und alle Kosten der Verwaltung damit zu übernehmen. So ist es erklärlich, daß Peten zu Guatemala geschlagen wurde, ohne daß man aber sagen könnte, daß die Annexion des Landes eine vollkommene je gewesen, denn der Clerus von Peten wird immer vom Bisthum von Merida eingesetzt. Dem Beobachter fällt es sofort in die Augen, wie verschieden die Sitten der gastlichen und menschenfreundlichen Bewohner von Peten sind im Vergleich mit der abstoßenden Rohheit der Indianer von Vera paz, die einen ganz verschiedenen Dialekt sprechen und von ganz anderen Stämmen entsprossen sind.

Was das Land Peten besonders gegen den Mittelpunkt des Landes hin charakterisirt, ist der Umstand, daß sich hier eine Unzahl bewaldeter Hügel fortziehen, die mit Savannen beständig wechseln, was dem Lande einen sehr gefälligen Anblick verleiht. Zieht man aber weiter nach Südwesten hin, so begegnet man wirklichen Bergzügen, den Ausläufern von Cajabon. Aus diesen Bergen gerade entspringen unweit von Dolores die Flüsse Usumasinta und Machaquilan, nicht minder der Mopan-Strom und andere minder bekannte Flüsse, die von den entgegengesetzten Bergabhängen hinunterströmen. Von diesem Punkte nämlich strahlen die Quellen nach allen Richtungen hin und sind diese Hügelketten auch nur in mäßigem Niveau über die Meeresfläche erhaben, so strömen ihre Wasser doch nach beiden Weltmeeren hin, in ihrem Laufe Einöden durchströmend, die den Einwohnern von

Peten selbst noch unbekannt geblieben. Als Beitrag zu ihrer dürftigen Kunde des Landes mag dienen, daß sie erst kurz vor meiner Ankunft in der Nachbarschaft von San Luis einen großen, schönen Strom entdeckt, von dem sie früher keine Ahnung gehabt. Hatten auch einige unternehmungslustige Männer von Flores Anfangs den Plan, den Lauf des Stromes zu erforschen, so ließen sie die Sache doch liegen, was bei der Indolenz, die hier vorherrscht, nicht befremden kann! Der Boden des Landes ist ein sehr fruchtbarer, denn ohne Düngung zu bedürfen, giebt er jährlich zwei Maiserndten, die zweihundertfältig die Saat lohnen. Neben dem gewöhnlichen weißen Mais, der vom März bis Mai, binnen 90 Tagen, reift, wird noch eine andere Maisart gezogen, die binnen sieben Wochen schon ihre Erndte giebt. Kakao, von der besten Qualität, wächst wild in den Wäldern von Peten, besonders reichlich aber in den Wäldern von San Luis; ebenso gedeiht Taback von feinstem Dufte hier und selbst in den Straßen von Flores wächst er im Ueberfluß. Der Kaffeebaum trägt schon im ersten Jahre und Vanille und Tabascopfeffer erfüllen die Waldungen mit ihren Düften. Kobalgummi, der Naba, Guajakholz, Farbhölzer der verschiedensten Arten, Sassaparille und eine Masse anderer Pflanzen, deren Samen, Rinde und Wurzeln im Handel geschätzt werden, sind überall hier zu finden. Natürlicher Weise wird das hiesige Vieh, das über das ganze Jahr hindurch auf immer grünen Savannen weidet, sehr geschätzt und in Belize gut bezahlt. Anzuerkennen ist, daß die Colonialregierung einstens Peten in dieser Beziehung zu würdigen wußte und darum mehrere großartige Hacienda's für Viehzucht anlegte, was zum Flore des Landes wesentlich beitrug, aber leider seit geraumer Zeit auch wieder abgenommen hat. Zur Zeit der spanischen Regierung war Ochsenfleisch hier im Ueberflusse zu finden, während Milch, Butter und Käse zum gewöhnlichen Lebensunterhalte zählte, während sie jetzt zu den Luxusgegenständen zählen. Zu jener Zeit waren noch die Pferde von Peten sehr geschätzt, zumal wegen der vermeintlichen Härte ihres Hufes, so daß man sie nicht zu beschlagen pflegte. Was war aber die Folge der gewaltsamen Losreißung der Colonien vom Mutterlande? Habsüchtige Speculanten, die sich anmaßten, im Namen der neuen Regierung zu handeln, wirthschafteten so jämmerlich, daß die großen Viehheerden, die man mit so vieler

Sorge gezogen und gepflegt hatte, bald vergeudet wurden und verschwunden sind! Wohl darf ich sagen, daß die Bevölkerung von Peten diesen Verlust noch nicht zu verschmerzen gelernt, und daß sie ihre jetzigen Freiheiten gerne für ihr früheres Loos preisgäbe.

Seiner isolirten Lage ungeachtet wird Peten von vier großen Verbindungsstraßen durchschnitten, die von Flores als Mittelpunkt auslaufend fast in der Richtung der vier Himmelsgegenden sich hinziehen, nämlich: nach Yucatan nordwärts, indem die Entfernung nach Merida 163 Stunden beträgt; in östlicher Richtung nach Belize, das 44 Stunden davon entfernt liegt, in südlicher Richtung nach Guatemala, welches 156 Stunden fern ist und endlich westwärts nach Tabasco, wohin man 138 Stunden zurückzulegen hat, um nach Campesche zu gelangen. Für solche, die einmal nach diesem fernen Lande einen Ausflug beabsichtigen, mag der Wink von Interesse sein, daß die Straße nach Yucatan minder einsam und nicht so dicht bewaldet ist als der Weg nach Campesche, über den ich nach Flores gezogen. Nur in der ersten Woche hat der Reisende fast ganz wasserlose Einöden zu durchziehen, bis er am siebenten Tage nach dem Dorfe Conception gelangt, von wo aus aber bewohnte Gegenden durchzogen werden, bis man nach Merida gelangt. In dieser Richtung hin nimmt sich das Territorium von Peten als ein spitzes, weit in das Innere von Yucatan vorspringendes Dreieck aus, dessen letztes Dörfchen, Nohbecan genannt, unter der Botmäßigkeit von Guatemala steht und zehn Tagereisen fern von Flores und sechs Tagereisen von Campesche entfernt liegt. Erinnern wir uns dessen, daß diese Lande einstens unter der Herrschaft der Itzaes gestanden, in deren Rechte Guatemala eingetreten, so ist es erklärlich, daß diese Verhältnisse im Laufe der Zeiten also geblieben, wie wenig sie auch das Beste des Landes fördern mögen.

Fünf und dreißig Jahre mögen es her sein, daß Einwohner von Peten, die den Mopanfluß entlang nach Osten zogen, nicht wenig überrascht wurden, als sie seewärts eine Stadt antrafen, von der sie auch keine Ahnung gehabt, denn sie hatten noch kein Sterbenswörtchen von der englischen Colonie Belize gehört. Als sie bei ihrer Rückkehr die Kunde davon brachten, beschloß die Localregierung sofort eine Straße zwischen Flores und Belize zu

eröffnen.*) Die Engländer nahmen freilich den Vorschlag nicht sonderlich auf, denn sie kümmerten sich kaum um Leute, die wenig produziren und noch weniger brauchten.

Es scheint, daß diese Voreingenommenheit gegen Peten jahrelang andauerte, denn obwohl die Einwohner von Peten eine neue Straße angelegt, welche die Reise nach Belize um drei Tage abkürzt, so zeigten sie wenig Erkenntlichkeit dafür. Die Engländer behaupten sogar, daß die Leute von Peten nichts anderes im Auge hätten, als sie zu betrügen, eine Behauptung, über deren Begründung ich mir kein sicheres Urtheil erlaube, obschon sie vielleicht Recht haben mögen, wenn wir erwägen, daß Leute von Peten ziemlich Kindern gleichen, die keine festen Grundsätze haben und denen ein richtiges Urtheil über die Pflichten des Handelsverkehrs wohl abgehen mag.

Die alte Straße nach Belize zieht sich den Strom Mopan entlang nach Norden hin, während die neue Straße nach Belize gerade durch den Wald ostwärts sich hinzieht. Nach sechstägiger Fußwanderung gelangt man zum ersten Banco; so nennen die Spanier die englischen Stationen an den Ufern des Mopan und von diesem Punkte aus fährt man mit einem Canoe weiter, so daß man binnen zehn Tagen nach Belize gelangt. Ein Blick auf unsere Karte wird genügen, um zu erkennen, wie bewunderungswürdig Belize gelegen ist. Von dem Punkte an, wo der Mopan aufhört schiffbar zu sein, braucht man nur noch drei Tage, um nach dem San Pedro-Strom zu kommen. In den dazwischenliegenden Gegenden sind keine ernstlichen Hindernisse zu bewältigen, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß bei sorgfältiger Erforschung der Seeen man Mittel finden würde, um beide Ströme direct zu verbinden, wodurch der mexikanische Meerbusen und die Bay von Honduras fast durch ein fortlaufendes Wassernetz verbunden wäre. Freilich mag die Einöde der dazwischenliegenden Gegenden, die ganz menschenleer sind, das Interesse an einer directen Wasserstraße sehr schwächen. Wie die Straße nach Guatemala beschaffen, werden wir im Verlauf meiner Erzählung

*) So viel man hört, kannte die spanische Regierung freilich schon in Mitte des vorigen Jahrhunderts die englische Colonie, die sie verjagen wollte. Es scheint aber, daß die folgenden Generationen die Erinnerung daran verloren hatten.

erfahren; nur so viel sei vorläufig bemerkt, daß sie länger und schwieriger ist als die anderen Wege. Aus dem Gesagten wird erhellen, daß man durch eine mehr oder minder lange Wildniß ziehen muß, in welcher Richtung auch man von Peten fortkommen will. Abgesehen von dem so schlechten Zustande im Innern, muß dieser Umstand allein die Entwickelung des Territoriums auf lange Zeit hemmen, denn fast unmöglich scheint das Unternehmen, einen beträchtlichen Export der Landesprodukte nach dem Norden hin durchzuführen, wo die natürlichsten Absatzwege zu finden wären; dagegen ist die Straße nach Guatemala für den Handel gar nicht zu benutzen. Wie ich schon früher berührt, schiene ein bequemerer Markt für die Produkte des Landes in der Richtung von Belize wohl denkbar, es sei denn, daß man in den bisher durchforschten Gegenden nach Südwesten hin bequemere Verbindungen mit Isabal oder der Bay von Honduras fände. Würden nur einige Dörfer an der jetzt öden Straße nach Mopan angelegt, so würde schon viel gethan sein, um Peten aus seiner jetzigen Abgeschlossenheit herauszureißen und seine natürlichen Hülfsquellen zu entwickeln. Nicht darf ich unerwähnt lassen, daß der Rio San Pedro für die Verbindung von Peten mit Tabasco von der höchsten Bedeutung werden kann, erwägt man, daß dieser Fluß in einer Entfernung von zwölf Stunden von Sacluc und schon drei Stunden vom Itza-See schiffbar wird, so daß schon die Natur den Weg zur Verbindung beider Länder vorgezeichnet hat.

Das Klima von Peten ist ein trockenes und wohl darf ich sagen, daß es das gesundeste der Länder ist, die von den Spaniern unter dem Namen Tierras calientes zusammengefaßt worden. Wenn die Regenzeit aber eintritt, leiden die Leute hier durchgängig an Dyssenterie und ähnlichen entzündlichen Zuständen, die in Folge der Unwissenheit der Bewohner sehr häufig tödtlich werden. Sollte man es glauben, daß in dem ganzen Bezirke kein Arzt noch Apotheke zu finden ist? So pflegen die Leute hier sich selbst zu behandeln und nehmen bei Diarrhöe gewöhnlich zu Ipecacuanha ihre Zuflucht und hilft dies nicht, so nehmen sie Salpetergeist mit Tamarindenwasser. Ist ihr Magen nicht gut im Stande, so pflegen sie schleimige Getränke einzunehmen, die sie aus Caktusblättern bereiten. Beim Wechselfieber unterlassen sie nicht schwefelsaures Chinin zu gebrauchen, das

freilich hier schwer zu bekommen ist; diese Fieber sind im März und April hier am häufigsten, da die Flüsse alsdann durch die Hitze sehr ausgetrocknet werden und auf ihr niedrigstes Niveau herabsinken. Dies sind so ziemlich die Hauptkrankheiten, von denen die Einwohner heimgesucht werden, obwohl mitunter auch von Belize contagiöse Krankheiten eingeschleppt werden, über deren Auftreten die Leute hier sich keine Rechenschaft geben können. Oft genug wurde ich hier von Kranken zu Rathe gezogen und obwohl ich nicht so glücklich war, einen Einzigen zu kuriren, kam ich bald in den Ruf, ein berühmter Arzt zu sein.*)

Wie hätten diese guten Leute auch hier in Künsten und Wissenschaften voran kommen können, wo sie buchstäblich von der ganzen Welt abgeschlossen leben? Ihr ganzer Unterricht beschränkt sich auf Lesen, Schreiben und die ersten Regeln der Arithmetik, wofür der Schulmeister monatlich für jeden Schüler das bescheidene Honorar von anderthalb Realen (gegen 18 Cents) er-

*) Für den Sachkundigen mag die Bemerkung von Interesse sein, daß unter den Tropen in Folge des Einflusses der anhaltenden Hitze das Zellgewebe seine Contractilität verliert, wodurch insbesondere die Circulation der Lymphgefäße in den unteren Extremitäten leidet; die Folge davon ist, daß Wunden und Contusionen an den Füßen schwer heilen. Während die Energie des Muskelsystems sehr geschwächt wird, nimmt dagegen die Reizbarkeit des Nervensystems so zu, daß die winzigsten Wunden sehr schmerzlich werden und hier leicht Starrkrampf eintritt, gegen den es kein Mittel giebt. Bei der Dyssenterie wenden die Aerzte von Guatemala meist Brechmittel an und suchen auf die Leber zu wirken, in der sie den Grund des Uebels suchen. Jedwede plötzliche Erkältung ist in diesem Klima bedenklich und vor Allem hat der Ausländer dafür zu sorgen, seine Haut warm zu halten, und plötzliche Unterdrückung des Schweißes zu vermeiden. Bemerkenswerth ist, daß ich zu Peten so wenig wie in den anderen Küstenländern des atlantischen Meeres Leute mit Kröpfen sah, obgleich die Kröpfe in gewissen Strichen der stillen Meeresküsten heimisch sind. Diese Krankheit scheint hier erblicher Natur und keine Race bleibt davon verschont; sie entwickelt sich hier in der monströsesten Form, weit stärker als in den Alpen und Pyrenäen, und ist dazu mitunter auch mit Cretinismus verbunden. Auffallend ist es, daß dies Leiden auf den brennenden Ebenen von Nicaragua ebenso verbreitet ist, wie auf den Höhen von Los Altos. Wenn es wahr sein sollte, daß die Seeluft die Kröpfe heilt, und daß Kröpfe in Folge langer Seefahrt ganz verschwunden, so darf man annehmen, daß die Veränderung des Klimas überhaupt dazu mitgewirkt.

Bezüglich der Fußverletzungen, die unter den Tropen so bedenklich werden,

hält, wovon zwei Drittel aus der Landeskasse bezahlt werden. Allerdings giebt es in jedem Dorfe eine Schule, aber die Indianer weigern sich auf das Hartnäckigste, ihre Kinder in die Schule zu schicken, denn nichts vermag sie anzuspornen, den Weißen nachzueifern, selbst nicht der Ehrgeiz, ein Gemeindeamt verwalten zu können, wozu es der dürftigsten Kenntnisse hier bedarf. Die natürliche Folge ist, daß die Bevölkerung hier durchgängig in der unglaublichsten Unwissenheit noch schmachtet, und daß sie kaum die Fähigkeit besitzt, die reichen Gaben der Natur irgend zu verwerthen. Obwohl der Taback hier zur feinsten Qualität gehört, denkt man nicht daran, ihn auszuführen und er wird hier gerade so wie er eingesammelt wird verbraucht, ohne daß man wüßte, wie er zuzubereiten wäre.

Umsonst verschwendet die Vanille hier ihren Duft und in welchem Ueberflusse auch die Natur hier ihre Gaben ausgestreut, so weiß der Mensch sie hier nicht zu würdigen. Man denke nur, daß hier der trefflichste Cakao gedeiht und die Leute trinken hier die abscheulichste Mischung! Bei aller Fruchtbarkeit des Bodens gehören Früchte und Vegetabilien zu den Seltenheiten und darum sucht man sich durch Süßigkeiten aller Art, besonders durch eingemachte Früchte schadlos zu halten; denn man pflegt hier den Tomato und die fleischige Blume der Plumiera in Zucker einzumachen. Wie wunderlich es auch sein mag, selbst Eier werden hier in Zucker eingemacht, die man hier zu den Delikatessen zählt. Erst seitdem man mit Belize in Verbindung getreten, wird Waizenmehl hier eingeführt, das zu Brod und

---

that mir eine Salbe gute Dienste, die in der Havanna mit großem Erfolge angewandt wird. Sie besteht nämlich aus 4 Theilen Wachs, 1 Theil venetianischen Terpentin, 1/8 Alaun und 1/8 gepulverten Kampfer. Wachs und Terpentin wird in einem Sandbade, oder über einem milden Feuer zusammengeschmolzen, der Alaun und Kampfer dann zugefügt und das Ganze rasch umgerührt, bis es eine homogene Masse bildet. Die Mischung soll so warm als möglich auf die Wunde gestrichen werden, die verbunden wird und alle drei Tage zu erneuern ist. In Betreff des Schlangenbisses habe ich nur zu wiederholen, daß der Reisende hier mit den energischsten Mitteln immer versehen sein muß. Bewährt hat sich besonders die Anwendung kaustischer Mittel, wie concentrirte Schwefelsäure und Salpetersäure und selbst chlorsaures Antimon, das am schnellsten wirkt, aber mit großer Vorsicht anzuwenden ist, da es sich durch das Blut zersetzt.

einer Art Kuchen verbacken wird, der als Beigabe zur Chokolade dient. Das Hauptnahrungsmittel in allen Ländern der Tierras calientes besteht aber in der Tortilla aus Mais.

Bei der letzten Zählung, die freilich vom Jahre 1839 her datirt, hatte das Territorium von Peten nur eine Bevölkerung von 6327 Seelen, während der Bezirk einen Flächenraum von 2280 Quadratstunden hat. Es bedarf keiner näheren Ausführung, daß bei dieser ärmlichen Bevölkerungszahl das schöne Land nur eine weite Oede bietet und dazu kommt noch der Umstand, daß die Indianer hier wie in Yucatan die zahlreichsten sind. In den Waldungen giebt es nur wenige wilde Thiere, mit Ausnahme der Ostheile des Landes, wo man auch Jaguare antrifft; dagegen sind Wiederkäuer hier in Masse zu finden, wie sich in einem Lande von selbst versteht, wo die Prairien sich mehrmals im Jahre durch frisches Gras erneuern und wo die Natur so milde gewesen. Auffallender Weise war der Kultus der Itzaes ein solcher, daß es ihnen untersagt war, die unschuldigen Vierfüßer zu verfolgen, da ihr Gottesbegriff mit diesen Geschöpfen sich identifizirt hatte. Als die spanischen Eroberer zum ersten Male in diese Einöden kamen, war das Rothwild so zahm und traulich, daß es sich leicht gefangen nehmen ließ.*) Heute ist es freilich anders, obwohl die Eingebornen so wenig sich auf die Büchse verstehen, daß es bei ihnen als Verdienst gilt, einmal ein Thier zu erbeuten. Ich hatte Gelegenheit hier drei Arten von Rothwild zu beobachten, wovon die größte hier „ciervo" (Hirsch) heißt; ich beobachtete blos ein Weibchen dieser Gattung, das dem cervus mexicanus von Linné sehr gleich kommt. Als ich diese Hindin sezirte, fand ich in der Mitte der Brust unter der Haut eine Art Drüse, die eine geruchlose, fettige, grünbräunliche Masse absondert, deren Zweck mir unbekannt ist. Die zweite Art ist ein Wild von etwas geringerer Größe, das von den Indianern Pussnac genannt wird. Die dritte Gattung ist die kleinste und heißt bei den Creolen cabra monte (Berggemse), bei den Indianern chacyuc. Der Tapir, hier „Danta" genannt, lebt einsam in den Waldungen und das Moschusschwein, das in den Sumpfgegenden

*) „Yendo por aquellos campos rasos, avia tantos de venados y corrian tan poco, que luego los alcan cavamos á cavallo y se mataron sobre viente" — Bernal Diaz, c. cl. XXIX.

lebt, stellen hier die einzigen Pachydermen des andern Continent's dar. Weiter hatte ich Gelegenheit eine Art Kaninchen zu beobachten, das sich wenig von dem unsrigen unterscheidet. Ebenso das Gürtelthier und das Akuti, die sämmtlich von den Landleuten sehr gefürchtet werden, da sie ihre Felder plündern. Hiermit wäre die Liste der wichtigsten Mammiferen erschöpft, die hier zu finden wären. Das Gürtelthier lebt meist im Dickicht der Wälder, wo es die Erde durchwühlt, um sich seine Nahrung zu suchen. Man pflegt hier das Armadill mit Hunden zu jagen oder es durch Feuer aus seinem Versteck herauszulocken. Als Nahrungsmittel wird es hier geschätzt, denn sein Fleisch hat einen milden, zarten Geschmack, während eine Schichte des feinsten Fettes sich unter seinem Panzer findet. Die Gürtelthiere werden hier in ihrer Naturrüstung gebraten, nachdem man dieselben in ihrer ganzen Länge aufgeschnitten hat. Das Fett des Armadills wird zu Peten sehr geschätzt und man pflegt damit hier die Waffen zu poliren. Noch will ich einen Moment bei den Eigenthümlichkeiten der mexikanischen Geomys verweilen, die eine ganz besondere Varietät hier darstellt. Dieses Thier ist von braunröthlicher Farbe, fast von der Größe einer Ratte, gleicht dabei aber dem Maulwurfe. Es hat einen kegelförmigen, eingedrückten Kopf mit kleinen Augen und macht einen sehr unangenehmen Eindruck durch seine großen Backentaschen; sein cylinderförmiger Körper ist mit langen, dünnen, steifen Haaren überzogen und läuft in einen kleinen, kahlen Schwanz aus. Was seinen Anblick scheußlich macht, ist, daß ungeheure große Zähne aus seinem Maule hervorragen und daß seine Füße mit langen, kegelförmigen Nägeln versehen sind. Seine Lebensweise entspricht ganz seinem Aussehen; das Hervorragen seiner Schneidezähne dient offenbar dazu, die Wurzeln, von denen es sich nährt, abzuschneiden, während die vegetabilischen Substanzen in seinem Maule von den Molarzähnen zerkaut werden. Die „Geomys," die hier zu Lande Tuza heißt, lebt unter der Erde und sucht besonders die Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen heim, wo sie schreckliche Verheerungen anrichtet. Nicht will ich übergehen, daß diese scheußlichen Thiere von den Einwohnern hier gern gegessen werden. Drei Arten dieser Erdmaus hatte ich Gelegenheit zu beobachten, deren erste ganz gleich an Farbe war, während die bei-

den anderen querüber einen weißen Streifen über den obern und untern Theil des Körpers hatten. —

— Die Wälder von Peten scheinen reicher als die Waldungen von Yucatan an Gallinaceae zu sein, wogegen seine Seeen bei ihrer großen Tiefe wenig Schilfgras enthalten, wovon die Folge ist, daß die Schwärme der Wasservögel die Sumpfwasser in der Nähe der Seeküste vorziehen. Unter den Stelzenläufern dieser Gegend muß ich eines sehr kleinen Reihers des ardea exilis. Gmel. Erwähnung thun, den ich wochenlang bei mir behielt und der mich durch seine Kampfslust oft in die heiterste Stimmung versetzte. Kam nur Jemand dem dunkeln Winkel zu nahe, wo er zu weilen pflegte, nahm er sofort eine feindliche Haltung an; die Flügel um sich schwingend, den Hals eingezogen und wüthende Blicke auf den Eindringling werfend, bewegte er sich nach allen Richtungen und wenig fehlte, daß er dem vermeintlichen Feinde ins Gesicht flog. Zwei Arten von Schwalben (h. purpurea L., leucoptera, Gmel.) fand ich auf den Inseln, die im Oktober, sobald die Nordwinde zu wehen beginnen, von dannen ziehen, um gegen Ende Januar zurückzukehren. Unter den einheimischen Kolibris erwähne ich den orn. Devillei von Bourc., einer ziemlich seltenen Spezies, die ich in den Gärten von Flores beobachten konnte. Ein reicheres Feld für meine Forschungen boten mir aber hier die Reptilien, und ich hatte die Genugthuung hier deren zu finden, die vor mir nie beschrieben worden. Zunächst erwähne ich des Alligator des Itza-Seees, dann der corythophane mit einem Kamm auf dem Kopfe, wie des gestreiften Basilisk, der eine ausführliche Schilderung vor Allen verdient. Der hiesige Alligator ist ein echtes Krokodil, denn er zeigt alle charakteristischen Eigenschaften des Krokodils, nur daß der Kopf des letzteren länger und nicht so stumpf ausläuft als der des Alligator, der hier eine große Länge erreicht. Es gelang uns einmal, einen Alligator von mindestens fünf Yards Länge mit einem Angelhaken zu fangen, doch vermochten wir ihn nicht an's Land zu ziehen, da die Leine riß. Die Eier dieses Reptils sind nicht größer als jene einer Ente, denen sie auch wegen ihrer Cylinderform sehr ähnlich sind. Da diese Eier stark nach Moschus riechen, so sind sie so wenig zu genießen, wie das Fleisch des Alligators. Alles spricht dafür, daß diese Spezies

ganz identisch ist mit jener, die ich im Usumasinta und den Nachbarseeen gefunden.

Die corythophane (C. Cristatus von Boié) ist eine seltsame Eidechse, die dem Chamäleon an Form und Lebensweise sehr gleich kommt. Ich hatte das Glück, dieses Thier zuerst in seinen Eigenthümlichkeiten zu beobachten und fand, daß seine Farbe nicht, wie bei dem Chamäleon, in Folge seiner Aufregung wechselt, sondern, wie bei gewissen Froscharten, je nach der Intensität des Lichtes sich verändert. In den dunkeln Waldungen beobachtete ich, daß sie von gleichförmig brauner Farbe waren, hie und da mit einigen dunkeln Flecken, die man erst bei aufmerksamer Betrachtung gewahren konnte. Erst wenn diese Eidechse dem Lichte ausgesetzt wird, nimmt sie eine grünlich graue Farbe an, die nach dem weißen Leibe zu immer lichter wird. Bemerkenswerth ist, daß das Thier bei Sonnenuntergang regelmäßig seine ursprünglich dunkle Farbe wiedergewinnt, die sie erst gegen zehn Uhr Morgens wieder verliert. Gleich dem Chamäleon ist die Bewegung dieser Eidechse eine sehr träge und stundenlang sieht man sie regungslos. Nichts destoweniger gerathen sie leicht in Aufregung, denn ich habe oft gesehen, wie sie mehrere Zoll hoch aufsprangen, wenn sie von Kindern gereizt wurden. Der gestreifte Basilisk (B. Vittalus von Wiegm.) gehört sammt der eben beschriebenen Eidechse zur Familie der Kammeidechsen. Der Körper dieser Eidechse hat eine grünliche, in Blau übergehende Färbung, je nach dem Einflusse des Lichtes und ist dazu mit kleinen schwarzen Punkten gefleckt. Der Kopf ist braun, seitwärts aber durch zwei weiße Linien bezeichnet, die von der Nase bis zur Basis des Halses sich erstrecken; der Schwanz zeigt violette Ringe und der Leib ist schmutzig weiß. Das Männchen unterscheidet sich dadurch von dem Weibchen, daß es auf der Spitze seines Kopfes einen schmalen, dreieckig geformten, gerade empor gerichteten Vorsprung hat. Diese Eidechse ist eine wahre Geissel für die Gärten von Flores, wo sie die Früchte und Vegetabilien plündert und besonders in den Tomatopflanzungen großen Schaden anrichtet. Mit großer Behendigkeit kriecht sie Bäume und Mauern hinauf und gelingt es sie zu fangen, so scheint sie wie gelähmt vor Schreck und ist regungslos, bis sie sich wieder soweit erholt, um ihr Naturell wieder herauszukehren, wo sie sofort nach Allem in ihrer Nähe zu beißen sucht. Ueber

die Schildkröten von Peten ist wenig zu sagen, obgleich ich eine Spezies hier fand, die noch nie beschrieben worden (nämlich die emis areolata von Dum.). Ueber die Schlangen läßt sich auch nichts besonderes sagen, obwohl auch hier die greuliche jararaca zu finden ist, die bei den Indianern kancicib heißt.

An Fischen bot mir der See von Itza seltene Ausbeute, denn ich fand hier fünfzehn neue Arten von Fischen, die diesem See ganz eigenthümlich sind. Die Sage geht, daß zur ersten Zeit der Spanier die Fische des Seees weit größer waren als heute, was nach der Erzählung von Villagutierre auf den Umstand zurückzuführen wäre, daß die Fische sich von den Leichnamen der Indianer genährt hätten, die ihre Todten in den See begruben, da sie auf den Inseln keinen Begräbnißplatz fanden.*) Mögen auch die Alligatoren den Fischen nicht zu viel übrig gelassen haben, so steht es doch nach den spanischen Chronisten fest, daß die Spanier einen solchen Ekel davor gefaßt, daß sie lange Zeit hindurch sich aller Fischkost enthielten. Zu Cortez' Zeiten war dies freilich anders, denn Bernal Diaz erzählt, daß die Spanier dazumal Unmassen von Fischen fingen, die den Geschmack der Alose hatten. Es gelang mir je ein Exemplar der verschiedenen Fischgattungen zu beobachten, die meistens dem europäischen Barsch gleichen, mit dem Unterschiede, daß sie nur eine Dorsalfinne haben. Die am meisten hier geschätzte Gattung führt den Namen „blanco" (cichla sp.) und soll anderthalb Yards mitunter Länge haben, obwohl ich keinen so großen Fisch gesehen. Die copetuda (chromis. sp.) gilt auch als ein feiner Fisch und hat das Charakteristische, daß an der Stirne sich ein Vorsprung zeigt. Sehr bemerkenswerth schien mir aber der kleine chulchi, der nicht über drei Zoll lang wird; er ist so gefräßig wie der Hecht, mit dem er aber sonst keine Verwandtschaft hat. Auch Aale finden sich hier, die zuweilen zwei Yards lang sind und mit dem Meeraal Aehnlichkeiten haben. Durchgängig ist das Fleisch dieser Fische ein trockenes und ein guter Theil des Jah-

*) Villagutierre sagt: Da die Indianer ihre Leichen in den See warfen, so wurden die Fische, besonders aber die Schildkröten, sehr fett. So lange die Spanier aber da blieben, wollten sie keine Fische anrühren, so groß war der Abscheu vor dem, was den Fischen als Futter diente. Die Indianer aber, die den Spaniern gefolgt, hatten keine solche Bedenken.

res hindurch nicht schmackhaft; erst wenn die Regengüsse die vegetabilischen Reste und den Schlamm von den Nachbarhügeln in den See hinuntergeschwemmt, werden die Fische hier schmackhaft. Gleich den Seefischen besitzen sie nur wenige Gräte, wogegen sie in den glänzendsten Farben schimmern, wobei gelb und blau vorwiegt. Was mich besonders überraschte, war, daß dieselbe Gattung ihre Farbe häufig wechselt, was wohl eine Eigenthümlichkeit der Tropenwelt ist; den blanco sah ich anfangs silbern schimmern, während er später in schönster Orangenfarbe prangte. Der buul (chromis sp.) glänzt hochgelb uns entgegen, während braune Querstreifen über seinen Rücken ziehen; bemerkenswerth ist, daß mitunter an dem Schwanz ein blauer, weißgeringelter Fleck sich zeigt. Der Schwanz der phultas (anostoma?) ist mit einem breiten rostfarbenen Fleck versehen, was ich aber nur an den Männchen beobachtete. Mit einem Worte, alle diese neuen Gattungen bieten das auffallendste Farbenspiel.

— Um nunmehr auf die wirbellosen Thiere und die Insekten einen Blick zu werfen, so ist von vornherein zu bemerken, daß diese Thiere durch ihre glänzende Farbe eben so sehr ins Auge fallen, wie durch ihre Größe und seltsame Gestaltung. Hatte ich auch während meiner langen Krankheit einen großen Theil meiner Sammlungen eingebüßt, so hatte ich doch manche Exemplare gerettet, die mir unschätzbar waren. Vor Allem erwähne ich der plusiotis auripes, eines wunderschönen Insekts, dessen Rücken malachitgrün schimmert, während sein Leib silbern erglänzt. Die Waldungen von Peten schwärmen voller coleopteren wie sie in Guiana und Tabasco zu Hause sind, und die riesige prione wie andere zahlreiche Gattungen entgingen nicht meinem Blicke. Einen so widrigen Eindruck diese riesigen Insekten auf die Fremden machen, sind sie doch harmlos und thun dem Menschen bei weitem weniger Leid an, als die Schwärme der Insekten, die uns in den heißen Klimaten den Aufenthalt verleiden. In den Wohnungen nistet eine Wanzenart, die ebenso unleidlich wie die unsrige und in den Hängematten selbst zur Qual gereicht, in welche sie mittelst der Stricke der Matte hineingelangt. Sieht man nicht aufmerksam zu, so werden die Maschen des Netzwerkes die Brutstätte der Wanzenwelt. Abgesehen davon, bieten die alten Mauern und dunkeln Winkel der Häuser eine scheußliche Art Spinne von schmutziggrauer Farbe,

die beim Volke hier Kulim heißt, und deren Biß gefürchtet wird, dessen Gefahr aber sehr übertrieben wird. Denn abgesehen von einer schmerzlichen mit Fieber verbundenen Entzündung, hat der Biß keine schlimmen Folgen. An hellem Tage zeigt sich diese Spinne nie, nur bei Nacht quält sie uns wie die Wanze. Citronensaft gilt hier als das beste Gegenmittel gegen ihren Biß (Guérin hat diese Spinne als Argas talagé beschrieben). Noch ist des mikroscopisch kleinen Flohs Erwähnung zu thun, der in Centralamerika unter dem Namen „nigua“ bekannt ist und der die Eigenthümlichkeit hat, sich unter der Haut festzusetzen und besonders in der Fußsohle, in der Nähe der großen Zehe, wo er seine Eier hinlagert. Der die Eier umhüllende Beutel nimmt in wenigen Tagen die Größe einer Erbse an, wo dann ein dumpfer Schmerz an die Stelle des Juckens tritt, wodurch man zunächst auf das Uebel aufmerksam gemacht wird. Vor Allem thut es dann Noth, den Sack zu entfernen, bevor die Eier ausgebrütet sind, denn sonst hat man mit Qualen sonder Gleichen zu kämpfen. Die Wunde an der Sohle muß dann mit Tabacksasche bestreut und gerieben werden, wodurch dieselbe bald heilt. Wie ich gehört, wäre die nigua (pulex penetrans L.) von Guatemala her eingeführt worden.

— Ueber die Alterthümer dieser Gegend bin ich freilich nicht im Stande viel Neues vorzubringen, wovon leider mein Fußleiden die Schuld trägt, denn meine Studien und Vorbereitungen hätten mich wohl befähigt, auch dieses Feld gründlich auszubeuten, hätte ich meinen Kräften zutrauen dürfen, eine Wanderung nach den Ruinen zu unternehmen, die meine Theilnahme lebhaft angeregt hatten. Davon mußte ich aber leider abstehen, denn ich zitterte vor einem Rückfall meines Uebels, und es ging mir wie einem Schiffbrüchigen, dem das Tosen der Wogen in den Ohren nachbebt! Hiezu kam noch, daß die Regenzeit herannahte, so daß es mir unmöglich wurde, meinen Aufenthalt in der Nähe des Seees zu verlängern, wollte ich nicht den sonstigen Zweck meiner Reise vereiteln.

— So muß ich mich denn darauf beschränken, andere Forscher aufmerksam zu machen, daß zwei Tagereisen ostwärts vom äußersten Ende des Peten-Seees sich ein zweiter See befindet, der freilich dem Peten-See an Größe nicht gleichkommt und den

Namen „Yax-Haa“ führt. Auf einer öden Insel dieses Seees liegen die Ruinen, die ein trefflicher Forscher, der nur zu früh den Wissenschaften entrissen wurde, im Jahre 1832 untersucht und beschrieben hat. Das größte Monument, das heute noch dort vorhanden ist, besteht aus einem fünf Stockwerk hohen Thurme in Quadratform. Uebrigens befindet sich an den Südufern dieses Seees noch ein anderer ziemlich gut erhaltener Bau, dessen genaue Lage nur den Indianern bekannt ist, die bei Ausbesserung der Straße nach Belize diese alten Reste zufällig fanden.*)

— Man erzählte mir, daß zwei Tagereisen von San José sich inmitten des Waldes in südöstlicher Richtung drei Gebäude fänden mit Sculpturen und großen Reliefsfronten, die Aehnlichkeit hätten mit den Monumenten von Palenque. Auffallend war es, daß ich in der Stadt Flores kein Sterbenswörtchen davon gehört und nur durch Zufall erfuhr ich davon. Schon früher habe ich erwähnt, daß die Indianer in allen Punkten, die sich auf ihre frühern Geschichten beziehen, sich sehr verschlossen zeigen, und so nimmt es nicht Wunder, daß sie mir von dem Vorhandensein dieser Ruinen nie gesprochen, obwohl die meisten von ihnen sie

*) Oberst Juan Galindo, ein Offizier der früheren Republik von Central-Amerika war es, der im Jahre 1832 die Monumente des Seees Yax-Haa in Augenschein nahm. Seiner Schilderung nach hat der See sechs englische Meilen Länge sammt vier kleinen Inseln, von denen eine hoch über das Wasser sich erhebt und voller Steinsculpturen ist. Auf der Insel findet sich ein Thurm in Quadratform mit fünf Etagen, ziemlich gleich dem Thurme des Palastes von Palenque. Das unterste Stockwerk zählt zwei und zwanzig Fuß im Gevierte, während jedes höhere Stockwerk je um zwei Fuß auf jeder Seite schmäler wird, so daß das höchste Stockwerk nur noch zehn Fuß im Gevierte hat. Auch hier fällt es auf, daß in keinem der vier untersten Stockwerke Thür oder Fenster wahrzunehmen ist — wohl aber finden sich auf dem fünften Stockwerke zwei niedrige Thüren nach Ost und West, in die man nur auf Händen und Knieen kriechend gelangen kann! dazu führt nach der westlichen Thüre eine sieben Fuß breite Treppe hinauf. Seltsamer Weise enthält das oberste Stockwerk drei innere Räume ohne Bedachung. Die Steine dieses Gebäudes sollen ganz so geformt sein, wie jene zu Palenque, nur sind sie größer und da das Gebäude weniger von der Zeit gelitten, so darf man schließen, daß es nicht so alt ist, wie der Palast von Palenque. Oberschwellen von Holz sind aber hier nicht zu finden, während zu Palenque deren beobachtet wurden.

kannten. Es scheint aber, daß der Häuptling der Indianer für meine Goldstücke sehr empfänglich war, denn als ich in ihn drang, mir für gute Bezahlung seine Geheimnisse zu enthüllen, so verstand er sich nicht nur den Weg zu der interessanten Ruine zu zeigen, sondern denselben selbst passirbar zu machen; mit einem Worte, er nahm die Verpflichtung, Führer und Wegearbeiter zu stellen, wenn ich nur seine Leute bezahlte und für ihren Lebensunterhalt auf der Reise sorgen wolle. Als die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch die Stadt flog, hörte ich zu meiner Ueberraschung, daß die Einwohner von Flores mit einem Male für die Alterthumskunde schwärmten, denn Jedermann wollte mich auf meinem Ausfluge begleiten, wohl nur, um die vermeintlichen Schätze, die ich dort finden würde, mit mir zu theilen; allein, wie gesagt, mein Leiden machte ihnen einen Strich durch die Rechnung, und ihre Leidenschaft für die Alterthümer des Landes verflog so rasch wie sie gekommen.

— Uebrigens scheinen diese Ruinen Ringe einer zerbrochenen Kette darzustellen, die sich in der Richtung des Rio-Hondo und Bacalar hingezogen. Gründliche Erforschung würde wahrscheinlich neues Licht auf die Wanderungen der Itzaes werfen und die Untersuchungen vervollständigen, die Waldeck und Stephens auf der Halbinsel Yucatan begonnen. Schon der flüchtigste Blick auf die Insel Flores genügt, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die Bevölkerung dieser Insel nie eine beträchtliche gewesen sein kann und daß die dortige Kultur nie von hoher Bedeutung gewesen. Weder von Architektur noch Sculptur findet sich eine Spur und die Ruinen, die sich hie und da noch finden, sind kaum der Beachtung werth, so daß es wirklich noch fraglich ist, ob die von den spanischen Chronisten erwähnten ein und zwanzig Tempel (oder adoratorios) so bemerkenswerth gewesen, wie sie vorgeben. Was diese Annahme unterstützt, ist die Thatsache, daß die mitunter ausgegrabenen Thonfiguren sehr roh und unförmlich sind. Nur von einem einzigen werthvollen Funde habe ich sprechen hören, nämlich von einer Vase, die aus einer harten aber durchsichtigen Masse bestand und sehr sorgfältig ausgeführt war, mit Verzierungen, die einer Schildkröte oder einem Gürtelthier entnommen waren. Ein Maulthiertreiber kaufte sie für eine Kleinigkeit und vertauschte sie später für ein Pferd, bis sie endlich nach Tabasco kam, wo sie von einem Handelsmanne

theuer erstanden wurde. Was man aber von der Existenz einer geheimnißvollen Stadt erzählt, die heute noch von Indianern im Centrum von Peten mit ihren alten Bräuchen und Sitten bewohnt würde, ist eine Mähre, die in das Reich der Phantasie zu verweisen ist. Allerdings fand diese Fabel in Yucatan Glauben und einige Reisende, die sie nacherzählt, haben ihr ganz unverdiente Bedeutung beigelegt. Die Indianerdörfer des Peten-Bezirks sind die dürftigsten von der Welt und machen einen widrigen Eindruck; und giebt es auch noch einige Stämme, die unbezwungen geblieben, so haben sie ihre Unabhängigkeit nur dadurch zu behaupten gewußt, daß sie in den unzugänglichsten Gründen das ärmlichste Leben führen.*)

Als ich fühlte, daß meine Kräfte es mir wieder erlaubten, fing ich an, meine Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen. Meine naturhistorischen Sammlungen hatte ich sorgfältig verpacken lassen, um nach Belize gesandt zu werden, wozu ich mich freilich nur mit Widerstreben verstand, denn ich wußte nicht, ob ich den praktischen Gewinn meiner Reise zum Frommen der Wissenschaft je heimbringen würde. Allein ich mußte mich dazu entschließen, denn meine Sammlungen waren allzu beträchtlich geworden, so daß ich bei meiner Reise mich nur auf das unentbehrlichste Gepäck beschränken mußte. Morin war so em-

*) Stephens erzählt uns im zweiten Bande seiner Reisegeschichte, was ihm der Padre von Quiché von einer großen Indianerstadt erzählt, die an einem unbekannten Nebenflusse des Usumasinta in der fernen Wildniß läge. Alles spricht dafür, daß eine solche Stadt nicht vorhanden ist, mögen auch in den mehr fernen Theilen des Landes es noch Indianerdörfer geben, die wenig Bemerkenswerthes bieten. Bei alledem ist die Meinung von einer wunderbaren Indianerstadt selbst in Guatemala und Chiapa ziemlich verbreitet. Aus einem offiziellen Schreiben des Staatssekretärs von Chiapa geht hervor, daß ihm die Mittheilung geworden, es wäre in der Nachbarschaft von San Carlos Nacarlan, jenseit der Sierra de la Pimienta eine große Stadt in der Ferne entdeckt worden, mit großen Gebäuden und Triften, auf denen das Vieh weide. Allerdings fand sich kein Steg noch Weg, auf dem man hingelangen könnte, obwohl man die Stadt angeblich von den Gebirgshöhen her erblicken konnte und sie nur zwei Tagereisen weit zu liegen schien. Obwohl der Präfekt von Chilon den Befehl erhalten, das Möglichste aufzubieten, um die Stadt aufzufinden, hat man nie Weiteres davon gehört, was die Vermuthung unterstützt, daß man von den Höhen aus eine Fata morgana gesehen.

sig, wie ich es nur wünschen konnte, um uns für die Weiterreise auszurüsten, und nachdem ich bei meinem Freunde, dem Corregidor, mich verabschiedet und allen meinen Bekannten Lebewohl zugerufen, träumte ich in der letzten Nacht, die ich in Flores verbrachte, von den geheimnißreichen Gebirgen, die in blauer Ferne uns von Guatemala her zuwinkten!

VII.

Die Hügel.

Abreise von Flores — Wieder einmal im Sattel — Die Savannen — Juntecholol — Stimmen der Nacht — Reminiscenzen — El Julek — Die Corsosol-Palme — Der König der Waldung — Wegelagerer — Der San Juan-Fluß — Die Hacienda von Yax-hé — Anblick des Landes — Die Wasserscheide — Unter den Hügeln — Abscheuliche Straßen — Mahagonipflanzungen — Tierra fria — Die Stadt Dolores — Eine Episode — Fichtenwaldungen — Klima und Temperatur — Eigenthümlichkeiten der Indianer — Der Avocate — Die Flor de la Calentura — Schmale Kost — Die Maulthiere und ihr Scharfsinn — Prachtvolle Palmen — Machaquilan-Strom — Riesenfichten — Die Stadt Poptun — Sturm — San Luis — Der Gouverneur — Die Indianer — Ein religiöses Jahresfest — Primitive Justiz — Ein Indianertempel Conchologisches — Giftige Reptilien — Volksvorurtheile.

Hatte ich auch vom Corregidor förmlichen Abschied genommen, so ließ er sich doch nicht nehmen, mich noch einmal mit einem Besuche zu überraschen. Schon in der Morgendämmerung eilte er zu mir, um mir ein Andenken zu überreichen, auf das ich nicht gefaßt war: „Hier," sagte er mit feierlicher Miene, „hier sind ein Paar Pistolen, die Ihnen gute Dienste leisten sollen." „Wie," rief ich zu meinem Staunen, „was sollen diese Pistolen? Ist etwa ein Aufstand losgebrochen?" „Nein, nein," entgegnete er traurig lächelnd, „die Insel hat Nichts zu fürchten, aber die Pistolen sollen Sie auf der Reise schützen, und darum bitte ich, sie anzunehmen." Als ich noch etwas zögerte, sein Geschenk zu nehmen, fuhr er fort: „Hören Sie denn, sobald Sie Yucatan verlassen, treffen Sie auf Indianer, die noch halbe Wilden sind. Seien Sie ja auf Ihrer Hut, zumal vor der Mischbevölkerung, die in der Nähe der Dörfer weilt; denn unter diesen Mischlingen giebt es sehr gefährliche Menschen." Der Rath

meines Freundes kam aus so gutem Herzen, daß ich am Ende mich dazu verstand, die Pistolen anzunehmen und im Grunde bedurfte ich sie auch, denn wir hatten uns nach dem Besuche von Palenque vergebens bemüht, uns Pistolen zu verschaffen. Als ich nach Vollendung meiner Reise die Pistolen nicht mehr bedurfte, schickte ich sie mit einem Dankschreiben meinem guten Freunde zurück, da er sie wahrscheinlich besser brauchen konnte, als ich.

Seltsam, die guten Bewohner von Flores bildeten sich ein, daß ein Fremder nur mit Thränen im Auge ihre Wunderinsel verlassen müsse; doch auf die Gefahr hin in ihren Augen als undankbar zu gelten, muß ich gestehen, daß ich in dem Momente, wo ich in das Canoe stieg, das mich von dannen führen sollte, keine Spur von Rührung empfand. Im Gegentheil war ich froher gestimmt denn je, und vergaß selbst noch einen Blick auf die Insel zurückzuwerfen, die ich zeitlebens nicht wieder sehen sollte. Der Corregidor hatte sich noch nicht von mir trennen können und begleitete uns bis zum Landungsplatze, wo die Pferde und Maulthiere uns erwarteten. Nach einer herzlichen Umarmung schwang ich mich auf das Pferd und empfand jetzt erst, was es heißt, nach monatelangen Leiden sich seiner Gesundheit wieder zu erfreuen. Ich gab meinem Pferde die Sporen und bekenne, daß ich in einem halben Rausche war; ich mochte empfinden, was ein Gefangener fühlt, der seinem Kerker entflohen! Seit den Paar Monden, die ich zu Flores verbracht, hatte die Natur hier sich wesentlich verändert und die Vegetation prangte im frischesten Glanze. Wo ich bei meiner Ankunft Blüthen gesehen, da fand ich jetzt die reife Frucht und ich verhehle nicht, daß ich mich wie ein Kind über Alles freuen konnte.

— Fünf Stunden lang mußten wir durch einen dichten Wald reiten, bevor wir das Dorf Santa Anna erreichten; doch noch früh genug, um von dem Sturmwetter verschont zu bleiben, das in den Nachmittagsstunden in dieser Jahreszeit einzutreten pflegt. An diesem Dorfe beginnen die sogenannten „Savannas," die wesentlich verschieden von den furchtbaren „llanos" von Mexico und den einförmigen „Pampas" vom La Plata. Die Savannen stellen hier nämlich Ebenen dar, abwechselnd mit Baumgruppen und kleinen bewaldeten Hügeln. Gegen Ende des Juli, wo wir diese Savannen durchzogen, sind dieselben einem wunderschönen Grasteppich zu vergleichen, wo zahllose Heerden

überreiches Futter finden könnten; allein Oede herrscht hier überall. Nur hier und da gewahrten wir weniges Rothwild, das schüchtern am Saume der Büsche sich zeigte und selbst inmitten dieser schönen Natur sind die Lüfte arm an Bewohnern, denn nur gelegentlich gewahrte ich einen Staar oder Fliegenfänger vorüberrauschen. Die Einsamkeit dieser von der Natur so bevorzugten Gegend konnte nicht umhin, bei mir Betrachtungen zu erwecken, die mich nicht befriedigen konnten, denn die Frage blieb mir unbeantwortet: wie es denn komme, daß diese wunderschönen Savannen, die Hunderttausenden reichen Unterhalt bieten könnten, nur eine weite Oede darstellen. Wandert man durch diese Graswüsten, so glaubt man in jedem Momente einen Hund bellen zu hören, denn man meint, an jedem reizenden Buschwinkel oder Hügel müsse das Häuschen eines Landwirthes oder Viehzüchters liegen, deren Mühe und Arbeit hier so reichen Lohn finden könnte. Aber nein: Stundenlang zieht man hier vorüber, ohne daß das Geringste die Ruhe störte, die wie ein unerklärlicher Zauber uns gefangen hält. Die erste Nacht unserer Reise verbrachten wir in dem Dorfe Juntecholol, dessen felsige Hügel mich an Yucatan zurückerinnerten. Ueberall fand ich hier die Yucca wieder mit ihrem schlanken Stamme; nicht minder begegnete ich wieder den so dünnen wie gekrümmten Zweigen des haematoxylon. In der Ferne sahen wir Bäume, die alle anderen Gewächse des Waldes überragten und die von unseren Führern für Eichen gehalten wurden, was aber jedenfalls ein Irrthum ist, da im Herzen der Tierra caliente, in der Palmenzone, keine Eichen gedeihen.

— Allerdings fanden wir im Dorfe die freundlichste Aufnahme, aber von einer Einfachheit, die uns an patriarchalische Zustände erinnerte. Man gab uns, was man selbst hatte, nämlich: Feuer, Wasser, Futter für die Thiere, etwas gemahlenen Mais und Obdach für die Nacht. Freilich bedurften wir etwas mehr, denn wir waren so ermüdet und erschöpft vom Ritt, daß wir Ruhe bedurften, und diese fanden wir nicht. Abgesehen davon, daß noch andere Reisende hier ein Unterkommen gesucht hatten, trafen wir auf ganz andere Gäste, denn riesengroße Kröten gewahrte ich sofort aus den dunkeln Winkeln hervorlugen und indem wir mit einem Lichte in unser Gemach traten, flog ein Schwarm Schaben auf, der sich in die Spalten und Risse der

Mauern flüchtete. Kaum hatten wir aber das Licht ausgelöscht, da kamen die Störer unserer Ruhe aus allen Löchern hervor; wo wäre es da möglich gewesen, ein Auge zu schließen? Nicht genug damit, giebt es hier sogenannte Baumkröten, die auf den Dächern der Hütten ihr Wesen treiben und ein so teuflisches Concert uns aufspielten, daß wir kein Auge hätten schließen können, wären wir selbst von der anderen Plage verschont geblieben. So klein diese Baumkröte auch ist, weiß sie fürchterliche Töne laut werden zu lassen, worüber wir uns nicht wenig wunderten.*)

— Wenn man nach den Mühseligkeiten einer Wanderung durch die Urwälder, wie sehr man auch für die Wunder der Tropenwelt begeistert ist, sich eine ganze Nacht so gepeinigt fühlt, wie ich erfahren, so ist es begreiflich, daß man alle Täuschungen fahren läßt. Einige solcher ruhelosen gequälten Nächte, die man mit Verwünschungen aller Art ausfüllt, und man wird am Ende des Elends gewohnt und schläft schließlich aus reiner Erschöpfung ein. Zum Glück blieb ich nicht lange genug an diesem beneidenswerthen Orte, um zu lernen, wie man sich in solche Leiden hineinfindet! Schon in früher Morgenstunde eilte ich hinaus, um die Morgenluft zu genießen. Wie erstaunt war ich aber, als ich das ganze Dorf von einem dichten, weißlichen Nebel umhüllt fand, den ich nur mit den herbstlichen Nebeln Mitteleuropas vergleichen kann. Seltsamer Weise kam es mir vor, als wenn das Blöken des Rindviehes und die Stimme der Menschen bei weitem klarer und vernehmlicher war, als sonst, so wenig ich auch im dichten Nebel irgend was unterscheiden konnte. Auch in geistiger Beziehung machte ich hier eine Beobachtung, die sicherlich zu den Seltenheiten gehört: was mir in den Sinn kam, bezog sich hier nicht auf die letzte Zeit, sondern rief in mir ausschließlich die Erinnerungen meiner Kindheit wach, als hätte die jugendliche Natur, aller Künstlichkeiten des Lebens spottend, mich wieder an die Zeit mahnen wollen, wo ich so gewesen, wie die Natur mich geschaffen. Keine Täuschung ist's, wenn ich gestehe, daß das Bild von meinem Vaterhause vor

*) Der Spanier Palazio schrieb im Jahre 1576 an den König beider Spanien: „Es giebt hier eine Art Kröte, die kleiner als ein Frosch, die auf Bäumen lebt und die man für einen Vogel halten sollte. Zur Regenzeit macht das Thier einen furchtbaren Lärm, so daß man es für ein schreiendes Kalb halten sollte!"

meinen Blicken stand, als könnte ich es mit den Händen greifen; die kleine Brücke sah ich, die Kirche mit dem spitzigen Thurme, und es kam mir vor, als sähe ich die Schwalben um die Thürme herumschwärmen .... Aber nur zu bald sollte ich aus diesen Träumen erwachen, denn Morin weckte mich mit dem Bemerken, daß der Kaffee bereit, und daß die Maulthiere zum Abmarsche gesattelt ständen!

— Unser Frühstück nahmen wir in einer kleinen Meierei ein, die „El Julek" hieß und zwei Stunden hatten wir dann noch weiter zu reiten, ehe wir aus den Savannen kamen, um in die Wälder zu gelangen. Allerdings nahm die Natur hier wieder ihr tropisches Gewand an und Niemandem wäre es eingefallen zu meinen, in der Nähe des Aequators zu sein. Myriaden von Coyol-Palmbäumen, deren Zweige wohl fünfzig Fuß in die Länge sich hinstrecken, bildeten bezaubernde Bogengänge, die wir zu durchwandern hatten. Nicht vermag die Phantasie sich die Pflanzenwelt auszumalen, die hier bei jedem Schritte uns zur Bewunderung fortriß. Die Cocos butyracea, die hier üppig sich entfaltet, führt hier den Namen Corrosool; aus ihren Nüssen wird eine ölige Substanz gewonnen, die in den Seifenfabriken vortheilhaft verwandt wird, während die Kinder gern das süße Fleisch der Nuß essen. Wenn die Cuba-Palme durch ihren luftigen, in die Höhe strebenden Stamm und ihre majestätische Form den Namen „Königin der Palmen" verdient, so darf man mit Recht der hiesigen Palme von wegen ihres kraftvollen Wuchses und ihrer mächtigen Krone den Namen „König der Palmen" verleihen.

— Die Nacht über mußten wir im Rancho Chal verbringen, der seinen Namen einem benachbarten Flusse zu verdanken hat. Der Zufall wollte es, daß wir hier mit Reisenden zusammentrafen, die von Belize und Dolores kamen und die buntesten Geschichten von ihren Abenteuern auf der Reise erzählten. Wenn Reisegesellschaften von entgegengesetzten Seiten zusammenkommen, so ist ihre erste Frage: „Qué tal es el camino?" (Wie ist denn der Weg beschaffen?) Unsere Führer schienen mit der Antwort, die man ihnen gab, ziemlich zufrieden zu sein und so waren wir es denn auch. Tags darauf mußten wir den St. Juan-Fluß überschreiten, ein schöner Strom, der ein Nebenfluß des Usumasinta und dessen Bett kieselhaltig ist. Hier mußten wir von

der geraden Straße etwas ablenken, weil wir die Nacht in der Hacienda Yax-hé bleiben wollten, die unserem ersten Maulthiertreiber gehörte. Diese Hacienda ist auf der Straße von Flores nach Belize eine allbeliebte Station, denn der Reisende freut sich, wenn er diesen weißen Fleck, einem Leuchtthurme ähnlich, auf der Höhe sieht, da von diesem Punkte aus das Klima sich merklich verändert. Nicht zu übersehen ist hier nämlich, daß dieses Terrain, ist es auch nicht allzuhoch, die Wasser in entgegengesetzten Richtungen hinabströmen läßt, denn gerade der Hacienda gegenüber strömen der Yax-hé und der San Domingo in entgegengesetzter Richtung hinunter; der erstere fließt in den Usumasinta, während der zweite mit dem Mopan sich verbindet, so daß ihre Wasser sich mit dem Golf von Mexico und der Bay von Honduras mischen. Diese Thatsache war für mich bemerkenswerth genug, um mir über die Beschaffenheit des Landes Aufklärung zu verschaffen, und so erstieg ich eine Anhöhe, die unfern der Hacienda lag, von wo aus ich zahllose Hügel wahrnehmen konnte, die auf mich den Eindruck einer wogenden See machten. Nach Norden und Osten zu verloren sich diese Hügel in den Waldungen, während sie in südlicher Richtung sichtbar blieben, so weit das Auge nur reichen konnte. Ich gestehe, ein eigenthümliches Gefühl beschlich mich, da ich die Ueberzeugung gewann, daß diese von der Natur so mannigfach begünstigten Gegenden, so wenig in der Geschichte wie in der Gegenwart eine Rolle gespielt. Wie ganz anders ist dies im Orient! Während meiner Krankheit durchblätterte ich die besten Schriften über Palästina und jeder Hügel, jeder Stein der Ufer des Jordans und der blühenden Waldungen von Damaskus hatten Erinnerungen in mir wach gerufen, die mich zu fesseln wußten. Was fand ich aber hier? Ich fand mich in eine Welt versetzt, deren Vergangenheit für mich ein Räthsel war, und zum ersten Male fühlte ich mich enttäuscht! Was wäre denn auch hier zu finden? Wie vermöchten Flores, Tenosique, selbst Palenque unsere Phantasie so anzuregen, wie die Namen der alten Welt? Die Annalen von Mittelamerika enthüllen uns wenig Gewisses und nur das steht für uns fest, daß der Indianer, daß der Mensch in seinem Kampfe mit der Natur soweit gekommen, daß er in mancher Beziehung sie zu bewältigen vermocht, daß es ihm aber keineswegs gelungen war, seine Herrschaft vollkommen zu be-

gründen! Die Dunkelheit war schon beinahe angebrochen, als ich von der Höhe hinabstieg, die ich mühevoll erklettert hatte; und was noch schlimmer war, daß ich mich fast verirrte, als ich beim Hinuntersteigen die Hacienda nur mit Mühe wieder fand. Es fällt nämlich sehr schwer, sich hier zurecht zu finden, wo die Aussicht durch kegelförmige Hügel begrenzt ist, die sich so gleichen, daß man nicht wissen kann, wo man sich befindet. Morgens darauf zogen wir weiter, gerade in dieses Hügellabyrinth hinein, das nichts als grünende Kegel bot, von denen nur einige große Bäume boten, oder auf den Abhängen Büsche zeigten. In den dazwischenliegenden Lichtungen beobachtete ich eine prächtige Kakaospecies (aculeata. Plum) die alle anderen Bäume überragte; ihre Blüthen gleichen sehr jenen des spanischen Flieders. Die Luft war hier mit einem Dufte erfüllt, der uns an Quitten erinnerte und der vom Flaschenkürbisse herrührt, den das Vieh sehr gerne isset. Da dieser Kürbis eine sehr derbe Hülle hat, so vermag das Vieh ihn mitunter so wenig zu zermalmen, wie zu verschlucken und ohne Hülfe kommt es wohl vor, daß ein solches Thier den Erstickungstod erleidet. Aus dem Fleische der Kalabasse bereiten die Eingebornen einen Syrup, mit dem sie alle äußeren Contusionen zu heilen wissen.

— Erst wenn man weiter kömmt, nimmt die Natur einen ganz anderen, ernsteren Anstrich an, denn die Hügel fangen an, sich zu heben und eine üppigere Vegetation zu entfalten; die Contouren gewinnen mehr Regelmäßigkeit, doch die allgemeine Gestaltung des Landes trägt das Gepräge der gewaltsamsten Naturumwälzungen. Diese Eigenthümlichkeiten zeigen sich um so auffallender, wenn man in den großen Wald einlenkt, der sich bis nach Dolores fortzieht. Bis zu diesem Punkte nämlich war die Straße leicht zu passiren gewesen; hier aber nimmt sie einen anderen Charakter an und statt der freien Grasplätze sieht man hier nur Moräste, in welche unsere Thiere Mühe hatten nicht einzusinken.

Die Pferde von Peten sind eine kleine Race, dabei aber voll Feuer und behend, so daß sie aus dem Sumpf sich schon herauszuarbeiten wissen, so daß unsere Maulthiertreiber sich nicht sonderlich um die Straße kümmerten, so viel Besorgniß sie mir auch selbst einflößte, denn ich meinte, wir könnten nicht weiter kommen. Bei alledem fand ich bald, daß ich die Gefahren und

Schwierigkeiten des Weges bei Weitem überschätzt, denn ich ließ meinem Pferde die Zügel schießen und es führte mich ohne Gefährde weiter. Mein guter Morin aber war weit besorgter denn ich, und hätte es von ihm abgehangen, so würde er sich wieder zu Schiffe begeben haben, so verhaßt war ihm der Landweg. Währenddem ich mich über seine Aengsten gerade lustig machte, stolperte mein Pferd an einem Baumstamm und ich stürzte buchstäblich in den Morast. Als ich nach Dolores kam und dem Gouverneur mein Leid klagte, meinte er, wir hätten noch Glück genug gehabt, denn in den Monaten September und October wäre die Straße erst recht schlecht zu nennen. Wie hätte ich bei den anhaltenden Regengüssen und den Schwierigkeiten des Weges, die meine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahmen, wie hätte ich da die großartige Pflanzenwelt genießen können, die wir zu durchwandern hatten? Nie zuvor hatte ich solche prachtvolle Mahagonibäume, solche prächtige Johannisbrodbäume, und einen solchen Reichthum aromatischer Pflanzen gesehen. Sofort erkannte ich die Pfeffermyrthe an ihrer weißen Rinde, die sich cylinderförmig wie jene des Zimmtbaumes hinaufkräuselt, nicht minder fiel mir der große Baum auf, der einen milchlichgelben Saft aussondert, der etwas bitterlich schmeckt und für Wunden hier als unfehlbares Mittel gilt; zu Peten heißt diese Pflanze „Leche Maria" und wird zur Lorbeerfamilie gerechnet.

Mit jedem Schritte steigerten leider sich die Hindernisse, denn wir mußten steile Höhen hinauf und hinab, die durch den Regen schlüpferig geworden, ohne daß irgend etwas schließen ließ, daß hohe Berge in der Nähe seien. Ich hatte nämlich gemeint, die Stadt Dolores müsse hoch gelegen sein, denn ich hatte gelesen, daß sie durch fließende Wasser durchschnitten wäre und daß der Himmel dort so nebelhaft sei, wie Fichtenwaldungen nur erwarten ließen. Vielleicht wird der Leser wissen, daß die Stadt in der sogenannten „Tierra fria," in der kalten Gegend dieser Striche liegt und so bildete ich mir ein, wir müßten einen hohen Berg erklimmen, bevor wir hinkämen. Da ich aber keine Berge gewahren konnte, so rief ich einem Maulthiertreiber die Worte zu: „Wir reiten heute schon acht Stunden und ich sehe noch keinen Berg!" „Einen Berg? Wo wollen Sie denn hin?" „Nun, liegen denn keine Berge bei Dolores?" „Herr, Sie haben sich arg geirrt, Dolores liegt vor uns!" Und nach wenigen Minuten

ritten wir aus dem Walde hinaus in eine offene Ebene hin, die nordwärts sich sachte hinanzog und mit Häusern bedeckt war.

— Bevor ich die Einzelheiten der Stadt Dolores, die zu den bedeutendsten dieses Bezirks zählt, anführe, mag es nicht unangemessen sein, auf die Gründung der Stadt, die im Jahre 1695 erfolgte, zurückzugehen. Ein großer Theil der Provinz Vera paz war dazumal bereits unterworfen worden und die Indianer, die anfangs den hartnäckigsten Widerstand geleistet, hatten allmälig sich in die Nothwendigkeit gefunden. Sie verließen die Waldungen, wohin sie aus Furcht geflüchtet, um unter der Leitung der Mönche Dörfer zu gründen; doch die Striche, die sich nördlich von Cahabon hinzogen, wo die Dominikaner sich vorläufig angesiedelt, wozu der Bezirk rings um Dolores wie der der Itzae's gehörte, war dazumal fast noch unbekannt. Hier wohnten nämlich die Choles, die streitsüchtigen und wilden Mopans, die Lacandones, und andere minder bekannte Stämme. Freilich hatten einige verwegene Missionäre auf die Gefahr ihres Lebens hin sich in diese fernen Gegenden hineingewagt, doch waren alle ihre Bemühungen zur Bekehrung der Indianer vergebens geblieben. Bei alledem fand sich die Regierung von Guatemala auf die dringenden Vorstellungen des Bischofs hin dazu bereit, wäre es nicht schon der Wunsch der Central-Regierung gewesen, den Missionären zu Hülfe zu kommen. Eine kleine Truppe neu angeworbener Soldaten wurde von Vera paz in das Land der Lacandonen gesandt und bedenkt man die unsäglichsten Schwierigkeiten, mit denen das kleine Corps zu kämpfen hatte, so muß man wirklich glauben, daß sie vermeinten ein gottgefälliges Werk durchzuführen, um vor den Schwierigkeiten des Unternehmens nicht zurückzuschrecken. Der spanische Chronist erzählt uns, daß sie einen Monat lang die Wälder zu durchziehen hatten, ehe sie nur menschliche Spuren antrafen, bis endlich ihre Führer Fußspuren auf dem Boden entdeckten, denen sie zu folgen suchten, bis sie so glücklich waren, einen Baum zu finden, der offenbar von Menschenhand gefällt worden, ein Wink, daß die Ansiedelungen der Indianer nicht allzu fern mehr sein konnten. Man hatte sich nicht getäuscht, denn bald wurde man eines Weges ansichtig, der nach fünf Tagen zu einem Dorfe der Lacandonen führte, dessen Bewohner in solcher Eile geflohen, daß sie nicht

einmal ihr Hausgeräth und ihre Waffen mitgenommen. Man fand hier Mais und Baumwolle in Masse, sogar Webemaschinen, Aexte und sonstige Werkzeuge aus Stein und was noch überraschender ist, selbst gezähmte Vögel der verschiedensten Art. Die Dominikaner nahmen förmlich Besitz von dem Indianertempel im Namen: „de Nuestra Señora de los Dolores," und nicht genug damit, ließen sie den Ort befestigen, der durch eine Besatzung von dreißig Soldaten fortan geschützt werden sollte. Anerkennung verdient es, daß diese Expedition mit solcher Mäßigung durchgeführt wurde, daß der Sieg der Spanier kein Blut kostete. Diese Erfolge ermunterten den Präsidenten von Guatemala sich nicht darauf zu beschränken und den Versuch zu machen, Peten zu unterwerfen. Zu dem Ende wurden zwei kleine Corps aufgeboten, die von entgegengesetzter Seite ausrücken und gemeinschaftlich operiren sollten. Das erste Corps gelangte nach Dolores auf demselben Wege, den sie im Jahre vorher genommen, wo sie die junge Colonie im blühendsten Zustande fanden; denn die Lacandonen waren dorthin zurück gekehrt und führten das friedlichste Leben von der Welt. Die Dominikaner waren mit ihrer Gesinnung überzufrieden; sie tauften die Indianer und lehrten ihnen den Katechismus ohne nur auf Widerspruch zu stoßen. Wie Juarros erzählt, zog der Führer der Expedition bis zu den Dörfern „Mop" und „Peta," die beide heute nicht mehr zu finden sind, und hier erst erfuhr er, daß die Itzaes ein großes Volk wären, das an den Ufern und auf den Inseln eines großen Seees wohne. „Als er diese Kunde erhalten," schreibt Juarros, „ließ Capitain Alçayaga fünfzehn Canoes bauen, mit denen er sich auf dem großen Strome Lacantun oder Usumasinta einschiffte, um den berühmten Itza-See aufzusuchen. Obwohl er zwei Monate lang auf und absegelte, fand er nicht was er suchte, so daß er das Unternehmen aufgab, um nach Dolores zurückzukehren. General Amezquita, der das zweite Corps befehligte, schlug einen direkteren Weg ein, wobei er freilich durch ein feindliches Land

*) Nach spanischen Notizen scheint der Verfasser die Stadt Dolores, mit der wir uns nunmehr beschäftigen, mit jener verwechselt zu haben, welche die Spanier im Jahre 1695 zuerst entdeckt haben sollen, und welche einige Hundert englische Meilen fern von der Stadt Dolores liegt, die wir hier zu schildern haben.

vier und zwanzig Stunden weit sich durch die Wälder Bahn brechen mußte, bis es ihm gelang, die Grenze des Itza-Landes zu erreichen. Ein schreckliches Geschick traf hier den Capitain Valasco, der bei Erforschung der Seeufer von den Indianern von Puc und Chata überfallen wurde, die ihn mit seiner Truppe bis auf den letzten Mann niedermetzelten. Nach dieser Katastrophe fand es der spanische General für gerathen, sich nach Cahabon zurückzuziehen, von wo aus er seiner Regierung Bericht über den Stand der Dinge abstattete, der warlich nicht geeignet war, die Regierung von Guatemala zu neuen Opfern zu ermuntern. Nach gepflogenem Kriegsrathe beschloß man von allen weiteren Unternehmungen gegen die Itzaes abzustehen, bis endlich, wie man weiß, Don Martin de Ursua auf eigene Faust die Itzaes unterwarf. Wie Juarros uns erzählt, lebten vor vierzig Jahren noch in den Grenzlanden von Peten und Vera paz kleine Stämme unbezwungener Indianer: die Lacandones, Choles, Acalaes und Mopans, die heute zumeist der Republik botmäßig sind, womit der Staat freilich nur wenig gewonnen, denn ihre Territorien sind heute noch so wenig kultivirt, wie zu Zeiten Ursua's. Von Straßen ist keine Rede hier und da sie noch nach alter Indianersitte leben, so ist ihr Tauschhandel nicht lebhafter geworden. Ihre Sitten sind nicht wenig unterschieden von denen der anderen Indianerstämme, die wir geschildert und ihres Namens würde kaum man noch gedenken, trügen die Ströme der Gegend nicht ihren Namen.

— Unter allen Ansiedelungen dieses Bezirks ist die Stadt Dolores unbestritten jene, die sich des meisten Flores zu erfreuen hat. Anfangs nur vierhundert Seelen zählend, hatte ihre Bevölkerung sich mehr als verdreifacht und ich muß gestehen, daß die Erinnerungen meines dortigen Aufenthaltes zu den angenehmsten meiner ganzen Reise gehören. Möglich, daß das Gefühl meiner wiedergewonnenen Gesundheit mit dazu beitrug, die Vorzüge der Stadt Dolores im rosigsten Lichte mir erscheinen zu lassen. Wenige Orte habe ich auf meinen Reisen kennen gelernt, denen die Natur eine so verschwenderische Fülle ihrer Gaben gereicht und — etwa mit Ausnahme von San Luis — muß ich erklären, daß kein Ort des Petenlandes für den Naturforscher soviel Interesse bietet, wie Dolores. Wäre der Horizont ein freierer, so wäre seine Lage mit jener von Palenque zu verglei-

chen, was in sofern aber nicht ganz zutrifft, als die Waldungen ringsum den Blick sehr beschränken. Die Pflanzenwelt bietet freilich hier ganz neue Elemente, die der Landschaft ein ganz eigenthümliches Gepräge aufdrücken, denn wo man bisher an tropische Vegetation nur gewohnt war, schaut man jetzt verwundert große Fichtenwaldungen, als wäre das Klima mit einem Male ein gemäßigtes geworden. Allerdings ist dies aber eine Täuschung, denn unter denselben Verhältnissen gedeihen die Palmen, die Melastomas und faserige Grasarten. Die Coniferen zählen wirklich zu den tropischen Pflanzen, denn im Ueberflusse sind sie in den warmen Thälern zu finden entlang der Mopanufer, und sie ziehen sich südwärts gar bis zu den Ufern des Yzabal-Seees. Indessen scheint mir Dolores gerade den Mittelpunkt der Striche zu bilden, die zwischen der glühenden Hitze der Ebene und der gemäßigten Atmosphäre der Gebirge mitten inne liegen. Man bedenke, daß der Schatten der Wälder die Luft hier mit einer solchen Feuchtigkeit sättigt, daß sich jeden Abend die Luft in Nebel hüllt, was auf den Fremden einen sehr überraschenden Eindruck macht und in ihm die Täuschung erweckt, als fände er sich mit einem Male in eine frische, gesunde Gegend entrückt. Wenn der Tag hier überheiß gewesen, ist die Dichtigkeit des Nebels in den Abendstunden eine so intensive, daß man auf fünf und zwanzig Schritte hin Nichts mehr erkennen kann. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die beständig feuchte Luft der Gesundheit nicht förderlich sein kann; die Kinder kamen mir hier sehr schwächlich vor und Wenige erreichen ein großes Alter. Lungenkrankheiten sind hier alltäglich und meines Erachtens bietet kein Land, zumal für jene, die an ein sonniges Klima gewöhnt, solche Gefahren als gerade dieser Punkt der Tierra caliente. Mit einem Worte, diese Gegend, besonders in der Nähe der Strombetten, ist für die Gesundheit des Menschen verderbenbringend, denn die Ebenen sind trotz ihrer Fruchtbarkeit die Heimath schleichender biliöser Fieber, die durch den dammreichen Boden hervorgerufen werden; daher herrschen in den trockneren Gegenden hier Diarrhöe, während in den mäßig hohen Plateaus, die großen Temperaturwechseln ausgesetzt sind, die verschiedensten Arten von Lungenübeln vorherrschen. Nach meinen Beobachtungen fand ich, daß das Thermometer gegen Ende Juli zwischen 57 bis 73° F. stand und die Folge

war, daß ich um sechs Uhr morgens in meiner Hängematte vor Kälte zusammenschauerte, während ich in der Mittagshitze in Schweiß zerfloß. Trotz alledem könnte man hier sich schon in diesen Temperaturwechsel hineinleben, führte man nur eine dem Klima entsprechendere Lebensweise. Da die Ausländer aber, die sich hier angesiedelt, Nichts anderes im Auge haben, als sich rasch zu bereichern, so mußten alle Colonisationspläne, die im tropischen Amerika unternommen wurden, in der kläglichsten Weise scheitern.

— Aus den Hügeln um Dolores entspringen manche Quellen, die von Feld zu Feld sich weiter schlängeln und sich zu einem Flusse vereinigen, der in den Rio Mopan sich ergießt. Im Vergleich mit den Wassern der unteren Savannen ist das Wasser hier frisch und kühl zu nennen, denn es strömt über Kiesel weg und macht einen sehr gefälligen Eindruck. Wohl ist zu begreifen, mit welchem Entzücken ein Einwohner von Flores sich in diesen Gegenden aufhält, wo er von dem glühenden Ufer seines Seees frisch aufathmet, und so begreifen wir auch, wie er der Umgegend von Dolores den Namen Terra fria verliehen, was sie warlich nicht ist. Allerdings ließe sich das Klima von Dolores wohl verbessern, dächte man daran die Wälder zu lichten, was sofort die Nebel zerstreuen würde, aber andere Uebel möchten daraus für die klimatischen Verhältnisse erwachsen. Noch ein Umstand kommt hinzu, der nicht ganz zu übersehen ist. Gerade die einsame Lage hat ihren Reiz für den Indianer, der die Welt scheut. Eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit und blos besorgt um das, was er besitzt, sucht er die Früchte seines Fleißes und seiner Thätigkeit möglichst in der Tiefe der Wälder zu verbergen. Mehr als einmal hatte ich die Gelegenheit zu bemerken, daß gerade die Ländereien in der Nähe der Indianerdörfer ganz brach liegen, so daß ich mich fragen mußte, wo denn die Felder lägen, von deren Ertrag er lebe? Diese Felder liegen aber mitunter stundenweit davon, an ganz abgeschlossenem und nicht geahntem Orte und sobald der Indianer nur denkt, daß man ihn in seinem Besitze stören könnte, giebt er sein Feld auf, um einen sichereren Platz sich zu erobern. Diese Beobachtung fand ich um so mehr bestätigt, je weiter ich über Dolores hinauszog, wo das Land fast ausschließlich von reinen Eingebornen, von Indianern bewohnt geblieben.

In den fließenden Wassern dieser Gegend beobachtete ich einen kleinen Fisch, der zu der Karpfenspecies gehört und mir durch seine lichtblaue Farbe auffiel. Seine Dorsalfinne ist schön gezackt, fast durchsichtig und hat orangenfarbige Flecken; dazu ist bemerkenswerth, daß der untere Lappen seines Schwanzes hellgelb und schwarz gestreift ist und in einen Faden ausläuft, der so lang wie der ganze Fisch ist. Mit einem Worte: der Fisch fällt ebenso sehr durch seine wunderliche Form, wie durch seine lebhafte Farbe auf. Villagutierre erwähnt noch eines anderen Fisches, der im Chole-Dialekte „Chillan" heißt und heute noch bei den Indianern diesen Namen führt. Die Spanier nennen ihn seltsamer Weise „Sardina," obgleich er zu den Salmonoiden zählt. In den kaltfeuchten, schattigen Gärten der Stadt Dolores hatte ich Gelegenheit, ein sehr merkwürdiges Thier, nämlich den „Triton" kennen zu lernen, den man früher als Typus einer ganz besonderen Gattung gelten ließ. Bei genauerer Beobachtung fand ich, daß er zur Species des Oedipus von Tschudi gehört. Dem Salamander gleich ist dieser Batrachier hier sehr langsam in seinen Bewegungen, die sich dadurch bemerklich machen, daß er abwechselnd einen Vorderfuß und den entsprechenden Hinterfuß vortreten läßt.*)

Die Gegend schien mir einen Ueberfluß an Fruchtbäumen zu besitzen, denn außer dem Sapote, dem Guava, dem Mammey, dem Kakaobaume und manchen anderen fruchtbringenden Gewächsen, fiel mir insbesondere eine Anonaart auf, die bei den Indianern „Pochte" heißt, deren Frucht im Mai zur Reife gedeiht und deren Geschmack der köstlichste aller mir bekannten Früchte ist, die ich nur je gekostet. Nicht minder muß ich der Avocatefrucht Erwähnung thun, die hier wild in den Wäldern wächst; diese Frucht ist fleischig, hat dazu eine dünne, lederartige Haut von grüner Farbe mit rothen Flecken und ähnelt sehr den großen Birnen. Auffallend ist, daß die Frucht einen großen,

*) Der Oedipus platydactylus wechselt oft seine Farbe. Meines Dafürhaltens Kraft eines bei dieser Thiergattung allgemeinen Gesetzes. Zu einer Zeit zeigt dieses Thier drei blaßrothe Streifen auf chokoladefarbigem Grunde, die bis zur Wurzel des Schwanzes sich mit Unterbrechungen fortziehen; zu anderen Zeiten aber wiegt die Chokoladefärbung vor; die Haut des Thieres fühlt sich so zart wie Sammt an.

eiförmigen Kern enthält, der bei der Reife locker wird, so daß die Frucht rasselt, die dann aber gerade schmackhaft ist. Das Fleisch hat eine leichte Kaffeefarbe, ist dazu fettig und sieht wie frische Butter aus. Man pflegt mit einem Löffel die Frucht zu essen, die dem Fremden anfangs wenig mundet, bis er gewahr wird, daß sie im Grunde einen sehr angenehmen und zarten Duft hat. Die Hunde und selbst die Alligatoren suchen diese Frucht auf, so daß sie von den Engländern den Beinamen Alligatorenbirne erhalten hat; ihre Blätter werden von den Eingebornen als Arzneimittel angewandt. Auf einem Ausfluge, den ich in Begleitung eines Gouverneurs nach den Quellen des Mopan machte, traf ich auf eine andere Art dieser Frucht, die bei den Indianern omtchon genannt wird. Ihre lichtgrüne Schale ist vom Fleische schwer zu lösen und ist rauh, während der dem Stiel zunächstliegende Theil der Frucht schmäler zuläuft, mit scharfer, kegelförmiger Basis. Noch eine dritte Art dieser Frucht giebt es in den Waldungen der Hochplateaus, die aber nicht gesucht wird, wie die andere, von wegen ihres starken anisähnlichen Geschmackes. Auch machte mich der Gouverneur auf die sogenannte „flor de la calentura," oder Fieberblume, aufmerksam, die zu gewissen Stunden des Tages eine fühlbare Menge von Wärmestoff ausstrahlt. Die Botaniker wissen, daß mehrere Pflanzenklassen im Momente der Befruchtung diese Eigenthümlichkeit zeigen, die besonders am caladium pinnatifidum beobachtet wurde. Erwähnenswerth ist, daß die Indianer ohne Anwendung eines Thermometers schon durch Berührung dies herausgefunden. Eigenthümlich ist aber, daß diese Blume bald verwelkt, sobald sich diese Erscheinung an ihr bemerklich macht; obwohl wir uns große Mühe gaben, eine solche Blume bei unserem Ausfluge ausfindig zu machen, wollte es mir nicht glücken, sie beobachten zu können.

Als wir Dolores verließen, waren wir der wildromantischen Natur ihrer Umgebungen mit ihren Fichtenwaldungen und Nebeln keineswegs überdrüssig geworden. Was uns aber noch mehr fesselte, war die wunderbare Ruhe, die das Charakteristischste dieser Gegend ist. Der größere Theil der Einwohnerschaft ist nie aus der nächsten Umgegend der Stadt je herausgekommen, und so bilden sie sich ein, daß sie den Inbegriff der ganzen Welt vor sich sähen! Kaum kann man ihnen begreiflich machen, daß

es Länder giebt, wo keine Bananen wachsen, wo der Mensch arbeitet, selbst ohne daß er es nöthig hätte. Mit einem Worte: sie kennen nichts von den zahllosen Genüssen unserer Welt, bei denen freilich gar zu oft Herz und Geist seine Befriedigung nicht findet. Alle die Eigenschaften, die ich an den Bewohnern von Flores rügte, gelten durchgängig auch hier, wo man kein Streben noch Thatkraft besitzt und nicht an das Morgen denkt! Das Leben rinnt hier in gleichgültiger Selbstvergessenheit dahin, doch möchte ich nicht sagen, daß die Leute hier glücklich zu nennen wären!

— Schon habe ich gelegentlich darauf aufmerksam gemacht, daß gerade während meiner Anwesenheit im Peten-Bezirke eine große Getreidetheuerung eintrat, und gerade dieser Umstand trug dazu bei, meine Abreise von hier zu beschleunigen, denn die Lebensmittel fingen an buchstäblich hier auszugehen. In den Indianerdörfern giebt es nämlich keine Fleischer, so daß man hier nicht nach Belieben Fleisch bekommen kann. Wer Vieh besitzt, schlachtet nur dann, wenn er Geld bedarf und die Käufer holen sich dann ihr Fleisch, das in Stücke zerschnitten, gesalzen und in der Sonne gedörrt wird. In der Stadt Dolores wurden trotz seiner Bevölkerung von mehr als 1300 Seelen nur zwei Ochsen in einem Monat geschlachtet, und wir trafen es so unglücklich, daß während unseres Aufenthaltes kein Ochse geschlachtet wurde; dazu gab es nur wenig Geflügel und Eier und kaum irgendwelche Vegetabilien. Die einzigen Pflanzen, die ich hier zu häuslichen Zwecken kultiviren sah, bestanden in einigen Pfefferarten, dem Flaschenkürbis, einer Münzenart, die hier Herba buena heißt und der Anotta. Wir mußten aus der Noth eine Tugend machen und Macao-Papageien verspeisen, die wir in den nahen Fichtenwaldungen schossen, während die Spitzen der Palmbäume unser Gemüse bildeten. Der gute Morin that sein bestes, um die schmale Kost so gut als möglich herzurichten; bei aller seiner Kunst aber blieb der Spitzenkohl bitter und das Papageienfleisch zähe und trocken. So sahen wir uns denn schon Ende Juli gezwungen, von Dolores unter Begleitung des Gouverneurs nach dem Dorfe Poptun weiter zu ziehen. So fand ich denn wieder Gelegenheit den Scharfsinn meines Maulthieres zu bewundern und zu beobachten, mit welcher Vorsicht es auf schlechten Straßen sich vorwärts bewegte. Es thut keinen einzigen Schritt, ohne

gleichsam zuerst den Boden geprüft zu haben, denn es folgt nicht mechanisch dem Thiere, das ihm voranschreitet und es verliert nie seine Geistesgegenwart, wie ein Pferd, das bei Gefahr auf dem kürzesten Wege davon rennt. Sobald das Maulthier Hindernisse vor sich sieht, hält es an, als überlege es, was zu thun sei, und dann erst schreitet es voran und hat gewöhnlich das Rechte getroffen. Meistens sucht es dem Rande der Straße zu folgen, wo es fest auftritt, sich aber um seinen Reiter nicht sonderlich kümmert, der sich ja davor in Acht zu nehmen hat, daß er nicht von Felsenvorsprüngen oder Baumzweigen verletzt werde; das Maulthier scheint nur um die eigene Sicherheit bekümmert!

Gegen Mittag rasteten wir unter dem Schatten eines Palmwaldes, der die verschiedensten Gattungen von Palmen zeigte. Eine Gattung von Lycopode, mit herabhängenden Stielen, zog sich über den Boden hin, wie ein Sammtteppich und inmitten dieses glänzenden Grün sah man Hunderte schlanker mit Dornen bewachsener Stämme, deren Früchte, die nicht minder mit Dornen versehen, sich herab neigen. Ueber allen andern Palmen erhaben, bewunderte ich die Corypha-Palme mit ihrem Stamme und allenthalben gewahrte ich neue Schößlinge ihre Blätter entfalten, die sich wie riesige Sonnenschirme ausnehmen. Auf die Jalacte wurde ich vor Allem aufmerksam, da sie die Eigenthümlichkeit hat, daß ihre Rinde, wenn sie noch jung und mit einem scharfen Instrumente abgekratzt wird, an der Luft schwarz wird. Man erzählt sich, daß ein spanischer Offizier, als er sich in einer gefährlichen Lage befand, mit seinem Degen die Rinde dieser Pflanze bezeichnete, um den ihn folgenden Soldaten Winke zu geben, wie sie sich zu verhalten hätten. Unter diesem prachtvollen Palmendome wird unser Interesse auf das Lebhafteste wach gehalten. Auffallen mußte es mir auch, daß die Myriaden von Schmarotzerpflanzen im Schatten dieser Wälder, so glänzen und duften, als ginge ihnen Luft und Sonne nicht ab. Unter dem Bemerkenswerthesten dieser Art muß ich eine Orchideenart erwähnen, deren Blume einer Lilie an Schneeweiße gleicht, mit Rosaflecken, und die einen starken Benzoegeruch aushaucht (Stanhopea); dieser Duft lockt Schwärme von Schmetterlingen der gefälligsten und mannichfaltigsten Form herbei, die fast sämmtlich zur Familie der Heliconiden gehören.

Als wir weiter in den Wald kamen, begegneten wir riesen-

haften Kalksteinblöcken, die man fast von Menschenhand aufgeführt halten möchte, auf denen Sapotes-, Lorbeer- und Mahagonibäume ihre Wipfel in die Lüfte steigen lassen. So kamen wir denn unter den Wundern einer unvergleichlichen Natur zu den Ufern des Machaquilan-Stromes, von dem wir nicht wußten, ob er zu passiren wäre, denn er schwillt wie alle Bergströme hier so plötzlich an, daß er in wenigen Stunden zu einem Waldstrome anwächst, der Alles mit sich fortreißt. Wer nicht den Muth hat, sich auf einem gebrechlichen Floß hinüber zu wagen, der muß im Schatten eines Baumes ruhig abwarten, bis die Wasser wieder sinken. Dieser Strom hat schon manches Opfer gekostet, doch hatten wir nunmehr unser Leben nicht zu wagen, denn der Fluß war ebbe und es war nicht zu befürchten, daß die Fluth uns fortriß; dieser Strom gleicht allen Flüssen, die wir noch zu passiren hatten und die sich in den Usumasinta ergießen. Sobald wir über den Fluß gesetzt, nahm die Gegend ein ganz neues Aussehen an, denn wir kamen in eine solche, die durch Fichtenbüsche mit Savannen beständig wechselnd, mir sehr ins Auge fiel; eine weite Ebene sah ich vor mir, deren Baumgruppen in den mannichfaltigsten Formen das Auge ergötzen. Mitunter bildeten sie wahre Pyramiden von Grün und nahmen gar sich wie Riesensträuße aus. Höheren Fichten war ich noch nie in Amerika begegnet, denn sie erreichen oft die Höhe von 150 Fuß; die Eingebornen unterscheiden zwei Arten, die dreiblätterig sind, doch in Farbe und Dichtigkeit des Holzes verschieden sind, obwohl Früchte und Laubwerk sich ziemlich gleichen. Das Holz des „pino colorado," der sogenannten rothen Fichte, ist röthlich an Farbe und so voller Harz, daß es halb durchsichtig ist, während das Holz des „pino blanco" oder der weißen Fichte lichtgelb ist, mit zarteren Fasern und nicht so harzreich ist. Beide Arten unterscheiden sich wesentlich von den Cubafichten, während sie jenen des mexikanischen Tafellandes ganz gleichkommen.

— Schon in einer Entfernung von einer halben Stunde von Poptun nehmen die Savannen an Ausdehnung zu; die Hügel senken sich und Baumgruppen werden seltener, während sich ausschließlich nur noch Fichtenbüsche hier sich vorfinden. Man darf wohl behaupten, daß man an diesem Punkte von einer tropischen Landschaft wenig merkt und wer sich plötzlich hieher ver-

setzt fände, würde vermeinen, sich in den Ebenen des Nordosten von Europa zu finden. Es war schon Abend geworden, als uns die weißen Häuser von Poptun freundlich entgegenschimmerten; wir waren froh, eine Raststätte zu finden, denn dunkle Wolken lagerten sich am Horizonte und die frische Brise, die durch die Waldung pfiff, rauschte in den fernen Baumwipfeln wie eine tosende Brandung; die Täuschung war so auffällig, daß ich mich wirklich in der Nähe des Meeres glaubte. Poptun ist kaum ein Dorf zu nennen und was bei seiner Abgeschlossenheit in den Savannen vor Allem mein Interesse weckte, liegt blos in seiner romantischen Lage. So lange ich dort verweilte, stieg ich in der Abenddämmerung auf einen Hügel, wo ich die köstlichste frische Luft athmete und von dem ich auf die unendliche Ebene hinabschauen konnte, auf welcher sich die dichten Fichtengruppen mit kegelförmigen, sehr regelmäßig geformten grünen Hügeln abwechselten. Etwa eine viertel Stunde davon zieht sich eine große Hügelkette hin nach Norden, während nach Süden, soweit der Horizont sich erstreckte, die Fichtenwipfel hin und her rauschten wie die grünen Wogen der See. Wie weit diese Fichtenwaldungen sich hinziehen mögen, vermag ich nicht genau zu bestimmen, obwohl ich Grund zur Annahme habe, daß sie sich bis zum Golf von Honduras fortziehen. Ich machte dem Gouverneur von San Luis, dessen Gast ich war, den Vorschlag, einen Ausflug in dieser Richtung zu machen, um uns darüber zu vergewissern. Anfangs schien er auf meinen Gedanken einzugehen, dann aber suchte er mich davon abzubringen, indem er alle erdenklichen Schwierigkeiten dawider geltend machte. Für die Bevölkerung von Peten wäre es aber von wesentlichem Interesse, sich darüber zu vergewissern, ob die Bay von Honduras in dieser Richtung zu erreichen wäre, denn nichts würde zum Flore des Landes mehr beitragen können, als durch eine bequeme Verbindung mit der See den mannichfaltigen Produkten des Landes Ausfuhrwege zu eröffnen. In Betreff des Klimas habe ich von diesem Punkte nur zu erwähnen, daß es dem von Dolores sehr gleich kommt, denn am Tage erreicht die Temperatur eine Höhe, wie sie in der heißen Zone zu finden ist, während die Luft gegen Abend in Folge der Nebel wieder kühl und feucht wird. Was den Prairieen hier ihre Ueppigkeit und frischen Glanz sichert, ist der Umstand, daß sich hier in der Tiefe sechs

Fuß überall Wasser findet, denn der Boden scheint ganz damit gesättigt. Die Fichten gedeihen hier trefflich und wachsen so rasch, daß sie im ersten Jahre schon die Höhe von einem Yard erreichen. Auf den Mais wirkt die Feuchtigkeit des Bodens hier aber störend ein, denn er gedeiht erst im fünften Monate zur Reife, während das Zuckerrohr erst mit dem zehnten Monate seine Reife erlangt. Es ist begreiflich, daß unter solchen Umständen dieses Tafelland bei den Eingebornen als Tierra fria gilt. An einem düstern Morgen, der schlimmes Wetter ahnen ließ, entschlossen wir uns weiter zu ziehen und wider Erwarten verstand sich mein Wirth dazu, uns zu begleiten, so dankbar ich auch seine Gefälligkeit ablehnte. Er gab aber vor, Geschäfte in San Luis zu haben und man wird kaum errathen, was ihn bewog, mit uns zu ziehen; er wollte nämlich ein kleines Viehgeschäft machen, denn er nahm eine Kuh mit, die ihn nur acht Dollar gekostet und die er dort zu dreißig Dollar an den Mann zu bringen gedachte. Wie vorausgesehen, trat schlimmes Wetter ein, wie es im tropischen Amerika nur zu unerwartet oft sich erhebt. Ein furchtbares Sturmwetter, begleitet von einem Wolkenbruche, brach los und dabei mußten wir durch eine tiefe Felsschlucht, durch welche die Wasser sich von den Höhen hinabwälzten, während das ganze Firmament in Blitzen leuchtete. Die ganze Natur war in Aufruhr und selbst unsere Maulthiere, die sonst nicht so leicht außer Fassung zu bringen, geriethen in eine solche Furcht, daß sie durchgingen und unser Gepäck gar ins Wasser geschleudert wurde. Gegen die Natur war nicht anzukämpfen und ein Glück für uns war es, daß das Sturmwetter nicht lange anhielt, obwohl die Schlucht bis zur Brusthöhe eine Schlammfluth zeigte. Wir waren froh, als wir aus dieser Felsenschlucht ins Freie gelangten und die Schönheit der Natur in ihrer ganzen Pracht bewundern konnten. Die Regentropfen perlten an den Zweigen und ich hatte hier das Vergnügen, zum ersten Male das zarte Blätterwerk der Farrenstaude zu beobachten. Am Ziele unseres Tages waren wir aber nicht so bald, denn wir mußten über einen sumpfigen Marschboden weg, der durch Bambuspflanzungen sehr schwierig zu passiren und wo wir durch Musquitoschwärme viel zu leiden hatten. Ganz durchnäßt und erschöpft kamen wir nach eilfstündigem Ritte nach dem Dorfe San Luis.

„Sie sehen," rief mir mein Begleiter zu, „wie es hier zu Lande aussieht, zum Glück brauche ich aber nicht immer hier zu wohnen!" Auf einem etwas hochliegenden Terrain, das mit Gräben und Büschen abwechselte, gewahrten wir eine Gruppe schmutziger Hütten; das war San Luis! Als wir vorüber ritten, sahen wir einige Indianer auf dem Boden sitzen, die schweigend uns passiren ließen. Ein Riesenwald zieht sich amphitheatralisch um das Dorf und scheint sich bis zu den Zacken und Firnen der Sierras fortzuziehen, die den Horizont umschließen. Nie habe ich einen Wald gesehen, der einen so ernsten Eindruck auf mich gemacht hätte! Nach Westen zu zieht sich ein enger Pfad durch das Pflanzenlabyrinth, der in eine Bergvertiefung führt, durch welche die Straße von Guatemala sich windet; bei alledem macht es einen erfreulichen Anblick in den Strahlen der untergehenden Sonne die Palmbäume des engen Weges schimmern zu sehen. Als ich diese Wildniß vor mir sah, begriff ich nur zu gut, wie der Gouverneur, der sich dabei so gut auf den Viehhandel verstand, diese Wildniß verabscheute und sich nach den lachenden Hügeln von Poptun zurücksehnte. Die Indianer von San Luis scheinen aber diese Vorurtheile nicht zu hegen, denn alle Bemühungen blieben fruchtlos, um sie zu bestimmen, sich in anderen Gründen anzusiedeln, wo sie sich dem Ackerbau widmen könnten. Was sie bestimmt, hier zu bleiben, ist, daß sie zu Poptun nicht treiben können, was ihnen beliebt, während sie inmitten der Wälder von San Luis sich betrinken können und thun, was ihnen gefällt. Ganz unabhängig leben zu können, darin besteht ihr Glück und nach ihrer Heiterkeit zu schließen, sind sie mit ihrem Loose sehr zufrieden. Ueberhaupt habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Indianer, wenn sie für sich leben, weit froher sind, als wenn sie mit den Weißen zusammen leben, deren Bedürfnisse sie sich dann auch zu eigen machen, obschon sie moralische Befriedigungen und geistige Genüsse kaum kennen. Obwohl die Indianer von San Luis nur dürftig gekleidet sind und vor Wind und Wetter kaum geschützt, sind sie bei der ärmlichsten Kost immer zufrieden. Vieh könnten sie freilich züchten, das kostete ihnen aber zu viel Mühe, wohingegen sie Mais und Bohnen blos zu pflanzen brauchen; die Banane wächst wild und der Spitzenkohl der Palme ist reichlich im Walde zu finden. Ihr ganzer Handelsverkehr besteht darin, daß sie ein wenig Tabak

in ihren Milpas, den Maisfeldern ziehen und auch den Kakao zu vertauschen wissen, den sie gelegentlich im Walde sammeln. Die Kakaobäume wachsen hier selten isolirt; was die Indianer nicht brauchen und die eßgierigen Papageien, die zur Incazeit ganze Kakaofelder ausplünderten, stehen lassen, wird auf den Boden vom Winde ausgestreut, wo dann neue Kakaopflanzungen entstehen, die dem Ersten, der sie findet, angehören. Der Fund einer solchen Pflanzung ist hier ein Rechtstitel, der vom Vater auf den Sohn vererbt. Wenn die Zeit gekommen, wo der Kakao reif geworden, ziehen die Indianer in die Waldungen, wo sie sieben bis acht Tage verweilen, um reiche Ausbeute zu machen; in solchem Falle ist der Indianer recht fleißig und weiß seine körperliche Gewandtheit und Kraft so anzuwenden, wie ein Weißer es kaum vermöchte. Diese Indianer sind auch zum Christenthum bekehrt und der Pfarrer von Dolores kommt alljährlich nach San Luis, um hier Messe zu lesen, die Kinder zu taufen und die im letzten Jahre geschlossenen Ehen einzusegnen. Der Pfarrer weiß die Verhältnisse hier zu würdigen, doch die Indianer selbst verstehen nicht allzuviel vom Sakramente der Ehe, die bei ihnen in der naturwüchsigsten Form eingegangen wird.

In San Luis hatten wir viel vom Klima zu leiden, das hier eben so heiß als feucht ist. Die Atmosphäre ist hier schwül und so wenig bewegt, daß sie mit Miasmen übersättigt ist, denen ein Fremder nicht lange widerstehen kann. Wir fanden ein Unterkommen im Cabildo oder Gemeindehause, eine ärmliche Hütte, die wir mit einem halben Dutzend halbnackter Indianer zu theilen hatten, die oft betrunken waren und immer lärmen mußten. Zu meiner Verwunderung vernahm ich von ihnen, daß sie in Diensten der Regierung ständen und die Vollstrecker der Urtheile wären, die der Gouverneur bei seiner Anwesenheit zu fällen hat. Da er aber nur selten nach San Luis kommt, so geht es ihm hier wie dem Pfarrer und seine Zeit ist dann wohl ausgefüllt. Von Morgens früh bis Abends spät nimmt er dann seinen Sitz zwischen den Alcalden ein und sein Gesicht nimmt dann die möglich ernsteste Miene an, wobei er nicht unterläßt, sein Urtheil mit Nachdruck und Feierlichkeit zu fällen. Sein indisches Gefolge regt sich dann nicht und lustig ist es anzusehen, mit welcher Würde die Diener der Gerechtigkeit dann ihre großen „Rohr-

stäbe mit Silberknopf," als Abzeichen ihrer Würde, an die Nase halten, als wären sie aus Bronce gegossen, während die Gerichtshäscher auf dem Boden hingelagert, oder unter dem Tische berauscht eingeschlafen sind, dazu dann ein gemischtes Publikum dunkel gefärbter Indianer, deren ungekämmtes Haar und schmutzige Kleidung nicht den angenehmsten Eindruck macht. Ich mußte mir doch einmal ansehen, wie hier die Justiz geübt wird und der erste Fall betraf einen Streit zwischen einer Frau und einem alten Manne, die beide ihre Sache selbst führten. Wahrhaft erstaunlich aber ist die Redseligkeit dieser Indianer, denn sie schwatzen unerschütterlich weiter fort und haben einen Redefluß, daß man gar nicht weiß, woher ihnen der Athem kommt. Auffallend ist aber dabei die Ruhe, mit der sie die Einwürfe ihrer Gegner anhören und nur zu sehr bedauerte ich, daß ich mir über ihre Beredsamkeit kein Urtheil erlauben konnte, doch glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, daß sie mehr Worte als Gründe vorbrachten. Da ich mich mit dem bescheiden mußte, was der Gouverneur lakonisch verdolmetschte, so habe ich nur zu sagen, daß das Weib den alten Mann beschuldigte, er hätte ihrem eigenen Manne etwas angehext. Die Verhandlung dieser seltsamen Klage hatte früh Morgens begonnen, als ich noch in meiner Hängematte lag, doch als mir die Sache zu lange währte, wurde ich ungeduldig und wollte mich von meinem Lager erheben, wovor ich mich aber scheute, da mein Nachtgewand etwas zu luftig war. Endlich aber ward ich der Sache doch so überdrüssig, daß ich mit einem Sprunge auf den Boden kam, um meine Beinkleider mindestens zu erfassen; ich hätte mir aber diese Rücksichten wohl ersparen können, denn die Zuschauer schienen sich durchaus nicht zu verwundern ob meiner etwas späten Toilette. So lange ich in San Luis blieb, dauerte die Gerichtskomödie fort und es schien den Indianern Kurzweil zu verschaffen, in der Morgenstunde gerade mich zu besuchen. So selten verirrt sich ein Weißer in diese Gegenden, daß die Ankunft eines solchen Fremden bei den Indianern ein Ereigniß ist. Auch bei den Europäern giebt es mitunter eine Neugier, die nicht minder zudringlich wird, wie jene dieser Naturkinder der Wüste, trotzdem wir uns für civilisirter halten!

— Für den Conchologen ist San Luis ein wirkliches Paradies! Wie manche Stunde verbrachte ich hier im Walde und

suchte nach seltenen Muscheln, die in den Felsspalten versteckt lagen, und welcher Genuß war es für mich, unter dem gefallenen Laube und Moosgestein eine Naturseltenheit aufzustöbern und wohl darf ich sagen, daß ich in dieser Beziehung an einem einzigen Tage mehr Genuß empfunden, als in einem ganzen Jahre gewöhnlichen Salonlebens! Alle Entbehrungen und Mühseligkeiten meiner Reise waren da mehr als aufgewogen, und ich meine, daß nur ein Naturforscher diesen Genuß mit mir begreifen kann. Mag sein, daß es Menschen giebt, die nicht verstehen, wie man ein so lebhaftes Interesse selbst an den winzigsten Geschöpfen nehmen kann und die nicht fassen, wie der Fund einer bisher unbekannten Muschel mich in Entzücken versetzen konnte! Darauf habe ich nur die Antwort, daß Nichts in der Natur unserer Aufmerksamkeit unwerth ist, daß Nichts gering zu schätzen ist, denn alles Geschaffene steht im innigsten Zusammenhange. Mit Recht sagte Hobbes, „Gott ist nicht minder groß im kleinsten seiner Werke, als in der Unendlichkeit des Weltalls; das Studium des kleinsten Insektes ist ein Gegenstand, der die erhabensten Gedanken aufkommen läßt! Wer der Wissenschaft lebt, dessen Geist findet Ruhe vor den bittern Aufregungen der Welt, denn eine unendliche Welt enthüllt sich vor ihm, die mehr Ruhe und Glück bietet als Alles, worin sich die menschlichen Interessen bewegen!" Wohl darf ich an dieses Wort erinnern, denn es wandte mich den Naturstudien zu, gerade weil ich diese Wahrheit empfunden hatte!

— In den Waldungen von San Luis gehören giftige Reptilien nicht zu den Seltenheiten und die Indianer fürchten dieselben um so mehr, als sie durchaus kein Gegenmittel wider deren Biß kennen. Ich hatte die Genugthuung einen trigonocephalus zu erlegen, den wir unter dem Schatten eines Felsens im Schlafe überraschten. Der Indianer, der mich auf die Schlange aufmerksam gemacht hatte, wagte nicht, sich ihr zu nähern. Ein paar Tage später hatten wir das Glück, eine Boa lebend zu fangen, wobei mein Indianer sich bei weitem muthiger zeigte, da er diese Schlangenart nicht für so giftig hielt, denn mit einem Griff erfaßte er die Schlange, die uns nicht mehr zu entrinnen vermochte. Bemerkenswerth ist die Lebenszähigkeit dieser Reptilien und sollte man es glauben, daß mein trigonocephalus selbst noch zu beißen suchte, nachdem der Kopf vom Rumpfe getrennt

war. Beim „croatalus horridus“ machte ich noch eine auffallendere Beobachtung, die ich nicht übergehen will. Wir hatten im Walde ein solches Reptil gefangen und da es uns schien, daß es keine Spur von Leben mehr hätte, hatten wir es aufgehängt, um seine Haut abzuziehen. Morin war gerade damit beschäftigt, und eben im Begriff, den Kopf vom Halswirbel abzulösen, als mit einem Male die Schlange ihren Schwanz emporzog und seinen Arm fest umschlang, was ihr Geschick freilich nicht mehr ändern konnte. Ihr Kopf zeigte noch eine gute Weile, daß das Leben nicht gewichen und der Rumpf machte noch eine geraume Zeit lang die natürlichsten Bewegungen, nachdem die Haut abgezogen war. Einem Naturforscher sind dieses freilich bekannte Dinge, denn bei allen Reptilien ist die Reizbarkeit der Muskeln im höchsten Grade entwickelt.

— Abgesehen von der natürlichen Furcht der Indianer vor dem Schlangenbisse hegen sie auch noch die lächerlichsten Vorurtheile, die gerade nicht für ihren Verstand sprechen und nicht darf ich vergessen, daß die unter ihnen lebenden Spanier diese Abgeschmacktheiten nicht minder glauben. So erzählte mir unter Anderm mein Gouverneur von San Luis, daß der Biß einer gewissen Eidechsenart, der man hier den Namen Scorpion beigelegt, ebenso schrecklich wäre, wie der Biß der Klapperschlange. Er versicherte mir gar, ihr Biß wäre ganz unheilbar, denn es gäbe kein Mittel dawider und dazu wußte er mir eine Menge von Fällen aufzuführen, daß ich wirklich begierig wurde, diesen angeblichen Scorpion kennen zu lernen. Zu dem Ende setzte ich einen hohen Preis darauf, falls ein Indianer mir ein solches Wunderthier verschaffen könne und keine zwei Tage vergingen, so erfuhr Morin, daß man in der Kirche des Dorfes einen Scorpion gesehen haben wollte. Morin eilte sofort hin und da er so gut wie ich wußte, daß Eidechsen nicht giftig sind, so eilte er unverweilt nach dem Orte hin, wo sich das Ungethüm befinden sollte, was die Indianer mit wahrem Entsetzen erfüllte. An der Wand kroch die Eidechse umher, die freilich von der scheußlichsten Häßlichkeit, dabei aber ganz harmlos war; denn diese Eidechse gehört zur gekotianischen Familie. So trug denn Morin nicht das mindeste Bedenken, sie am Nacken zu fassen und den staunenden Indianern vorzuhalten, was das größte Aufsehen im Dorfe erregte. Die Indianer wollten aber trotz alledem nicht

an die Ungefährlichkeit des Reptils glauben und meinten, der gute Morin besäße ein geheimes Gegenmittel, das er bei sich führe. Selbst der Gouverneur wollte sein Vorurtheil noch nicht fahren lassen und so sahen wir wohl ein, daß die Indianer von San Luis durch diese Erfahrung noch nicht belehrt worden; Vorurtheile haften zu sehr, als daß sie leicht ausgerottet werden könnten.*)

*) Diese Eidechse findet sich im Cataloge des Pariser Museums unter dem Namen Gymnondactylus scapularis, Dum.

VIII.

Abenteuer im Walde.

Indianische Träger — Abreise von San Luis — Marschordnung — Indianische Führer und Sitten — Charakter der Gegend — Schlechte Wege — Eigenthümliche Vegetation — Der Rio Santa Isabel — Das Moschusschwein — Die Klugheit der Boaschlange — Der Rancho Chichac — Eingeborne Aerzte und ihre Lanzetten — Düstere Wälder — Eine Nacht in einer Höhle — Ein ausgetrocknetes Seebett — Campamac — Der Rio Chimuchuch — Eine Naturbrücke — Ein Zusammentreffen und Befürchtungen — Unsere Führer verlassen uns — Berathung was zu thun — Die Führer kommen wieder — Die Wanderung wird wieder aufgenommen — Der Gipfel des Leagua — Prächtige Aussicht — Die Stadt Cahabon — Der Pfarrer — Herberge im Kloster.

— Die Straße zwischen San Luis und Cahabon ist eine so schwierige, daß sie für Pferde und Maulesel nicht zu passiren ist. Beide Orte, wovon der erstere zu Peten, der letztere zu Vera paz gehört, sind durch ununterbrochene Waldungen geschieden, die sich fünfzig Stunden hinziehen. In der trockenen Jahreszeit ist der Weg in zehn Tagen zurückzulegen und da das Gepäck nur auf dem Rücken der Indianer fortzuschaffen ist, so hat man das unerfreuliche Schauspiel, daß der Mensch zum Lastthiere wird. Freilich sind die Indianer der Centralprovinzen an ein solches Leben gewöhnt, das ihre Väter vor undenklicher Zeit schon getrieben. Diese Indianer schleppen nicht blos die Waaren und das Gepäck der Reisenden fort und tragen selbst die Reisenden mittelst Riemen fort, der zwischen ihren Schultern hängt. Allerdings ist diese Manier zu reisen nicht die angenehmste, ganz abgesehen davon, daß ich keine Lust hatte, eine solche Last den Indianern zuzumuthen und so lehnte ich rund weg das Anerbieten des Gouverneurs von San Luis ab, mir solche Träger zu schaffen, obwohl wir selbst gerade nicht in der Lage waren, einen

Fußmarsch durch die Wälder anzutreten. Morin litt am Fieber, sogar meine Fida hinkte auf drei Füßen und ich selbst hatte nicht minder Veranlassung, meiner Kraft zu mißtrauen. Don Luis, als Corregidor des Ortes, hatte sich anheischig gemacht, mir eine Begleitung der zuverlässigsten Männer des Landes zu verschaffen. Wie verwundert war ich, aber nicht, als ich sah, wie man am Vorabende meiner Abreise gerade zwei für mich bestimmte Männer in das Ortsgefängniß führte und noch größer wurde mein Erstaunen, als ein Dritter sich freiwillig im Gefängnisse einfand. In meiner Unruhe darüber eilte ich hinaus, um mich über die Lage der Dinge zu vergewissern und da hörte ich zu meiner höchsten Ueberraschung, man hätte die Indianer aus Vorsicht eingesteckt, denn da sie gewöhnlich bei ihrer Annahme Vorschuß erhalten, so pflegen sie meist so viel zu trinken, daß sie zur Stunde des Abmarsches nicht dazu im Stande wären, wenn man sie in Freiheit ließe. „Sehen Sie, sagte Don Luis, sie sehen selbst ein, wie zweckmäßig unser Verfahren ist,“ und dabei wies er mit dem Finger auf einen seiner Hausdiener hin, der sich gerade ins Gefängniß begeben wollte. Morin hatte ihn nämlich als Dolmetscher auf die Empfehlung des Gouverneurs hin zu unserer Waldwanderung angenommen. So trafen wir denn in der Nacht unsere Vorbereitungen zu unserer Abreise und meinten, daß uns jetzt nichts mehr im Wege stände fortzukommen, doch bei Tagesanbruch vermißten wir zwei unserer Führer, die Morin leider vergessen hatte, einsperren zu lassen. All' unser Suchen war vergebens, so gut hatten sie sich zu verstecken gewußt und was unsere Verlegenheit noch vergrößerte, war, daß unser Gouverneur bereits nach Poptun sich auf den Weg gemacht und wir also mit den beiden Alcalden uns allein zurecht finden mußten, von denen keiner ein Wort spanisch verstand. Kaum war es bekannt geworden, daß der Gouverneur den Ort verlassen, so wollte die ganze Einwohnerschaft, die fünf Tage lang nüchtern geblieben, nachholen was sie versäumt hatte. Ein Schauspiel erlebte ich, wie keine Phantasie malen kann: Männer, Frauen und Kinder, die Greise nicht ausgenommen — die wachthabenden Indianer sammt ihren Gefangenen, sie waren allesammt vor Sonnenuntergang betrunken und schreiend und lärmend durchzogen sie taumelnd die Straße des Ortes! Ich gestehe, es fing uns an nicht gut zu Muthe zu werden, denn wir wußten,

wozu berauschte Indianer wohl fähig wären; es wurde uns bange und wir empfanden die Nothwendigkeit, möglichst rasch dem Orte den Rücken zu kehren. Ein Glück für uns war es, daß in diesem Momente der Kurier von Guatemala in Begleitung von drei Cahabon-Indianern im Dorfe eintraf, wo er übernachten wollte. Er hatte Theilnahme genug an meiner Lage, um mir guten Rath zu geben, der mir von Nutzen war. Zunächst ließ ich den ersten Alcalden rufen, dem ich eine derbe Zurechtweisung zu Theil werden ließ und dazu ihm zu verstehen gab, daß der Corregidor seine Fahrlässigkeit ihn büßen lassen werde, mit der Drohung: würden meine Führer nicht herbeigeschafft, so müßte ich die Indianer des Kuriers auf seine Kosten für unsere Reise annehmen. Diese Drohung wirkte; der Alcalde, der zum Glück noch ein Neuling im Amte war, entschuldigte sich so gut er konnte und versprach mir Alles zu meiner Zufriedenheit zu ordnen, womit er Wort hielt. Zwischen Cahabon und San Luis reist der Kurier nie allein und selbst Indianer wagen sich in diese Einöden nur in Gesellschaft vor, schon um bei den Schwierigkeiten des Weges sich wechselseitig Hülfe zu leisten. Da der Weg von San Luis nach Peten aber ganz gefahrlos ist, so hätten die Indianer des Kuriers mich sehr gut durch den Wald geleiten können. Die Nacht brach ein und mit ihr wußten wir uns der betrunkenen Indianer zu entledigen, die sich nicht gescheut in unserem Zimmer ihr Wesen zu treiben. Morin machte wenig Umstände mit ihnen und warf sie zur Thüre hinaus. Wo sie hinstürzten, da blieben sie liegen und die Sonne fand sie noch in der erbaulichsten Lage von der Welt. Als der Morgen graute, hatte man das Gefängniß geöffnet und wir hatten das Vergnügen, unsere halbnüchternen Reisegefährten bei uns eintreten zu sehen; die Wächter hatten es nicht besser gemacht, wie ihre Gefangenen.

— Ihres schwächlichen Körperbaues ungeachtet sind die Indianer von San Luis kräftig genug, vier Arrobas (eine Centnerlast) über die schlechtesten Straßen fortzuschaffen. Bemerkenswerth ist, daß ihre Last zwischen den Schultern durch ein breites Band festgehalten wird, das solchergestalt um die Stirne geschlungen ist, daß der größte Theil der Last auf den Cervikalmuskeln und dem Rückgrathe ruht. Wohl durch lange Uebung, möglich aber auch durch Erblichkeit, sind diese Körpertheile unter

den Bergbewohnern Centralamerikas auffallend entwickelt. Meine Reisegesellschaft bestand aus sieben Indianern, wovon drei meine naturhistorischen Sammlungen zu tragen hatten, während zwei mein Gepäck und einer mein Lagergeräth auf den Schultern trugen; der siebente Indianer sorgte für unseren Magen, indem er unsere Tortillas, etwas Pökelfleisch, einigen rohen Zucker und ein Dutzend frische Bananen trug; mehr war in San Luis für unsere Wanderung nicht aufzutreiben. Was unsere Indianer anlangt, so wußten sie sich mit etwas gemahlenem Mais, wenigen Bohnen und Pfeffer und Salz zu behelfen, wobei sie freilich sich auf den günstigen Zufall verließen, der ihnen gelegentlich bessere Kost zuführte. Nicht darf ich unerwähnt lassen, daß die Indianer bei aller ihrer Vorliebe für geistige Getränke auf der Reise nie einen Tropfen Branntwein genießen, denn die geringste Abweichung von ihrer täglichen Lebensweise kann ihnen auf dem Wege das Leben kosten. Billig genug war der Lohn dieser Naturmenschen, denn für die ganze Reise von San Luis nach Cahabon bekam jeder nur drei Dollar und dazu hatten sie für ihr Essen zu sorgen.

— So war denn endlich der Augenblick gekommen, wo wir im seltsamsten Aufzuge unsere mühselige Wanderung antraten. Unsere Indianer, nackt bis zum Gürtel, trugen jeder ein macheté in der rechten Hand, während sie unter dem linken Arme ein petaté, eine Art Matte, die aus Palmblättern bestand, gerollt trugen. Ich muß gestehen, ein malerisches Bild war es, zu sehen, wie sie aus dem hochgelegenen Dorfe in den Wald hinunter stiegen, während ihre Verwandten und Freunde ihnen gute Reise wünschten und ihnen gar aus den Hütten Erfrischungen reichten. Aufrichtig gestanden, rührte mich diese herzliche Theilnahme und ich gestehe, sie hätte nachhaltigeren Eindruck auf mich gemacht, hätte ich nicht am Ende wahrgenommen, daß trotz der frühen Morgenstunde schon viele Indianer berauscht waren. Der Kurier, mit dem wir zusammen getroffen, hatte mir den Rath ertheilt, ein wachsames Auge auf unsere Führer zu haben, nicht etwa, weil die Indianer von San Luis so schlimm wären, daß wir für unsere Person auf der Reise zu fürchten hätten, sondern vielmehr, weil man für ihre Ehrlichkeit gerade nicht einstehen könne, denn sie wären wohl fähig, mit unserem Gepäck auf und davon zu gehen. So fanden wir es denn für gerathen, vom er-

sten Tage an die Einrichtung zu treffen, daß einer der Führer an der Spitze des Zuges einhergehe, während der andere Führer die Nachhut bildete. Auf solche Weise gedachten wir, könnten wir sie am besten immer im Auge halten. Hiezu kam noch, daß unsere Fida in der Nacht die Rolle einer Schildwache spielte, denn sie schien vollends zu begreifen, worum es sich handle und sobald einer der Indianer nur seine Hängematte des Nachts verließ, weckte uns Fida durch ihr Gebell. Lustig war es anzusehen, wie die Indianer durch Liebkosungen sich das Thier zu gewinnen suchten und so spärlich ihre Kost auch war, reichten sie dem Hunde manchen Bissen; Fida ließ sich dies Alles recht gut gefallen, war aber keineswegs dankbar dafür und bellte in einem fort, wenn sie sich regten. Morin und mir gegenüber war sie immer gleich zutraulich und bei alledem schien sie mir geneigter, wohl weil ich bei unserem kärglichen Mahle sie regelmäßig bedachte.

— Der erste Tag unserer Reise bot wenig Bemerkenswerthes, nur hatten wir einmal von einem Schwarme kleiner, schwarzer Wespen viel zu leiden, deren Nest wir unglücklicher Weise aufgestört, wofür sie uns schwer büßen ließen. Morin und ich erhielten schmerzliche Stiche in den Augenlidern, an deren Folgen wir zwei Tage lang zu leiden hatten. Dazu war mir der Zufall günstig genug, einige Eier des Hocco auf unserem Wege zu finden, die das prachtvolle Blau zeigten. So kamen wir denn glücklich vor Sonnenuntergang zu unserem Lagerplatze, wo sich ein Rancho befand, das wir Don Luis zu verdanken hatten, denn auf allen Straßen seines Bezirks hatte er solche Holzschuppen in passender Entfernung meist am Ufer eines Baches anlegen lassen. Die erste Sorge unserer Führer war gemeiniglich, nachdem sie ihre Bürde abgeworfen, Feuer zu machen; dann wurden ihre Hängematten zwischen den Pfosten aufgehängt, auf denen das Dach des Rancho ruht, so daß sie in der Nacht rings um das Zelt schliefen. War dies geschehen, so schafften sie Wasser herbei, aßen dann, was sie eben hatten und rollten sich auch eine rohe Cigarre zusammen, um zu rauchen. Meist durchstöberten sie dann die nahe Waldung, um Honig und wilde Früchte zu suchen, wenn nicht gar Muscheln in den Bächen zu finden, denn wohl bedurften sie einer Verstärkung ihrer mageren Kost. Ich muß gestehen, sie verfuhren sehr uneigennützig unter sich,

denn gleichviel, wer etwas gefunden, so theilten sie gewissenhaft Früchte und Wild. Mit jedem Tage war ein anderer mit der Zubereitung ihres Mahles beschäftigt und ihr ganzes Küchengeschirr bestand in ein Paar irdenen Töpfen und einer Kalabasse, die jeder bei sich führte. Sie aßen und tranken je nach Bedürfniß und sobald sie irgendwo rasteten, fingen sie sofort an, was sie nur hatten zu verzehren und selten setzten sie über einen Fluß, ohne daß sie das Wasser versuchten. Brannte der Holzstoß, so pflegten sie gewöhnlich ihr Getränk zu wärmen, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß heiße Getränke in diesen Klimaten den Durst am besten löschen. Bemerkenswerth ist, daß sie nie gerne früh morgens den Marsch antraten, denn sie meinten, die Sonne müsse zunächst die stagnirende Luft des Waldes reinigen. So lange sie gut behandelt werden, sind sie willig und leisten jeden Dienst, der in ihrer Macht steht und ich muß gestehen, daß ich die Indianer zu Peten sowohl, wie in der Provinz Vera paz immer munter und gut gelaunt fand. Es verdient Anerkennung, daß sie in der brüderlichsten Eintracht leben, während der Gesichtskreis ihrer Gedankenwelt freilich ein sehr beschränkter ist. In ihrer Einfalt fragten sie mitunter, was denn der Mais bei uns koste und ob es viel Kakao im Walde bei uns gäbe! Was sie aber am wenigsten fassen konnten, war die Entfernung meines Heimathlandes und da ihnen kein anderes Maaß für Entfernungen begreiflich ist, als der Weg einer Tagereise, so bemühte ich mich vergebens, ihnen einen Begriff von dem Raume beizubringen, der Europa von ihrem Vaterlande trennt.

— Die erste Nacht, die wir im Walde verbrachten, wurde durch ein furchtbares Unwetter unterbrochen, das die Straße in einen fast unbeschreiblichen Zustand versetzte. Man bedenke, daß wir Tags darauf fort und fort über schlüpferige Abhänge und tiefe Schlammlöcher wie felsige Schluchten uns einen Weg bahnen mußten, so daß wir keinen Augenblick aufschauen durften, wollten wir nicht stürzen. Bei alledem ging es nicht ohne Contusionen ab, und ganz von Schlamm bekleistert, erreichten wir endlich in den Abendstunden den Rancho Tzunkal. Leider hatte Morin einen seiner Schuhe im Moraste verloren und Fida hinkte schlimmer als je; um von mir selbst kaum zu sprechen, denn ich war buchstäblich erschöpft. Ein kleiner Trost für uns war, daß wir hier einen Hocco schossen, von dessen Fleisch wir eine treff-

liche Suppe bereiteten. Aller dieser Widerwärtigkeiten ungeachtet gestehe ich, daß ich mit Behagen heute noch aller Einzelheiten dieses so entbehrungsvollen und mühsamen Waldlebens mich erinnere! Welche Wonne war es nicht, wenn wir im Rancho Abends unsere nassen und schmutzigen Kleider abwarfen und dann im frischen Bache ein Bad nahmen und unser frugales Mahl einnahmen! Erlaubte es der Tag noch, dann griff ich zu meiner Flinte, um die Nachbarwaldung zu durchforschen und durch den Fund einer neuen Pflanze oder eines Thieres die Wissenschaft zu bereichern, und selbst wenn ich in meiner Hängematte lag, empfand ich eine Ruhe und ein Selbstgefühl, das man nur im Schooße der Natur empfindet!

— Als alter Seemann verstand sich Morin darauf, unser Abendessen so schmackhaft als möglich zu machen und lustig war es zu sehen, mit welcher Aufmerksamkeit unsere Fida sein Treiben beobachtete, ohne unsere dunkeln Reisebegleiter nur eines Blickes zu würdigen, die um ihren Holzstoß saßen und sich am Gemische ihres großen Topfes gütlich thaten, den der kräftigste unserer Indianer gewöhnlich zu tragen pflegte. Hatten wir unsere Magen befriedigt, so begann für uns ein Conzert ganz eigenthümlicher Art, denn die Tausende Geschöpfe, welche die Waldung in der Nacht beleben, ließen uns Töne vernehmen, die mitunter den harmonischsten Lauten glichen. Vor Allem gedenke ich hier des Vogels, der hier den Namen „Fasan“ führt, aber nichts mehr noch weniger denn ein „Rebhuhn“ ist. Eigenthümlich ist, daß dieser Vogel Laute vernehmen läßt, als höre man Jammergeschrei; und die Täuschung ist eine so große, daß man nur mit Schauder diesen Ton hört. Wenn die Nacht klar und der Himmel wolkenleer, so war es wunderhaft, wie die Mondstrahlen sich durch die Bäume brachen, und sich das Rankengewebe, die riesigen, zackigen Blätter, die glänzenden Baumstämme und Zweige vom dunkeln Hintergrunde des Waldes dann abhoben; es schien mir, als wären es feenhafte Traumgebilde, so zauberhaft war der Eindruck, der mich ganz gefesselt hielt! Allerdings war das Bild ein ganz anderes, wenn die Elemente sich entfesselten! Wenn der Donner rollte und der Blitz die chaotischen Massen des Waldes in ihrer ganzen Großartigkeit uns enthüllte, empfand man etwas, was sich kaum wiedergeben läßt. Bevor in diesen Regionen ein Sturm losbricht, pflegt die tiefste

Stille im weiten Walde zu herrschen und man empfindet eine so drückende Schwüle, daß man sich wie neu geboren fühlt, wenn der Sturm losbricht und die Riesen des Waldes sich vor seiner Gewalt zu Boden neigen. Ich muß gestehen, in einem solchen Momente empfindet der Mensch hier erst recht seine Nichtigkeit! Was vermag er gegen die überwältigende Kraft der Natur? Aber wenn der Sturm ausgetobt und die Natur wieder uns entgegen lacht, dann fühlt man sich unwillkürlich fromm gestimmt und der gläubige Sinn fühlt sich neu gehoben und gestärkt.

— Mit dem dritten Tage unserer Wanderung nahm die Gegend ein ganz anderes Aussehen an; der Boden wurde nämlich fester und wir mußten einen, wenn auch nicht hohen, doch steilen Bergrücken hinan, auf dessen Abhängen zertrümmerte Blöcke von Kalkfelsen lagen, die viele Aehnlichkeit mit einem zusammengestürzten Kunstwall hatten. Begreifen konnte ich nicht, wie der Kurier von San Luis auf den Einfall gekommen, mir die Versicherung zu geben, daß wir bis zum sechsten Wandertage eine gute Straße zu passiren hätten. Wenn das eine gute Straße war, wo wir nur dadurch uns empor arbeiten konnten, daß wir uns an Aesten und Zweigen bei jedem Schritte vorwärts festhielten, — was hatten wir da erst noch später zu erwarten? Bei den Schwierigkeiten des Weges fand ich aber doch noch Muße genug, die hiesige Pflanzenwelt zu beobachten und es war für mich ein erfreuliches Schauspiel, zum ersten Male eine Masse Kakaobäume zu beobachten, die man leicht an ihren kleinen, weißen Blüthen und ihrer eigenthümlichen Frucht zu erkennen vermag. Am Fuße dieser Sierra fand ich freilich nur eine weit geringere Vegetation, die meist aus malpighias und aroides bestand und bald deutete die vorherrschende Feuchtigkeit des Bodens, der weit hin das riesigste Ried zeigte, auf die Nähe des Usumasinta, der hier freilich noch den Namen Santa Isabel führt, an dessen Ufern wir unser Lager aufschlugen. An diesem Punkte freilich ist der Fluß nur zwölf bis fünfzehn Yards breit und wir konnten ihn am hellen Tage leicht durchwaten, wobei wir freilich einige gymnastische Fertigkeit entfalten mußten, indem wir von Klippe zu Klippe fortsprangen, wo uns das Wasser etwas trügerisch schien. Als wir am jenseitigen Ufer angelangt, hatten wir uns Glück zu wünschen, denn Peten lag hinter uns: wir

hatten den Boden von Vera paz betreten. Es war von günstiger Vorbedeutung, daß wir am ersten Tage das Glück hatten, ein Bisamschwein zu schießen, was unsere Indianer mit Entzücken erfüllte. Sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als das Wild in sieben Theile zu zerschneiden, von denen jeder Indianer sich sein Stück nahm und dann marschirten wir in der besten Laune vorwärts, um am Ufer des kleinen Flusses „Muchanja" Halt zu machen, wo wir unsere Mittagsrast nehmen wollten. Der anstrengende Marsch hatte unsern Appetit nicht wenig gesteigert und unsern Indianern sahen wir es an, wie sie sich auf ihren Braten freuten. Bald loderte das Feuer empor und unsere Indianer thaten sich gütlich an einem Gericht, das ihnen sehr zu munden schien und das aus Fett und Blut des Wildes bestand. Morin wurde durch ihr Beispiel verlockt, sich einige Stücke ihres Bisamfleisches auszubitten und bildete sich ein, ein vortreffliches Beefsteak nach seiner Art zu erlangen. Wie täuschte er sich aber: seine Beefsteaks waren so zähe, daß es unmöglich war einen Bissen so zu zerkauen, daß er zu verschlingen war. Was blieb uns armen Europäern da übrig, als uns in Geduld zu fassen und unseren Magen mit harten Tortillas, die etwas mit Wasser aufgeweicht waren, auszufüllen!

— Wir waren mit unserem glänzenden Mahle noch nicht zu Ende, als mit einem Male ein Platzregen niedergoß, der unsere Indianer keineswegs überraschte, denn mit einem Male entrollten sich ihre petates, die kein Tropfen durchrieseln konnte. So wenig ich anfangs mir erklären konnte, was die Indianer mit ihrem „petate" wollten, so mußte ich doch bald einsehen lernen, daß diese Naturkinder sich vor dem Regen besser zu schützen wußten, als wir bei unserer Civilisation nur erfinden mochten. Man bedenke nur, daß in Klimaten, wo die Hitze den Kautschuk zerfließen läßt, man keinen Gummirock zum Schutze tragen kann und so war Alles, was ich von Paris mitgebracht, mir nicht von Nutzen; ich fand es für gerathen, mir von einem Indianer einen petate zu kaufen, den er mir für einen „medio," soviel wie sechs Cents, überließ. Als der Regen aufgehört, setzten wir unseren Marsch fort, der zunächst über Morastboden führte, der durch Nebenwasser des Usumasinta durchschnitten war und die wir nur dadurch zu passiren verstanden, daß wir mittelst Baumstämme ein zerbrechliches Floß uns zimmerten. Erst spät am Abend fanden

wir wieder einen Lagerplatz und da unser Hunger uns dazu zwang, so versuchte Morin das Fleisch des Moschusschweines dadurch mürbe zu machen, daß er es an einem ganz langsamen Feuer von frischem Holze schmoren ließ; darf ich auch nicht sagen, daß es zart und schmackhaft für einen europäischen Gaumen wurde, so wurde es doch in so fern genießbar, daß ich mein erstes Urtheil zu bereuen hatte.

— Am Tage darauf war der Himmel in früher Morgenstunde schon überzogen und ein feiner Regen goß nieder, der den ganzen Tag anzuhalten schien. Da fiel mir ein, es den Indianern nachzumachen und mich in ihr luftiges Costüm zu kleiden. Man bedenke wohl, daß in diesen Breiten der Regen warm und bei weitem leichter zu ertragen, als in Europa ist, denn wenige Stunden Sonne verjagen alle Nässe. So muß ich es denn gestehen, mein ganzer Anzug bestand in einem leichten Beinkleide und ich fand mich so wohl dabei, daß ich einem jeden, der unter den Tropen eine solche Reise unternimmt, nur rathen kann, mir nachzuahmen. Ein Europäer wähnt, unter brennender Sonne sich so kleiden zu müssen, wie in Europa, doch wozu Kleider tragen, die durch Schweiß oder Regen ganz durchnäßt werden? Sobald ich am Lagerplatze angekommen, war es meine erste Sorge, eine trockene Flanellweste anzuziehen und dies allein genügte, um die Thätigkeit meiner Haut gesund zu erhalten. Der Zufall wollte, daß ich gegen Mittag meinen Begleitern etwas voran eilte, um mir die Gegend näher zu betrachten und da gewahrte ich mit einem Male eine Boa zusammengeringelt, scheinbar in Schlaf versunken. Ich blieb stehen, unsere Indianer eilten herbei und wollten sie tödten, was ich aber ihnen strengstens untersagte, wobei ich meine Absicht hatte. Wir waren gerade an einem freien Punkte angelangt, wo es nicht Felsen noch Büsche gab, und es lag mir viel daran, die Gelegenheit zu benutzen. Soviel hatte ich nämlich von der Klugheit der Boaschlange gehört, daß mir daran gelegen war, einmal zu erforschen, ob sie wirklich ihren Ruf bewähren und sich aus ihrer gefährlichen Lage herausretten könne. Mit einem Worte, ich spielte die Rolle eines Beobachters und erzähle, was ich gesehen. Anfangs wohl bemerkte ich, daß sie erwacht und daß sie überlege, was nun zu thun, dann kroch sie langsam rückwärts, ihren Kopf drohend vorstreckend, als wolle sie ihren Rückzug decken, wobei ihr Nacken so zusammen-

gezogen war, daß sie in jedem Momente mit verdoppelter Kraft vorstürzen konnte! Unsere Fida hatte sie genau verfolgt und war verwegen gehug, einen Sprung nach ihr zu thun, was sie aber sofort abwehrte, ohne ihre defensive Haltung aufzugeben. Immer weiter zurückweichend, fand sie am Ende in der Nähe eines Baumstrunks ein Loch im Boden, in das sie sich hinabgleiten ließ, während ihr Kopf, so lange man seiner nur ansichtig war, seine drohende Haltung nicht fahren ließ.

— Gegen Abend bot der Wald, der hier voller Cryptogamen ist, ein außerordentliches Schauspiel. Man stelle sich vor, daß sich hier ein unabsehbares Netz von Farrenkräutern mit den Palmen verschlungen zeigt, — Farrenkräuter der mannichfaltigsten Gestaltung, wovon viele ganz baumähnlich sich entfalten. Auf einem Moosbette fanden wir Eier von der zartesten Rosafarbe, etwas kleiner als gewöhnliche Hühnereier, die angeblich einer hiesigen Rebhuhnart angehören. Diese Vögel habe ich übrigens selbst nicht beobachten können, obwohl sie beim Einbruch der Nacht melancholische Töne vernehmen lassen. Kaum waren wir im Rancho Chichac eingetroffen, da klagte einer unserer Indianer über allgemeines Uebelbefinden und besonders litt er an heftigen Kopfschmerzen. Ich fand, daß er fieberte und stand gerade im Begriff, ihm ein passendes Mittel einzugeben, als einer unserer Indianer, der den Arzt spielte, dawider Einspruch that und ihn selbst behandeln wollte. Wohl wußten die Indianer, daß ich einen Kasten voller Arzneien bei mir führte; die Indianer haben aber selten Vertrauen zu unseren Heilmitteln. Räumen sie auch ein, daß wir ihnen fast in Allem überlegen wären, so greifen sie, wenn sie krank werden, lieber zu Zaubermitteln und befolgen das, was von ihren Vätern her seit undenklichen Zeiten ihnen überkommen. Ihre Lanzette besteht aus einem kleinen, dreieckigen Stück Glas oder Obsidian, das mit Wachs an einem hölzernen Griff befestigt ist, ein leichter Schlag auf dieses einfache Instrument und es dringt in die Vene ein, wodurch das Blut tropfenweise sich entleert. Diese Operation hatte ich Gelegenheit in diesem Falle zu beobachten und ich muß gestehen, daß sie mit großer Gewandtheit ausgeführt wurde. Als der indianische Arzt vermeinte, daß genug Blut herausgeflossen, streute er etwas Salz auf die kleine Wunde und ließ den Pa-

tienten sein gewöhnliches Mahl einnehmen. Unser Indianer schien sich wieder wohl zu fühlen!

—.Wir waren soweit im Walde vorangekommen, daß der halbe Weg zurückgelegt schien und ich war guten Muthes, denn kein wesentlicher Unfall war uns bisher zugestoßen; dazu war die Jahreszeit eine sehr günstige und alle Aussicht war vorhanden; daß wir ohne Ungemach das Ziel unserer Reise erreichen würden. Erst am sechsten Tage gelangten wir in den furchtbarsten Theil des Waldes, wo das Dickicht keinem Sonnenstrahl mehr den Zugang ließ. Durch das wirre Laubwerk konnte sich das Licht nicht mehr Bahn brechen und ein Düster waltete im Walde vor, wie beim Beginn der Morgendämmerung; ein ängstliches Gefühl beschlich uns und bedenkt man, daß der Weg in den letzten drei Jahren ganz vernachlässigt worden, so mag man sich einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, die sich uns entgegenthürmten. Ich fing an einzusehen, daß der schlimme Ruf der Gegend wohl gerechtfertigt sei und unsern Indianern mußte ich darin Recht geben, daß sie ihr Petenland für weit besser hielten. Inmitten des Waldes fließt ein kleiner Strom über ein Bett weg, das voller zackigen Felsen starrt, die von Flötzschichten losgerissen scheinen, die fast rechte Winkel mit der Oberfläche bilden. Daß hier einstens große Naturumwälzungen Statt gefunden, geht aus der eigenthümlichen Gestaltung der Bodenverhältnisse hervor, da große Massen losgerissener Kalkfelsen in allen Richtungen zerstreut liegen, wodurch der düstere Eindruck dieser Waldöde erst recht erhöht wird. Hier herrscht nur Grabesstille und Leben giebt sich nur kund in der üppigen Vegetation, die durch nichts beschränkt wird! Seltsam, hier ist kein Vogel, kein Wild, nicht einmal ein Reptil zu sehen und nur mitunter schwärmte einmal eine Moskitowolke in unserer Richtung fort, so daß wir alle Ursache hatten, unsere Schritte zu beschleunigen. An freieren Plätzen fanden wir den Boden mit dürrem Laube bedeckt, was insofern mich in Erstaunen setzte, als ich Blätter von nie gesehener Größe hier fand; von der sogenannten Bobpflanze, sah ich Blätter, die ziemlich den Eichenblättern ähnlich, dabei aber 2½ Fuß lang und 1 Fuß breit waren. Auch fremdartige Früchte fand ich unter Riesenbäumen vermodern, von denen die Indianer aber wenige eßbar finden, Früchte, die von der Wissenschaft noch nicht bezeichnet worden. Unsere

Führer wurden auf Fußspuren aufmerksam, die über unsern Weg kreuzend sich im Walde verloren und nach ihrer Meinung rührten dieselben von den Lacandonen her, deren es noch immer in den Gebirgen von Chichec giebt. Als der Tag zu Ende ging, lenkten wir etwas seitwärts nach Süden ab, um nach den steilen Ufern des Boloncoh vorzudringen, wo wir die Nacht in einer Höhle verbringen mußten, die vom Feuer früherer Reisenden ganz durchräuchert war.

— Von diesem Punkte aus hatten wir über Marschboden weiter zu ziehen, der offenbar einstens ganz überfluthet gewesen, was sich eben sowohl an den Felsen kund giebt, wie durch die Thatsache bewiesen wird, daß der Boden weithin mit Muscheln bedeckt ist. An jenen Punkten, wo das Substrat der Felsen zu erkennen war, gewahrte man tiefe Risse und große Höhlen, die theilweise noch mit Wasser gefüllt waren und wo der Lichtschein es erlaubte, konnte man in den Tiefen selbst Fische der verschiedensten Art noch beobachten. Unsere Indianer behaupteten, daß in diesem Höhlensee selbst Alligatoren hausten, wovon ich mich aber nicht überzeugen konnte. Sobald die Septemberregen beginnen, steigt das Wasser in diesen unterirdischen Gewölben bis es aus Tausenden von Oeffnungen hinausströmt und die Waldregion so überfluthet, daß die Reisenden die lästigsten Umwege machen müssen. Um aus dieser Marschöde herauszugelangen, mußten wir durch das steinige Bett eines ausgetrockneten Stromes fortwandern und so hatten wir denn von Schlucht zu Schlucht, über Felsen und entwurzelte Bäume weg rastlos uns Bahn zu brechen, bis wir so glücklich waren, die Station Campamac noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, womit wir den schwierigsten Theil unseres Marsches hinter uns hatten. Campamac wird auf den gewöhnlichen Karten als ein Ort von einiger Bedeutung angegeben, was wir zu berichtigen haben. Man bedenke, daß hier nichts Anderes zu finden, als ein jämmerliches Rancho, denn ein halb Dutzend wurmstichiger Pfosten tragen ein Strohdach, wozu noch ein kleiner freier Platz kömmt mit einem Paar gebahnter Wege, die rechts und links führen — das ist Campamac! Lachen muß ich noch darüber, wie ich auf der Karte „Campamac" mit großen Lettern verzeichnet gefunden und nun ein solches Jammerbild vor mir! Bei alledem empfand ich die geheime Genugthuung, den fernen Punkt erreicht zu haben, den

meine Phantasie so großartig sich erträumt hatte. Wir sollten aber nicht so leichten Kaufs aus dem Morast von Campamac herauskommen, denn genug Leiden standen uns noch bevor. In der Entfernung von anderthalb Stunden zieht sich eine Bergkette nach Südosten hin, deren Abhänge mit einem schönen, röthlichen Thone überzogen sind, der das Hinansteigen sehr schwierig macht. Wir mußten über die Cerros von Sakikib, von Chouyteu und Jierro hinwegschreiten, was mit den unsäglichsten Schwierigkeiten verbunden war, denn unsere Hände mußten den Füßen nachhelfen und buchstäblich mußten wir in die Einschnitte, die frühere Reisende in die steilen Bergwände eingegraben, Fuß und Hand setzen, um hinauf zu klettern. Ein Trost für mich war es, daß es keine wirklichen Abgründe hier giebt und wenn man auch mitunter einen Sturz thut, so ist ein solcher doch nicht allzu gefährlich. Selbst auf dem höchsten Punkte dieser Gebirge war unsere Aussicht doch immer eine sehr beschränkte; Thal und Hügel, Fels und Strom, Alles liegt verhüllt in der wilden Scenerie der dichten Vegetation. An zwei Punkten beobachtete ich tiefe, rundförmige Aushöhlungen, die auf mich den Eindruck von Brunnen machten, die durch Felsgestein umschlossen wären. Auf dem Grunde einer dieser Höhlen, die auf dem Gipfel eines Berges lag, fand ich ein Thonbett, das einige Yards tief ging. Am Fuße dieser Gebirge rieselt ein Fluß, den die Indianer Chimuchuc nennen und den wir auf einer sehr wunderlichen, naturwüchsigen Brücke passirten, die aus dem Stamme eines Riesenbaums geformt, den die Eingebornen „Bob“ nennen. Bei einem Unwetter schien er vom Blitz getroffen, gerade über den Strom in seinem Sturze so weggefallen zu sein, daß er einen ganz bequemen Uebergang bot. Dieser Fleck fesselte mich durch seine Schönheit dermaßen, daß ich es für gerathen fand, hier unser Lager aufzuschlagen, um den Rest des Tages und die folgende Nacht hier zu verbringen. Wir waren dazu so müde und erschöpft, daß wir wohl der Ruhe bedurften und so ging es denn rasch ans Werk, um uns eine Indianerhütte zusammen zu zimmern, die uns für die Nacht Obdach bieten sollte. Uebrigens fand ich doch noch Muße genug, meine Sammlung zu bereichern und ich hatte das Vergnügen eine Corallenschnecke zu finden und ein schönes Insekt von metallischem Glanze zu entdecken, das zu den Longicornes gehört. (Mallaspis Moreleti, Lucas).

— Heftiges Bellen unserer Fida verkündete uns Abends, daß Fremde nahten und indem wir unseren Blick nach der Straße zu richteten, sahen wir aus dem Walde drei Personen kommen, deren Aeußeres nichts Gutes ahnen ließ. Der Erste war augenscheinlich ein Ladino, ein Mischling von Spanier- und Indianerblut. Seine dünnen Lippen und starken Backenknochen, seine krumme Nase und kleine glänzende Augen, Alles ließ auf einen Charakter schließen, in dem Schlauheit sich mit Verwegenheit verband; dazu trug er eine Büchse und hatte einen weißen Kopfputz, der wie ein Turban sich um den Kopf schlang. Ein baumgroßer Mulatte und ein Indianer mit wilden Zügen, der Eine mit einer Axt bewaffnet, der Andere mit einem langen Jagdmesser folgten dem Ersten auf dem Fuße, der offenbar ihr Führer war. Das ganze Gepäck der Kerle bestand aus einem großen Bündel, das der Indianer auf den Schultern trug. Sie näherten sich unseren Indianern, ohne sich auffällig zu benehmen, und nachdem sie ihre gewöhnlichen Grüße ausgetauscht, machten sie sich's bequem, um an unserer Seite zu bivouakiren. Unsere Fida war nicht wenig ärgerlich über den Zuwachs unserer Gesellschaft und die ganze Nacht hindurch knurrte sie und bewies, daß sie den Gästen nicht traue. Was uns anbelangte, so geriethen wir gerade nicht in Sorgen; doch hielten wir es für gerathen, uns auf Alles gefaßt zu machen und darum verschlossen wir unsere Sachen auf das Beste, setzten dazu unsere Waffen in Stand, um sie in jedem Momente zur Hand zu haben, das Uebrige Gott anheim gebend und uns dazu auf unsere Fida verlassend. Bald sanken wir in tiefen Schlummer und ahnten nicht, welche Ueberraschung uns beim Erwachen beschieden sein sollte!

— Als wir unsere Augen öffneten, war schon heller Tag und die Baumwipfel erglänzten im Morgenstrahl! Die tiefste Stille herrschte im Walde und wir wunderten uns nicht wenig, daß unsere Reisegefährten ihr lärmendes Geplapper nicht vernehmen ließen. Wir eilten aus unserer Hütte und wußten nicht, was wir davon halten sollten, als wir keine Indianer mehr sahen: das Bivouac war öde und verlassen, obwohl die noch glimmenden Funken des Holzstoßes uns vermuthen ließen, daß sie nicht lange sich entfernt haben konnten. Von ihrem Gepäck war nichts mehr zu sehen, was unsere Befürchtung nur stei-

gern konnte, daß hier Verrath im Spiele sei! Wie gern wir uns auch einzureden suchten, daß hier ein Mißverständniß noch obwalten könnte, empfanden wir nur zu tief das Schreckliche unserer Lage. Was war da zu thun? Morin war kühn genug, mir den Vorschlag zu machen, auf gut Glück unsere Wanderung ohne unsere Führer fortzusetzen. Wie hätten wir aber alsdann unser Reisegepäck fortschaffen können, abgesehen davon, daß ich auch manchen werthvollen Fund hätte im Stiche lassen müssen! Möglich ja, daß die Indianer es bloß darauf abgesehen, uns zu berauben, oder aus einem Hinterhalte uns zu überfallen! Ich hielt es für gerathen, unsere Entschließungen nicht zu übereilen, denn ein günstiger Zufall konnte ja andere Reisende des Weges führen, in deren Begleitung wir unser Ziel erreichen möchten. An Lebensmitteln fehlte es uns nicht und wir konnten einige Tage unseren Lebensunterhalt damit wohl bestreiten, abgesehen davon, daß sich Muscheln und Wild genug in der Nähe fand, um uns vor Hunger zu schützen. So entschlossen wir uns denn, mindestens drei Tage lang an diesem Orte auszuharren, nach deren Ablauf wir erst das Wagniß unternehmen wollten, allein den Weg nach Cahabon zu finden. Während Morin damit beschäftigt war, Schlingen für das Wild in der Nähe zu legen, worauf er sich trefflich verstand, eilte ich mit meiner Büchse fort, um die Umgegend zu durchforschen. Meine Erfahrung von Palenque her hatte mich Vorsicht gelehrt und so bezeichnete ich mir die Bäume und warf Zweige auf den Weg, um nicht in die Irre zu gerathen. Weiter als eine Viertelstunde wagte ich mich aber nicht vor, denn es war mir nicht möglich, die Spur einer Straße noch aufzufinden, da die Gegend nach allen Richtungen hin durch Schluchten durchschnitten war und so blieb mir nichts Anderes übrig, als nach unserer Hütte zurückzukehren. Der erste Tag unserer Verlassenheit verging ohne auffallendes Ereigniß, doch gegen Mitternacht wurden wir durch ein fernes Getöse aus dem Schlummer geweckt und unsere wachsame Fida bellte, ohne sich beruhigen zu lassen; das dumpfe Getöse wollte nicht aufhören und es kam mir vor, als würde es immer stärker und klarer, so daß wir uns auf Alles gefaßt machten. Wir durchforschten die Lichtung in unserer Nähe, fanden aber nichts, was uns einen sicheren Halt bieten konnte und so mußten wir mit Resignation uns auf Alles gefaßt halten, was das Geschick uns

nur vorbehielt. Kaum graute der Tag, da eilte Morin ungeduldig hinaus, um zuzusehen, ob sich ein Wild in seinen Schlingen verstrickt! Er fand sich aber sehr enttäuscht, als er nur eine Waldratte darin fand. Für mich war sein Fang von mehr Bedeutung, denn diese Ratte hatte Ohren von nie gesehener Länge, so daß ich sie für würdig fand, meine naturhistorische Sammlung zu bereichern. Mittag war es unterdessen geworden und ich eilte mit meiner Büchse nach der Brücke von Chimuchuch zurück, um in jenem Revier nach Wild zu jagen. Welche freudige Ueberraschung für mich! — Gerade in dem Momente, wo ich über den Fluß wollte, wurde ich des Indianers ansichtig, der uns als Dolmetscher gedient! Ich war dessen gewiß, daß auch er mich wahrgenommen — und es schien mir Anfangs, als wolle er auf mich zugehen, — doch mit einem Male verschwand er im Dickicht, wohl weil mein Aeußeres verrieth, was in mir vorging. Gerade weil er sich im Busch versteckte, wurde ich gerade recht aufgeregt und fast unwillkürlich ließ ich eine Kugel in das Buschwerk fahren; ein Schrei ertönte und mein Dolmetscher rannte davon! Ich ihm nach, mein Zorn gab mir Flügel, ich erreichte ihn, — da stürzte er wie vom Donner gerührt vor Schreck nieder! Es half ihm nichts, denn trotz alles seines Sträubens schleppte ich ihn nach unserem Lagerplatz zurück.

— Wer war mehr erstaunt als Morin? Er hatte meinen Schuß gehört und sich schon auf das Wildprett gefreuet! Ich berieth mit ihm, was nun zu thun und fand es für nothwendig, zunächst unseren Gefangenen zu verhören, um über die nähere Veranlassung der Flucht unserer Indianer Gewißheit zu erlangen. Meine Aufregung hatte mittlerweile sich gelegt und ich empfand, wie nothwendig es wäre, durch Freundlichkeit und Milde uns den Indianer zu gewinnen, der allein uns aus diesen Verlegenheiten ziehen könnte. Nicht wenig Mühe kostete es mir freilich, den Indianer zum Sprechen zu bringen, was mir endlich doch gelang.

— „Woher — fragte ich ihn, als er wieder sich sicher fühlte, — woher kamst Du denn, als ich Dich auf der Brücke gesehen?“

— „Aus der Sierra, Herr!“

„Deine Gesellschaft, wo ist die?“

„In der Sierra, Herr!“

„Sag' einmal: — warum habt Ihr uns verlassen?"

Mein Indianer schwieg: — ich wiederholte meine Frage, drang in ihn, eine Antwort konnte ich aber nicht herausbringen! Morin meinte, daß ein gutes Glas Rum ihn schon zur Sprache bringen würde; sein Rath wirkte und ich erfuhr bald, was vorgefallen:

„Haben die Indianer von San Luis — frug ich — Grund sich über mich zu beschweren?"

„Nein, nein — Señor!"

„Haben wir ihnen zu viel Gepäck aufgeladen?"

„Nein, nein Señor!"

„Haben wir sie etwa mißhandelt?" —

„Nein — Señor!" —

„Du weißt, — ich habe ihnen den Preis zum Voraus gezahlt, den sie gefordert?"

— „Gewiß — Señor!"

„Du weißt, daß ich ihnen dazu für alle Waldfrüchte, für jedes Wild, was sie mir brachten, noch außerordentliche Bezahlung zugesichert?"

„Das weiß ich, Herr!" —

„Habe ich nicht meinen Zucker, meinen Branntwein und Tabak und selbst, was Morin geschossen — mit ihnen immer getheilt?"

„So ist es, Señor!" —

— „Nun sage uns aber, worüber beklagten sie sich denn?"

— „Sie beklagten sich nicht: — sie sagten bloß, sie bekämen wenig Geld und der Weg wäre zu weit!" —

„Warum sagten sie das nicht zu San Luis?"

„Señor, — das wäre ihnen da nicht eingefallen, — aber die Fremden sagten ihnen: „Lasset Euch besser bezahlen; geht auf und davon, verbergt Euch in den Sierras und da sie ohne Euch nicht weiter kommen können, so werden sie auch Alles bieten, was Ihr nur fordert!""

— „Jetzt begreife ich, — das war ein schlechter Rath und auch Du hast ihn angehört?" —

— Der Zusammenhang der Sache wurde mir nun mit einem Male klar, — die zweideutigen Persönlichkeiten, mit welchen wir Tags vorher Bekanntschaft gemacht, hatten offenbar unsere einfältigen Indianer dazu verleitet, um irgend einen Plan

gegen uns um so sicherer durchzuführen und Alles ließ vermuthen, daß sie uns auflauerten. Unsere Indianer aber, denen es bloß darum zu thun war, ein Paar Dollar mehr zu erpressen, bereueten sicherlich ihre Pflichtvergessenheit und hatten den Dolmetscher abgesandt, um sich mit uns wieder zu verständigen. So hielt ich es denn für gerathen, unseren Indianer zunächst davon zu überzeugen, daß wir ihm so wenig wie seinen Gefährten grollten und daß Alles verziehen und vergessen sei; wenn sie nur zurückkehrten, um ihre Pflicht zu erfüllen. Ich hielt es für das Zweckmäßigste, daß Morin den Indianer begleite, während ich zurückblieb, um unsere Habseligkeiten zu bewachen. Wie ich erfahren, sollten die Indianer sich in der Sierra von Sakikib aufhalten, wohin denn Morin mit dem Indianer zog.

— Die Nacht war eingebrochen und ich fand mich auf mich selber hingewiesen! Meine Einsamkeit und Muße wußte ich gut auszufüllen, indem ich meine Insekten- und Pflanzensammlungen zu ordnen suchte; doch schäme ich mich nicht zu gestehen, daß mich unwillkürlich eine Bangigkeit beschlich, deren ich mich kaum erwehren konnte! Zur Vorsicht ließ ich mein Feuer hoch auflodern und hatte so viel Holz aufgeschichtet, daß der Holzstoß bis zum Tagesanbruch nicht erlöschen konnte. Mit der Büchse in der Hand hatte ich mich hingestreckt und lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ob sich nicht etwas rege. Wenn der Nachtwind durch das Laub fuhr, da erbebte ich und meinte schon die Banditen zu sehen, deren Gesichter meine Phantasie sich lebendig genug ausmalte, und meiner „Fida" schien es nicht besser zu Muthe zu sein, denn sie spitzte fort und fort ihre Ohren und sie sah mich immer mit verständnißreichem Blicke an, als wolle sie mir sagen, daß sie wisse, was ich befürchtete! Wenn in der Ferne ein Jaguar sein unheilkündendes Geschrei vernehmen ließ, da schauerte ich zusammen und doch behauptete die Natur am Ende ihre Rechte, denn vor Erschöpfung schlummerte ich am Ende ein! Wie lang ich der Ruhe pflegte, kann ich nicht sagen — nur das weiß ich, daß ich durch Schüsse erweckt wurde, die von Cahabon herkamen. Ich sprang auf, lauschte nach allen Seiten, — doch tiefste Stille herrschte in der Nähe, — kein Blatt regte sich! Noch dunkel war es, — ich dankte dem Himmel, daß mein Feuer lichterloh brannte, — in der Ferne hörte ich ein dumpfes Getöse . . . Was war es? Sollte es ein Ja-

guar sein? . . . Meine „Fida“ war nicht minder aufgeregt — sie witterte Unheil, denn sie bellte nicht, — das Ohr gespitzt, stand sie da, wie zum Sprung bereit . . . .

— Mit einem Male änderte sich die Scene: — ein röthliches Licht flackerte durch den Wald und ich sah Menschen mit Fackeln in der Ferne, ohne nur zu ahnen, wer sie seien! . . . Im ersten Momente erfaßte mich ein Grauen, doch als meine Fida freudig aufspringend in den Wald stürzte, da begriff ich, daß Morin in der Nähe sein müsse und so war es wirklich! Morin war es gelungen, die Indianer in jeder Beziehung zu beruhigen und sie waren fast froher denn ich, wieder bei mir zu sein! — Im Grunde waren es ja gutmüthige Naturen, denen es nur an dem Verstande gefehlt, einzusehen, wie sie nur zu ihrem eigenen Schaden davongelaufen!

Froh wie ich war, aller Sorgen wieder ledig zu sein, mag man sich vorstellen, daß ich Alles aufbot, um meinen Indianern die Gewißheit beizubringen, daß ich Alles vergessen und dazu that mein ziemlich ausreichender Vorrath an Rum seine guten Dienste! —

— Das Versöhnungsfest dauerte den ganzen Tag und der geneigte Leser wird mir erlassen, die Capriolen zu schildern, die unsere Indianer uns zum Besten gaben. Erst am Morgen darauf waren sie nüchtern genug, daß wir über den Cerro von Chimuchuch sicher hinwegkamen; beiläufig bemerkt, ist dieser Berg gleich den früheren mit schönem, rothen Thone so überzogen, daß man bei Regenwetter kaum hinauf kann! Und doch mußten wir, um über ihn zu gelangen, durch eine Schlucht mit steilen Wänden weg, die wir in diagonaler Richtung erklettern mußten, um auf die Höhe zu gelangen. Unsere Führer selbst, die Steg und Weg kannten, sagten, wir müßten hier unseren Weg uns selbst suchen! Das Schicksal war uns aber günstig und wir kamen glücklich über den Berg, so wie über den: „Cerro de Leagua,“ der den höchsten Berggipfel dieser Bergkette bildet. Was hätte man von dieser Höhe herab nicht Alles erkennen können, wären nicht die tiefergelegenen Gründe durch die Vegetation verhüllt, die wir sattsam geschildert!

— Es war am Morgen des dreizehnten Tages unserer Wanderung, wo wir den letzten Rücken der Bergkette erreichten, den wir mittelst eines eben so gefährlichen wie engen Passes zu

passiren hatten, da wir buchstäblich in der Luft schwebten. Mit einem Male hörten wir ein Freudengeschrei und der Indianerführer rief: „Die Savannen!“ — Schildern will ich nicht die Freude unserer Indianer, — um von uns selbst nicht zu sprechen! — Nachdem wir so lange im Schatten der Urwälder der Sonne nicht froh geworden — brauche ich nicht zu sagen, wie diese Naturkinder nach so vielen Mühen und Entbehrungen wieder den Sonnenstrahl begrüßten! Ihr Freudengeschrei veranlaßte mich vorzueilen und durch die Lichtung, die durch den Sturz eines alten Baumes entstanden, konnte auch ich entdecken, daß wir das Ende unserer Mühseligkeiten erreicht! Was gewahrte ich? Ein unabsehbares Panorama von Hügeln, Thälern und Savannen, in deren Mitte auf einer Hügelgruppe die Stadt Cahabon lag. Am fernen Horizont gewahrte ich einen Kreis von Hügeln, über welche hinaus die dunkeln Gipfel der Cordilleren zu schauen waren. . . . Wir empfanden eine solche Freude darob, daß wir am Ziel unserer Wanderung seien, daß unsere Indianer gar ihre Lasten zu Boden warfen; Morin freilich war nicht so aufgeregt — denn er setzte sich ruhig auf den Rasen, um seine Pfeife zu rauchen; doch ich war froh, wieder ein gutes Theil meiner Aufgabe hinter mir zu haben.

— Unsere Rast war vollendet und so zogen wir niederwärts, leichter als wir hinaufgekommen. Erwähnenswerth finde ich bloß, daß wir am Fuße des Berges ein Dickicht von Bambusbäumen und ähnlichen Pflanzen fanden, die sich weit in das Thal hineinstreckten. Unten herrschte die heißeste, schwüle Luft, die von der kühlen Bergluft so abstach, daß unsere Augen insbesondere darunter nicht wenig zu leiden hatten. Endlich, in der Ebene des Thales, mußte ich unwillkürlich einen Rückblick nach oben werfen und dankte meinem Geschick, daß ich all' die Fährlichkeiten hinter mir hatte! Keine Stunde mehr und wir erklommen die steilen Höhen von Cahabon! Wir konnten gewahren, wie die Einwohner von den Höhen und Felsen herab die seltenen Gäste beobachteten und ich gestehe, daß unser sonnengebräuntes Gesicht, unsere zerrissenen Kleider sammt unseren Waffen gerade nicht geeignet waren, den Bewohnern Vertrauen einzuflößen. Beim Vorüberziehen sahen wir zwei Frauen, die ein Bad im Bache nahmen: — sie waren nicht im Entferntesten darob verlegen, denn sie warfen verstohlene Blicke auf uns und

kümmerten sich um das Weitere nicht! Bei unserer Ankunft fanden wir im „Cabildo" freilich kein Unterkommen und so eilte ich stracks zum Pfarrer des Ortes, der froh war, mich beherbergen zu können! Meinen Dank diesem edlen, wackern Manne, denn seitdem ich Carmen verlassen, war es das erste Mal, daß ich in einem saubern, wohlgelüfteten Zimmer wieder übernachten konnte! Nicht genug, daß ich die wundervollste Aussicht von meinem Fenster aus hatte, wurde mir der Genuß zu Theil, daß ich ein köstliches Abendessen, ein Bett mit einer wirklichen Matratze, mit schneeweißen Betttüchern fand, wie ich sie auf meiner langen Reise nie getroffen. Sollte man es aber glauben, was die Macht der Gewohnheit nicht thut? Ich konnte nicht einschlafen und kroch in meine Hängematte! —

IX.

Cahabon und Lanquin.

Cahabon — Klima und Charakter der Bevölkerung — Bräuche und Sitten — Gründung der Stadt und die ersten Missionäre — Wirksamkeit der Missionäre — Rückschritte der Indianer — Der Pfarrer Balduini — Abreise nach Lanquin — Empfang — Lanquin und seine Bewohner — Eine Naturmerkwürdigkeit — Schilderung einer Höhle — Aberglauben — Reise nach Coban.

Hat man den Urwald tagelang durchzogen, so fühlt man sich geblendet ob des Lichtmeeres, das zu Cahabon uns umströmt! Wie neugeboren fühlt man sich und neue Lebenslust erfaßt uns, sehen wir uns mit einem Male in eine Landschaft versetzt, die uns an die schönste Natur der Apenninen gemahnt, denn man meint, man fände sich auf die sonnigen Abhänge des Sabinergebirges wie durch Zauber versetzt! Um dem Leser zunächst eine Vorstellung von der Lage des Klosters beizubringen, in dem ich die gastlichste Aufnahme fand, so bemerke ich, daß das Kloster sammt der anstoßenden Hauptkirche der Stadt auf dem Gipfel einer Anhöhe liegt, welche die Gegend nach allen Richtungen beherrscht und um welche sich die Stadt wohl eine halbe Stunde im Umkreise hinzieht, die einen eben so malerischen, wie gefälligen Eindruck macht. Man stelle sich vor, daß es sich hier nicht um regelmäßige Bauten handelt, die nach einem festen Plane ausgeführt wären, sondern daß die Laune mit der Natur Hand in Hand ging, um das reizende Bild herzuzaubern, das Cahabon dem Beschauer bietet. Hier sieht man Häuser in Mitten der blühendsten Obstgärten, dort erheben sich Landhäuser auf Hügeln oder lauschen aus dem Versteck buschiger Thalgründe hervor, daß man sich versucht finden möchte, hier dauernd sich anzusiedeln. Ein kleiner durch eine tiefe Schlucht sich hinwindender

Fluß, bei den Indianern Actel-ha — soviel wie Kaltwasser — genannt, theilt die Stadt in zwei Hälften; das Wasser strömt über ein Bett von Uebergangs-Kalkgestein und wird durch einen kleinen Wasserfall belebt, der nicht wenig dazu beiträgt, das Naturbild zu verschönern. Vom Kloster aus sieht man den Horizont durch eine blaue Linie bewaldeter Hügel umschlossen, die nur an einem einzigen Punkte und zwar nach Südost hin, eine Oeffnung zeigen, woher unheilbringende Winde ihre Miasmen nach Cahabon hin wälzen! Nur fünf Tage weitere Wanderung und man erreicht in südöstlicher Richtung den See und Hafen Isabal, wo freilich die Straße nicht besser ist, als der Weg von Peten her.

— Wie schon oben angedeutet, nach allen den Mühseligkeiten einer Wanderung wird man es sehr natürlich finden, daß ich vermeinte, man könne des Lebens zu Cahabon nie überdrüssig werden. . . Schlenderte ich durch die kühlen Schluchten dieser wunderbar begünstigten Gegend, so gestehe ich, daß ich nicht übel Lust empfand, Pläne zu machen, die für die Europamüden sicherere Aussichten böten, als die Ansiedelungen im fernen Nordwesten Amerikas oder in den Urwäldern Brasiliens! Aber nur zu bald sollte ich empfinden, daß das Klima von Cahabon auf die Dauer für den Europäer nicht geschaffen sei, — denn ich fing an eine allgemeine Erschlaffung zu empfinden, meine Muskeln verloren ihre Elastizität und ich fühlte, daß ich keiner angestrengten Thätigkeit mehr fähig sei. . . . Nur mein Forschungstrieb, die Hoffnung, neue Entdeckungen zu machen, konnte mich noch munter halten!

— Ich muß gestehen, nur mit den größten Vorurtheilen war ich nach Cahabon gekommen, denn man hätte uns die Bewohner von Cahabon als wahre Barbaren geschildert, die keine Idee von Civilisation hätten und selbst der Corregidor von Peten hatte mich in diesem Vorurtheile bestärkt! Aber nur zu bald sah ich, welch ein Unrecht man den Leuten hier angethan und wie unbegründet das Gerede war, das aus Gründen entsprungen, die man sofort begreifen wird, wenn ich erzähle, daß die Indianer von Cahabon vor mehreren Jahren in der Tollheit eines Rausches ihren Priester ermordet hatten! Allerdings sind die hiesigen Indianer nicht so betriebsam wie ihre Nachbarn, doch haben sie keine schlechteren Anlagen noch Neigungen als ihre

Stammesgenossen, obwohl sie bei ihrer Vorliebe für geistige Getränke schwierig zu behandeln sind. Es läßt sich gerade nicht sagen, daß sie offen sich gegen das Gesetz auflehnen, doch ist ihr Gehorsam auf die Dauer nicht zu sichern, — wozu ihre angeborne Indolenz einen Hauptgrund mit abgiebt. Diese Indianer gehören zur Race der Mayas, doch ist es kaum möglich, ihren Ursprung zu bestimmen, worüber sie selbst eben so wenig zu sagen wissen.*) Man glaubt, sie wären die Abkömmlinge der Quichés, die im Norden von Guatemala meist wohnen, woher sie zur Zeit der spanischen Eroberung auswanderten; sie sprechen nämlich den Quec-chi-Dialekt. Eine Grammatik oder Wörterbuch dieses Dialekts giebt es aber nicht, obwohl die Dominikaner solche Bücher geschrieben und sogar das Buch der Genesis in den Dialekt übersetzt hatten. Nur das kann ich sagen, daß die Bewohner von Cahabon dunklergefärbt scheinen, als die Mayas, dazu nicht so regelmäßige Züge haben und nicht so symmetrische Formen zeigen; die Kinder machen selbst bei ihnen den widrigsten Eindruck, — die alten Leute nicht minder. Ueberhaupt machen diese Indianer den Eindruck physischer Erniedrigung, wie ich sie selten zu beobachten Gelegenheit gefunden und die Weiber sind dazu von der scheußlichsten Häßlichkeit, bei ihrer niedrigen Stirne, ihren hervorstehenden Backenknochen, stelle man sich dazu vor, daß ihr Kopf spitz nach der Höhe ausläuft, so daß man meinen möchte, dieß wäre auf künstlichem Wege herbeigeführt. Ihre Kleidung fällt nicht sehr ins Auge und ist sie auch nicht so malerisch wie das Costüm der Indianer von Peten und Yucatan, so ist sie doch für das Klima eine weit angemessenere. Rings um den Kopf tragen sie ein Stück Baumwollenzeug, turbanähnlich geschlungen, dazu weite aber kurze Beinkleider und ein Hemd, das um den Leib fest anliegt, das sie aber häufig über die linke Schulter werfen, was ihnen in der Ferne ein Aussehen giebt, als wären sie Araber der Wüste! Wenn sie gruppenweise unter dem Schatten einer alten Mauer sich hinlagern, ist die Täuschung eine so treffende, daß man sich wirklich

*) Der Quec-chi-Dialekt gehört zu den Idiomen, deren Wurzel im Tzendal oder Maya zu suchen; mit dem Kachiquel hat es große Verwandtschaft: dieser Dialekt wird gesprochen in Cahabon, Lanquin, San Pedro Carcha, Coban, San Juan, in Vera-Paz und selbst in Clinauta und Mixco (Guatemala).

nach Arabien versetzt wähnte! Das Costüm der Indianerinnen ist noch bei weitem zweideutiger — denn es besteht aus nichts als einem blauen Ueberwurf, der um die Taille fest anliegt, aber nur bis zu den Knieen reicht. Freilich hatten die Missionäre Hemden bei ihnen eingeführt, — diese Tracht ist aber bei ihnen längst wieder mit manchem andern Guten verschwunden. Wenn sie am Sonntag oder an einem Festtage sich etwas herausputzen, so tragen sie ihren Ueberwurf wie einen Mantel auf der Schulter; die Kinder gehen hier aber Alle, wie die Natur sie schuf, so daß sie in ihren Bewegungen durch nichts behindert sind.

— Hier muß ich auf eine Sitte eingehen, die bei allen Indianern zu Hause ist, die den Quec-chi-Dialekt sprechen. Sobald die Knaben neun bis zehn Jahre alt sind, denken die Eltern schon daran, den kleinen Rangen zu verheirathen. Freilich ist dieses gewöhnlich die Sache der Mutter, obwohl die Väter dabei meist den Ausschlag geben. Sobald die Unterhandlungen abgeschlossen sind, was gemeiniglich durch gegenseitige Geschenke besiegelt wird, dann verläßt die kleine Braut das väterliche Haus, um zu ihrem Manne zu ziehen. Da die hier herrschende geistliche Gesetzgebung aber eine Heirath vor dem vierzehnten Jahre noch untersagt, so bleibt die Braut mittlerweile im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern, was freilich oft schlimme Folgen hat. Man lernt sich gar zu genau kennen: schlimme Eigenschaften führen dann gar zu häufig den Bruch des Verhältnisses herbei, so daß sie ihren Eltern zurückgeschickt wird, was denn selten ohne Streit abläuft, indem die Eltern des Bräutigams ihre Geschenke zurückfordern, was gewöhnlich verweigert wird. Aus dem Wortwechsel entspinnt sich meist eine Prügelei und solche Zerwürfnisse haben dann Feindschaften zur Folge, die auf Generationen hin forterben.

— Den Dominikanern gebührt das Verdienst, nicht bloß die Stadt Cahabon, sondern alle bewohnten Plätze von Vera-Paz gegründet zu haben. Diese glaubenseifrigen Männer hatten den Muth in diese Wildniß einzudringen, um die Lehren des Evangeliums zu verkündigen und sie waren es, die die Indianer dem Waldleben entfremdeten und ihnen eine höhere Gesittung beizubringen nicht müde wurden. Die Missionäre hatten sich die Mühe nicht verdrießen lassen, selbst ihre Kirchengesänge in den Indianerdialekt zu übertragen und so wurden die Indianer durch Weihrauchduft und den Gesang der Missionäre bald dazu gebracht

sich alle Gebräuche und Ceremonien des katholischen Cultus gefallen zu lassen. Die Missionäre widmeten sich auch dem Unterrichte der Indianerkinder, — die Frauen lernten von ihnen Spinnen und Weben, und Landbau und Gewerbe bürgerten sich Dank dem unverdrossenen Eifer der Missionäre allmälig hier ein! Allerdings war es keine kleine Aufgabe, die Vorurtheile der Indianer zu bekämpfen, die man nur durch Milde und Ueberredung gewinnen konnte und gelang es auch diesen unermüdlichen Pionieren der Civilisation gerade nicht, die Intelligenz der Indianer auf die Höhe zu heben, deren diese Racen kaum fähig sind, so muß man dennoch staunen über das, was die glaubensmuthigen Boten des Evangeliums hier erreicht!

Auf der bereits erwähnten Höhe steht die Kirche, deren Architektur keine gewöhnliche ist und deren Hochaltar mit Edelsteinen geschmückt ist, auf welche die Indianer nicht wenig stolz sind. Aller Orten führten die Dominikaner Kapellen und sonstige Bauten auf und so entstand denn eine Stadt, wo früher nur Urwald prangte. . . Die Indianer wurden gesittet genug, um unter der Leitung der Mönche diese Gegend zu einem kleinen Paradiese umzuschaffen. Die Politik der Dominikaner ging von der Voraussetzung aus, daß die Amerikanische Race weit unter der Kaukasischen stehe und zwar mit Recht! Daher gingen sie in ihrer Behandlungsweise von dem Gedanken aus, daß die Indianer wie Kinder zu behandeln wären. So war denn ihr Regiment ein väterliches, das Strenge mit Milde zu paaren verstand und vor Allem hielten sie darauf, daß die Indianer hinreichende Beschäftigung haben müßten, so daß Müßiggang nicht ungeahndet bleiben dürfte. In Brasilien haben die Jesuiten ganz dasselbe Verfahren mit dem entschiedensten Erfolge eingeschlagen. So hat denn die alte Disciplin der Dominikaner ihre Spuren unvertilgbar in Cahabon zurückgelassen; die Stadt wurde von ihnen in sechs Pfarreien eingetheilt, deren jede unter den Schutz eines besonderen Heiligen gestellt war. Die kleinen, weißen Bauten, die an den verschiedensten Punkten der Stadt zerstreuet liegen, dienen als Kapellen, in denen die Statuen der verschiedenen Schutzpatrone noch immer andächtig verehrt werden. Im Grunde genommen aber haben die Indianer vom Christenthum nur das Aeußerliche angenommen, — denn ihr alter Götzendienst lebt nur in anderer Form für sie fort! Für

einen vergeistigten Religionsbegriff hat ein Indianer kein Verständniß und soviel ich hier beobachtete, ist das alte Heidenthum hier nie gewichen!

— In praktischer Beziehung freilich erreichten die Patres mehr! Die Indianer wurden von ihnen dazu angehalten, für den Unterhalt der Kirche und ihres Klosters zu arbeiten und bis zum heutigen Tage ist dies noch Brauch und Pflicht und zwar nicht bloß zu Cahabon, sondern auch zu San-Augustin-Lanquin wie zu San Pedro Carcha. Die Alcalden stellen nämlich jeden Morgen dem Pfarrer acht Mann zur Verfügung, die von demselben für seine Arbeiten benutzt werden. Der fähigste Indianer nimmt die Stelle eines Hausmeisters ein, der mit geziemender Würde an der Tafel des Pfarrers Platz nimmt: — mit gefalteten Armen, den Mantel über seine Schulter geworfen und sein Messer im Gürtel sitzt er da — jeden Winks gewärtig! Auch die Frauen werden für den Pfarrer also herbeigeschafft — denn sie bereiten den Mais zu, kochen die Tortillas und waschen die Leinwand. Uebrigens trägt die ganze Bevölkerung altem Herkommen gemäß zum Lebensunterhalte und den sonstigen Bedürfnissen des Pfarrers bei. Die Alcalden haben ihm das fette Fichtenholz zu liefern, das als Beleuchtungsmittel eben so nützlich ist, wie es das Kamin erwärmt, während die sechs Stadtviertel abwechselnd Mais, Eier und Bohnen zu stellen haben. Die Fischer lassen es auch nicht an Gaben fehlen, denn sie zahlen ihren Zehnten an Fischen und Krebsen, während jeder hergiebt, was sein Garten nur bringt: — Obst, Gemüse und besonders den Spitzenkohl der Palmen, der hier als Leckerbissen gilt! —

So viel ich zu beobachten Gelegenheit fand, lassen die Indianer es dabei nicht an Willfährigkeit fehlen — es macht den Eindruck, als sähen sie das Alles als ganz natürliche Verpflichtung an! In der That, die Dominikaner haben genug geleistet, bedenkt man, wie wenig begabt und indolent diese Race heute noch ist, — denn nach drei Jahrhunderten erntet die Kirche fort von dem Samen, den die Missionäre ausgestreut! Aber moralische Erfolge haben sie auf die Dauer nicht errungen, — denn von der Moralität, die die Mönche hier durch heilsamen Zwang einzuimpfen wußten, ist kaum noch eine Spur zu finden! Zu früh wurden die Indianer der väterlichen Zucht entrissen und so ver-

sanken sie rasch wieder unter die Herrschaft ihrer angebornen, viehischen Triebe! Da sie bald ihre Lust an der Arbeit verloren, so gaben sie sich ihrem leidenschaftlichen Hang für geistige Getränke hin und so haben sie wieder aufgehört, nützliche, fleißige Bürger zu sein und sind nicht mehr als „gente de razon," um mit dem Spanier zu sprechen — als denkende Wesen zu betrachten! Ihre Produktion nahm ab und mit derselben auch die Bevölkerung, denn die Gemeinde Cahabon, die vor fünfzig Jahren mehr als vier tausend Seelen zählte, hat deren kaum noch drei Tausend heute.

Kaum hatten die Colonieen ihre Unabhängigkeit erkämpft, so fing das ursprüngliche Naturell der Indianer wieder an, seine Rechte zu behaupten und was die Missionäre mit fast übermenschlicher Geduld im Laufe der Zeit zu bewirken vermocht, ging immer mehr verloren. Mit Strenge war kaum mehr etwas auszurichten und nicht wenige Indianer flohen wieder in die Gebirge, um dort ihrer Ungebundenheit wieder froh zu werden und keinem Zwange mehr zu unterliegen. Was vermochte die Regierung wider solche Neigungen und Triebe ihres angebornen Instinkts? Alle Energie der einsichtsvollsten Regierungsbeamten blieb vergebens und so sahen diese am Ende ein, daß nur dem Glaubenseifer der katholischen Priester die Ausdauer inwohne, die wilde Natur der Indianer zu bändigen! Wenn die Indianer noch einigermaßen sich in die Gebote unserer Gesittung finden und sich aller Zügel noch nicht entledigt, so ist dies bloß dem katholischen Clerus zu verdanken, — denn ohne diesen würde kaum mehr eine Spur ihrer gewonnenen Civilisation noch bei ihnen zu finden sein!

— Sollte man es für möglich halten, daß unter drei Tausend Bewohnern von Cahabon Niemand mehr zu finden ist, der sich einem bestimmten Handwerk widmete, von höherer Kunst ganz zu geschweigen? Der Kleinhandel, den einige treiben, beschränkt sich darauf, daß sie gelegentlich ein Paar Realen mit dem Verkauf von Salz und Spirituosen zu verdienen suchen, ohne sich je einfallen zu lassen, sich mehr als das dringend Nothwendigste zu verdienen. Gelegentlich führen sie einmal kleine Quantitäten von Baumwolle, die sie gezogen, aus, und ihr aus der Amerikanischen Aloe gewonnener Drath, ihre Körbe und bemalte Kalabassen finden auf dem Markte zu Coban guten Ab-

satz, denn in der Fertigung dieser Gegenstände zeigen sie großes Geschick. Sie verstehen nämlich mit einem spitzigen Instrumente mehr oder minder gelungene Zeichnungen auf der konvexen Oberfläche der Kalabassen einzugraben und die Reliefzwischenräume nicht ohne Geschmack zu verzieren. Bei ihrer Bemalung benutzen sie das Indigo zum Blau, den Orlean zum Roth und ihr Schwarz wissen sie dadurch sich zu schaffen, daß sie Indigo mit Citronensaft mischen. Um ihre Farben zu fixiren, bedienen sie sich einer fettigen Substanz, die sie dadurch gewinnen, daß sie ein Insekt, das bei ihnen den Namen: „aje" führt, zu einem Saft verkochen, der wie Kleister wirkt. . . Damit ist alle Kunst dieser Indianer erschöpft — denn sie ziehen es bei weitem vor, den Lastträger zu spielen und die schwersten Lasten von Sarsaparilla auf ihren Schultern fortzuschleppen, als ein ordentliches Handwerk zu treiben. Was das Grundeigenthum anlangt, so walten hier dieselben Verhältnisse wie zu Peten vor: — was der Vater besessen, erbt der Sohn und von einem Besitztitel ist hier nie die Rede!

— Was ich hier über Zustände und Sitten der Indianer hingeworfen, erfuhr ich von meinem freundlichen Wirthe, einem noch ziemlich jungen Priester, der sein schönes Vaterland verlassen, um das Werk der alten Missionäre wieder aufzunehmen und die armen Indianer wieder zu Menschen herauszubilden! Schon zwei Jahre lebte Abbate Balduini, so hieß der Priester, in dem einsamen Cahabon und ich gestehe, nur zu bald empfand ich, welche Enttäuschung er sich bereitet hatte, indem er sein Schicksal an diesen Ort gefesselt! Was konnte er hier wirken? Für ihn handelte es sich nicht darum, dem Christenthum neue Anhänger zu erwerben, sondern seine ganze Aufgabe bestand bloß darin, die Sitten seiner Indianer zu heben, indem er ihre Neigung zum Trunke bekämpfte und sie zur Arbeit anzuspornen suchte: mit einem Worte, er strebte in die Fußstapfen der alten Missionäre zu treten! Allerdings, nur zu wenig Missionäre giebt es heute, die das Glaubensfeuer der Männer im Busen tragen, die das Banner des Kreuzes zuerst in der neuen Welt aufgepflanzt, — und man sollte meinen, daß die Vorsehung heute andere Werkzeuge sich für ihre Zwecke dort gesucht! Um auf unsern Abbate zurückzukommen, so bekenne ich, daß er ein Mann der heutigen Zeit ist — denn seiner glaubensfesten Be-

geisterung ungeachtet, fehlte ihm die Kraft und Beharrlichkeit, um seinen Kampf auf die Dauer hier durchzuführen. In seinen Unterhaltungen mit mir mußte er einräumen, welche Entbehrung es für ihn auf die Dauer sei, abgeschlossen zu leben von Männern, die auf der Höhe seiner Bildung ständen! Eine Erleichterung, eine Wohlthat war es für ihn, daß er seine Kümmernisse, seine Pläne und Hoffnungen mir anvertrauen konnte, da ich empfänglich war für Alles, was er mir über seine hiesige Verlassenheit erzählte. Seine so edlen wie milden Züge verriethen mir dennoch, welche inneren Kämpfe er zu bestehen gehabt, bevor er mit Resignation sich dazu entschließen konnte, die Rolle eines Missionärs zu spielen! Ich darf es nicht verhehlen, für einen denkenden und fühlenden Menschen muß das Leben in Cahabon eine ewige Qual sein! In der ungestörten Einsamkeit der Natur kann ein Asceete sich in der That mit Gott verbunden fühlen; — wie kann man aber inmitten von trunkenen und keiner Bildung fähigen Wilden, — wie kann man da die Naturgröße empfinden, — wie kann man da sich zu Gott erhoben fühlen? —

— Lange dauerte ich zu Cahabon nicht aus, denn da ein mir günstiger Zufall wollte, daß mein freundlicher Abbate drei Tage nach meiner Ankunft in seinen Berufsangelegenheiten nach der nicht zu fern gelegenen Stadt Lanquin sich begeben mußte, so verfehlte ich nicht, seiner gutgemeinten Einladung Folge zu leisten und ihn zu begleiten, denn Lanquin lag auf der Straße nach Guatemala, wohin ich gerade wollte.

So ritten wir denn von dannen unter dem Geleite von Indianern, welche das Priesterornat und die sonstigen Habseligkeiten des Pfarrers den halben Weg zu tragen hatten, — denn nach altem Brauche erwarteten die Indianer von Lanquin sie an einem gewissen Punkte der Straße, um ihnen die heilige Bürde abzunehmen und den Pfarrer nach ihrer Stadt zu geleiten. Es war ein köstlicher Morgen, als wir Cahabon verließen: — die Luft war frisch und von der durchsichtigsten Klarheit, — das ganze Thal lag in Thau getränkt! Unser Weg war nicht minder ergötzlich, denn er wand sich um die Abhänge der Hügel, ohne zu große Schwierigkeiten zu bieten. Den Grundcharakter des Bodens bildete der Thon, obwohl eine Schichte kalkhaltigen Kieses, der eine Eisenockerfarbe hatte, sich über den Thon hin-

gelagert, während hie und da Urfelsen hervortraten, die uns bewiesen, daß wir uns in der Nachbarschaft der großen Cordillerenkette des Amerikanischen Continents befänden. Es war mir schon ein erfreulicher Anblick an mehren Punkten des Weges kleine Baumwollen- und Maispflanzungen anzutreffen und unter Fruchtbäumen kleinen Indianerhütten zu begegnen, die größtentheils von den Indianern von San Pedro Carcha herrühren, die den übrigen Indianern wesentlich überlegen sind und bei denen die Erziehung der Missionäre mehr haften geblieben, als bei den Indianern von Cahabon.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir das Ufer des Cahabonstromes, dessen schäumende Wasser sich entlang des Fußes einer steilen Bergkette Bahn brechen, die ganz parallel mit dem Flusse sich hinzieht; dieser Gebirgsstrom ergießt seine Wasser bis zu den Höhen von Sulin, die zu den Patalbergen gehören, und nachdem er die Städte Taltick, Santa Cruz und Coban berührt, bricht er sich plötzlich nach Süden Bahn, die Gebirge durchströmend, um sich schließlich in den Golf von Dulce oder den San-Isabal zu ergießen. Aus der Ferne ist die Schlucht wahrzunehmen, durch die sich dieser Gebirgsstrom hindurch wälzt, nachdem er sich mit den Wassern des noch unruhigeren Rio de Lanquin verbunden. Die glänzende Klarheit dieses Stromes, dessen Wasser mit Ungestüm hinunterstürzen, verbunden mit den Fichten, die hoch oben die Sierras krönen, verleihen hier der Natur alle Eigenschaften einer Alpenseenerie, der es warlich nicht an Erhabenheit fehlt. —

Die Flußufer entlang mußten wir einen Pfad verfolgen, der freilich den köstlichsten Schatten bot, aber durch feine Enge und Ungleichheit nicht ohne Gefahren war, ganz abgesehen davon, daß die Wasser den Boden an vielen Punkten unterwühlt hatten. Wohl merkte ich, daß es unserem Abbate dabei nicht gut zu Muthe war und so pflegte er an gefährlichen Punkten meist abzusteigen, während Morin und ich kein Bedenken trugen, uns auf unsere Maulthiere zu verlassen, — denn wir hatten auf unseren Fahrten ganz andere Wege sicher passirt. Wer überhaupt auf dem Amerikanischen Continent eine Reise zu Pferde gemacht, der schreckt vor keiner Beschwerde noch Gefahren mehr zurück! Es war lustig anzusehen, wie unsere Indianer an jedem Halteplatze ihre Bürde abwarfen, um sich in den Fluß

zu stürzen, mochten sie auch noch so sehr von Schweiß triefen. Nicht will ich übergehen, daß sie allesammt trefflich zu schwimmen verstanden, obwohl der persönliche Diener des Pfarrers, ein breitschultriger, kräftiger Mulatte aus Nicaragua Allen darin den Rang ablief. Unseren Indianern wußte er dazu Respekt einzuflößen, denn sie fürchteten eben so sehr seine wuchtige Faust, wie das scharfe Messer, das er im Gürtel trug. —

— Um nach Lanquin zu gelangen, mußten wir am Ende vom Flusse ablenken, wo wir freilich einer minder gefälligen Natur uns gegenüber fanden; der Boden war hier ein sehr dürftiger und nur hie und da sahen wir eine verkümmerte Fichte den dürren Boden beleben, von dem die brennenden Sonnenstrahlen glühend zurückgeworfen wurden. Noch eine ziemliche Weile waren wir von der Stadt entfernt, als das Echo der Berge uns schon das Glockengeläute verkündete, das zur Verherrlichung der Ankunft des sehnlichst erwarteten „Cura" schon früh begonnen. Bald gewahrten wir eine Gruppe Indianer, die am Ufer eines Baches unser warteten und einen kleinen Willkommengruß herzuplappern kamen. Auffallen mußte es mir, daß diese Indianer sämmtlich reiferen Alters waren und eine sehr ernste Miene aufsetzten. Es war ein wunderlicher Anblick! Waren sie auch nach der Cahabonmode gekleidet, so machten ihre unbeweglichen Züge auf ihrem verwitterten Gesichte von Broncefarbe, verbunden mit ihrem turbanartigen Kopfputze, den Eindruck, als habe man eine Gesellschaft von Eunuchen vor sich, die dem Serail entflohen! Um unsern Indianern aber nicht Unrecht zu thun, so muß ich bemerken, daß sie sämmtlich die ehrenwerthen Mitglieder des Munizipalrathes von Lanquin darstellten! Lustiger war aber doch, daß vor diesem würdigen Gemeinderath ein Indianerjüngling stand im paradiesischen Naturgewande, der seine Trommel aus allen Kräften rührte. Von vorn sah er noch anständig genug aus — als er sich aber zufällig umdrehte und uns den Rücken zuwandte, rief ich unwillkürlich: „Mein bester Señor Cura — um's Himmelswillen, sorgen Sie doch für ein besseres Feigenblatt!" —

— Mein guter Abbate war aber gerade in dem Momente zu sehr mit seiner eigenen Person beschäftigt, als daß er meine Bemerkung hätte beachten können. Er hatte nämlich nicht erwartet, daß die Würdenträger der Gemeinde Lanquin ihn auf

der Straße überraschen würden und so bot er alles Erdenkliche auf, um sich recht würdig zu drapiren; er setzte seine Bäffchen zurecht und warf seinen Rock in respektable Falten, so daß seine weiße Reiseweste verhüllt wurde. So überschritt er denn in würdevollster Haltung den Fluß und hörte die gutgemeinte Anrede des Wortführers des Gemeinderathes mit geziemender Geduld an, was wohl Noth that, denn sie war gar zu lang. Schließlich verfehlte er auch nicht, der Versammlung seinen Segen zu ertheilen! Froh waren wir, daß wir dieses hinter uns hatten und unseren Thieren die Sporen gebend, galoppirten wir in den Ort hinein, dessen Bevölkerung durch ihr wildes Aussehen und ihre mehr als ärmliche Bekleidung mir sofort auffiel! Wie überrascht war ich aber, als ich das Pfarrhaus auf das Festlichste ausgeschmückt fand, — die Flur des Hauses war mit Fichtenzweigen dicht bestreut und ein schmackhaftes Mahl harrte unser, das uns sehr willkommen war. Beim Nachtisch wurden uns Ananas gereicht, wie ich nie köstlichere genossen; die Ananas dieser Gegend ist weit und breit geschätzt. San Augustin Lanquin zählt eine Bevölkerung von zwei tausend fünf hundert Seelen, die sämmtlich Indianischen Ursprungs sind. Auffallenderweise liegt dieser Ort in einer Vertiefung der Gebirge so versteckt, daß er von allem Weltverkehr abgeschlossen sein würde, ginge die Straße nach Coban nicht in der Nähe vorbei. Das Hauptinteresse des Ortes beruht aber in einer großen Naturmerkwürdigkeit, auf die ich näher eingehen muß, giebt es auch im alten Europa ähnliche Naturbildungen, die der „Cueva" — der Höhle von Lanquin ebenbürtig sind. Etwa in einer Entfernung von einer Viertelstunde vom Dorfe liegt diese merkwürdige Höhle, deren Eingang trichterförmig an der Basis eines Kalksteingebirges sich aufthut und was besonders noch bemerkenswerth ist, daß der Rio de Lanquin, der in der Höhle entspringt, gerade aus der Mündung der Höhle mit Ungestüm seine Wasser herausschleudert; der Strom hat an der Mündung eine Breite von etwa zehn Yards, ohne daß sich seine Tiefe genau bestimmen ließe. Einen wunderbaren Anblick gewähren riesige Bäume, die aus den Felsspalten hervorragen, nach Licht und Luft strebend, während man beständig vermeinen möchte, sie würden durch die Gewalt des Stromes fortgerissen, was aber dadurch verhindert wird, daß ein endloses Rankengewebe, was im Laufe der Zeiten sich zu einem un-

durchdringlichen Netze gebildet, die Baumwurzeln so umschlungen hält, daß die Gewalt der Wasser ihnen nichts anhaben kann. —

— Wir erstiegen eine steile Höhe, von der man einen Blick auf den Wassersturz hat und krochen dann durch eine enge Oeffnung der Seitenwand der Sierra in das Innere der Höhle, in die nur wenige schwache Lichtstrahlen hineindrangen, die den Stalaktiten der Höhle eine bläuliche Färbung gaben, was der Phantasie der Indianer das reichste Spiel eröffnet, — denn sie bilden sich wirklich ein, die Tropfgebilde stellten Statuen von Heiligen und Madonnen dar! Mitunter auch wähnen sie in kindischer Furcht, sie sähen hier ein Gespenst — das flammende Auge des: „Dueño de la Cueva“ (des vermeintlichen Gebieters der Höhle) und glaubt Einer von ihnen eine solche Erscheinung erblickt zu haben, so sind sie um keinen Preis mehr in die Höhle zu bringen! Zu unserer Beruhigung hatte keiner unserer Führer ein solches Phantasiegebilde geschaut und so drangen sie kühn vor, uns den Weg zu zeigen.

Ich gestehe, ein großartigeres Bild könnte die kühnste Phantasie sich nicht vorzaubern! Abgründe ohne Ende, chaotische Felsmassen, die die phantastischsten Gestaltungen beim Fackellichte uns enthüllten, ließen für mein Staunen kein Ende finden. Nachdem wir so ziemlich die Höhle nach allen ihren Richtungen durchmessen, waren wir verwegen genug, dem Winke der Indianer zu folgen, die uns ein ungeahntes Schauspiel bieten wollten. Wir standen nämlich an der Oeffnung einer dunkeln Felsspalte, aus der das Murmeln tieferer Wasser hervorrauschte. Die Indianer ermunterten uns in die Tiefe hinabzusteigen und der gewandteste von ihnen übernahm es, uns mit der Fackel voranzuleuchten. Leicht war nicht das Beginnen, denn der Felsweg verengte sich immer mehr und wir befanden uns bald auf einer Felsentreppe, von der wir von Abgrund zu Abgrund hinunterspringen mußten, bis wir am Saume des unterirdischen Stromes anlangten. Ein Wunderbild bot sich hier! Man hätte meinen mögen, man befände sich unter einer Zaubergrotte, deren Inneres Wundergebilde von Versteinerungen zeigte, die nie von Menschenhand berührt worden. Hier schaute ich Massen von Alabasterweiße, die so zart gewunden, gleich dem feinsten Musse-

lin, während an anderen Punkten sich Korallengebilde zeigten in den wunderlichsten Arabeskenformen. Gewölbe, Wände und Boden funkelten wie leuchtende Krystalle beim Fackelschimmer, und ich gestehe, nicht gereute mich mehr die Mühseligkeit des Weges! Eigenthümlich war der Eindruck, den das Tröpfeln der Wasser auf uns machte, die durch die tausenden Kanäle der Felsen sich Bahn brachen, um sich zu dem Strome zu vereinigen, den wir tobend hervorbrechen sahen. Für den Naturforscher ist es ein Hochgenuß, die Natur also in ihrer geheimsten Werkstätte zu belauschen und für mich war nicht verloren, was ich hier gesehen. War das Hinabsteigen schon kein leichtes für uns gewesen, so bekenne ich, daß wir bei allen unseren früheren Erfahrungen es doch nicht leicht fanden, wieder empor zu klimmen. Anfangs bangte es mir, als ich beim Fackellichte sah, wie steil und schwierig die Felsen, die wir zu erklimmen hatten, während rechts und links unabsehbare Abgründe sich gähnend aufthaten; doch wir waren glücklich genug, wieder an's Tageslicht zu gelangen. In der obersten Gallerie der Höhle wollte der Zufall, daß wir eine Entdeckung machten, die für die Indianer Furchtbares genug bot. Wir bemerkten nämlich einen seltenen Gegenstand, der gleichsam wie eingezwängt in einem Felsspalt war und als wir mit dem Fackellichte näher traten, wollten die Indianer nicht weiter, denn sie schrieen, „ein menschliches Gerippe sähen sie vor sich!“ So blieb denn dem Abbate und mir nichts anders übrig, als selbst an Ort und Stelle uns von dem zu überzeugen, was im Felsen versteckt liege. In der That, es war ein Menschengerippe, eine Mumie, die durch die trockne Luft der Höhle sich erhalten; der Kopf war buchstäblich in die Felsen eingepreßt, während das Becken und die unteren Gliedmaßen aufwärts standen. Wer mag hier wohl einstens sein Grab gefunden haben? Wer war der Unglückliche, der hier das Opfer eines Verbrechens oder einer Naturumwälzung geworden? Wer vermag darauf die Antwort zu geben! Unsere Führer wollten aber nicht sich beruhigen lassen, sie waren außer sich vor Furcht und bildeten sich ein, hier die Reste des einstigen Herrn der Höhle vor sich zu sehen! Ich kam auf den Einfall, ihnen den Glauben beizubringen, als hätten wir uns davon überzeugt, daß es das Gerippe eines Affen wäre, was ja zu den Möglichkeiten zählte. Mein guter Abbate aber meinte, es würde sehr schwer halten, die Indianer wieder

dazu zu bringen, einen Fremden je wieder in die Höhle zu führen.

— Ein Paar Tage später fand ich mich veranlaßt, das Gebirge zu ersteigen, dessen Inneres die interessante Höhle birgt. Um auf die Höhe zu gelangen, muß man einen steilen Pfad hinan, der mit sehr verkümmertem Buschwerk bewachsen ist. Von der Höhe sieht man nach Nordosten zu das Thal, das nach Cahabon führt, während der Horizont nach den andern Richtungen hin durch eine Doppelkette von Gebirgen umsäumt ist, deren Gipfel nach ihren pyramidalen Umrissen zu schließen, mit Fichtenwaldungen gekrönt sind. Das Becken von Lanquin bildet die Form eines Dreiecks und stellt eine wahre Einöde dar, so abgeschlossen liegt es von der Welt! Unterhalb der Felsen beobachtete ich einen eigenthümlichen Cactus mit herabschleifenden, gestreiften Stielen, der dazu eine rothe, stachelige Frucht von der Größe einer Apricose trug, die einen angenehmen Geschmack hat.

— Lange konnte ich in Lanquin nicht ausdauern, was Abbate Balduini sehr bedauerte, denn er bot Alles auf, mich mindestens bis zum bevorstehenden Feste des heiligen Augustin festzuhalten, der als Schutzheiliger des Ortes gilt. Er versicherte mir nämlich, daß dann Fremde von nah und fern nach Lanquin kämen, wo es denn recht munter hergehe. Ich fühlte aber nur zu sehr, wie erschöpfend das heiße Klima auf mich wirke und so wollte ich um jeden Preis die kühle Luft der Gebirge wieder aufsuchen, wie gern ich auch sonst den Bitten des trefflichen Mannes nachgegeben hätte. Als er am Ende fand, daß ich mich nicht erbitten ließ, war er freundlich genug, mich in jeder Beziehung für meine Weiterreise zu unterstützen. Nicht genug damit, daß er mir Lebensmittel für die Reise schaffte, beschenkte er mich mit Vanille, mit Kopalharz und sonstigen Erzeugnissen des Landes, daß ich in Europa selbst immer seiner gedenken mußte. Noch mehr, als ich zu Coban anlangte und meine Führer bezahlen wollte, fand ich gar, daß der Abbate sie schon für ihre Mühe bezahlt hatte! Jahre sind entschwunden und noch immer gedenke ich mit Rührung des Momentes, wo ich diesen edlen Missionär in der Indianerwüste verließ, als ich von meinem Pferde herab ihm mein letztes „Lebewohl" zu-

winkte! Nimmer vergesse ich sein theilnahmvolles Lächeln, in dem seine Trauer, aber auch seine Resignation in sein Geschick sich spiegelte! Wahrlich, dieser Abbate war nicht für ein Indianerleben geschaffen, denn bei seinen Anlagen und Neigungen mußte ihm der Beruf fern liegen, sich in einer Einöde zu begraben, wo er keinem fühlenden Herzen begegnet!

X.

La Tierra Templada.

Der Weg und das Tafelland — Maisfelder — Ranchos — Neigungen der Indianer — San Pedro Carcha — Coban — Ambrabäume — Klima und Erzeugnisse — Stadt und Bevölkerung — Industrie und Künste — Die Kasten und die Ladinos — Das Eldorado der Naturforscher — Der Quetzal — Eine Jagd — Ganz neue Waldungen — Affenleben — Vulkane in der Ferne — Die Produkte der Gegend — Die Wildnisse von Chisec — Der Bischof — Las Casas — Tierra De Guerra — Geschichtliche Reminiscenzen — Die Gründung von Coban — Religiöse Erinnerungen — Die große Kirche — Negro Santos — Die Kirche von Calvario — Eine sentimentale Episode — Juana — Selbsttäuschungen — Abreise von Coban — Ein Scheidebrief.

Von den Alluviallanden von Tabasco und Chiapa aus hatte unser Weg uns bekanntlich entlang der Ufer des Usumasinta und seiner Nebenströme allmälig hinauf in das Herz von Peten geführt, wo wir mit einem Male in einem hochgelegenen Becken uns fanden, das mit zahllosen, isolirten oder Gruppenhügeln bedeckt ist. Indem wir vom Petensee nach Dolores und von hier nach San Luis südwärts zogen, hatten wir beständig emporzusteigen und wir hatten wirkliche Gebirge, primitive Gebirgsketten mühselig genug zu überschreiten, bevor wir in die Thalgründe von Cahabon auf den atlantischen Abhängen des Continents niedersteigen konnten. Von diesem Punkte aber an führte unsere Straße uns über ununterbrochenes Tafelland und nur gelegentlich mußten wir in den Niederungen der Tierra Caliente fortwandern. Welcher Unterschied, wenn man die Lagunen, die Savannen und die Riesenwaldungen schwinden sieht, — wenn der Horizont sich wieder frei entfaltet und die Atmosphäre frisch und rein uns anweht! Ein anderes Volk sieht man dann sofort vor sich, die Gesellschaft der Menschen ist eine andere ge-



Die Hügelkette der Terra Templada.

worden und man merkt bald, daß der Mensch auf den Hochplateaus eine ganz andere Energie wieder zeigt! Hier herrscht wieder Thätigkeit und Arbeitslust, man denkt wieder an das Morgen und bei dem Bemühen, die Natur zu bemeistern und sie unserem Willen unterthan zu machen, findet man wieder seinen Lohn!

— Wenn man Lanquin verläßt, führt die Straße über Hügel und Thäler, die nach Coban hinaufführen; diese Hügel erreichen keine Höhe, die zwei- bis dreitausend Fuß überstiege, in welchem Niveau das Tafelland hier sich ziemlich hält. Es war für uns eine angenehme Ueberraschung, angebaute Felder wieder anzutreffen und nicht nur zeigten die Ebenen überall die Spuren des Fleißes der Bewohner, sondern selbst die steilsten Abhänge boten uns den Beweis, daß der Mensch hier zu arbeiten versteht. Auf den Gipfeln der Hügel gewahrte ich Fichten- und Eichenpflanzungen und so weit der Blick nur reichen konnte, erkannte ich wellenförmige Maisfelder. Wie fruchtbar der Boden hier ist, mag die Thatsache darthun, daß der Mais hier 7—8 Meter in die Höhe wächst. Von der Ferne her, nehmen sich diese Maisfelder wie Prairien aus; führte der Weg aber uns hindurch, so kommt es uns vor, als wären wir in der üppigsten Vegetation eines Waldes; so hoch überragten uns die dichten Maisähren. Wo der Boden aber brach geblieben, da nahm ich Pappeln, baumähnliche Helianthus und ähnliche Pflanzen wahr. Ueberhaupt bot die Straße einen ganz anderen anderen Charakter, als wir bisher beobachtet. Leben herrschte überall und lange Reihen Indianer zogen an uns vorüber, die Mais, Baumwolle, Matten und sonstige Produkte des Landes auf ihren Schultern trugen. Ergötzlich war es zu sehen, wie ganze Familien nach dem Felde zogen, um dort zu arbeiten. Eigenthümlich ist, daß selbst das kleinste Kind der Indianerfamilie hier einen Suyucal — eine Art Mantel, der aus Palmblättern gewunden, um die Schultern trägt! Alle Indianer gingen zu Fuß auf das Feld und Lastthiere waren nirgendwo zu sehen. Den Grund dazu sollten wir nur zu bald erfahren, denn nachdem wir über den ersten Hügel jenseit der Stadt weggeritten, wurde die Straße so steil und ungleich, daß wir absteigen mußten und die größte Mühe hatten, die Pferde über die schwierigsten Stellen hinüberzuführen. Wir hatten kaum geahnt, mit welchen Schwierigkeiten

wir hier noch zu kämpfen hätten, denn die Straße führte hier fast senkrechte Abhänge hinunter, wo nicht einmal ein Maulthier sichern Fuß mehr fassen kann. Um hier die Straße hinauf und hinunter zu kommen, bedient man sich hier sehr roher Naturleitern, die aus eingekerbten Baumstämmen bestehen, die an die Felsen gelehnt und befestigt werden. Wer hier zu Pferde reist, muß weite Umwege machen, um ohne Gefährde weiter zu kommen. —

— Zur Bequemlichkeit der Reisenden begegnet man hier denselben Vorkehrungen, wie sie auf den besuchten Straßen von Peten zu finden sind, nämlich Bretterhütten, die jedoch von allen Seiten offen sind. Nur schienen mir hier diese offenen Holzschuppen etwas solider gebaut, was vielleicht aber vom Klima herrührt, das hier das Holz besser erhält. In fast allen Zelthütten fanden wir an einem Pfosten ein kleines Christusbild befestigt, ringsum verziert mit vertrockneten Blumen und Früchten, die frommsinnige Wanderer hier zurückgelassen. Die Blumen boten mir das lebhafteste Interesse, da sie sehr mannichfaltiger Art waren; nicht minder die Früchte, deren glänzende Farben mich fesselten; unter Anderem sah ich hier die Frucht von lycopersicum pyriforme, die bei den Indianern chuchu heißt und welche in Guatemala als ein spezifisches Mittel gegen Erkältungen und Kopfschmerzen gilt. Eine reife Beere wird nämlich in der Asche geröstet und mit einigen Tropfen Oel verbunden zu einer Art Salbe verarbeitet, mit der das Innere der Nase eingestrichen wird. In der Nachbarschaft dieser rohen Ranchos, wie überhaupt in der Nähe aller Orte, wo Indianer sich angesiedelt, findet man Vorräthe von Chicha, ein abscheuliches Getränk, welches durch Gährung des Zuckerrohres gewonnen wird. Die Indianer sind leidenschaftlich auf dieses Getränk versessen, denn sie können selten einer Chichabude vorübergehen, ohne ein Glas ihres Lieblingstrankes zu leeren.

— Es mußte mir sehr auffallen, schon in der ersten Nacht nach unserer Abreise von Lanquin zu empfinden, daß die Temperatur eine weit kältere geworden und so nahm es mich nicht Wunder, daß schon am zweiten Tage die Vegetation eine ganz andere wurde. In den buschigen Gegenden gewahrte ich Farrenstauden, mit holzartigen Stielen; unsere Straße war umsäumt von wunderschönen Rhexias und inmitten blühender Fuchsias

boten die Bäume, an denen Rankengewebe voller rosafarbener Blumen bis zu den Wipfeln emporragten, ein reizendes Bild! Nicht minder gewahrte ich hier die verschiedensten Pflanzen der Nachtschattenfamilie, die hier eine seltene Größe erreichen und ganz baumähnlich in ihrer Entfaltung werden. Am Abende des dritten Tages erreichten wir ein Tafelland, das weithin mit einem kiesreichen Thonboden überzogen war und hier wurde die Straße wieder ebener und gangbarer, während der Horizont uns in der Ferne sonnige Hügel zeigte, deren Abhänge die Spuren der Menschenhand zeigten; nur auf den höchsten Gipfeln erblickte ich noch Baumgruppen, die an Urwälder gemahnten. Die Landschaft macht hier überhaupt den Eindruck einer Wildniß, ohne daß sich aber sagen ließe, daß sie den Charakter der Natur zeigte, wie sie den hohen Regionen dieser Lande eigen ist. Die Sonne war noch nicht untergegangen, als wir zu San Pedro Carcha eintrafen, einer Stadt, wo wir zum ersten Male, nachdem wir Yucatan verlassen, sofort den Beweis fanden, daß hier eine geordnete Verwaltung bestehe und daß die Bewohner zu arbeiten wüßten. In der Nähe der Stadt waren die Straßen unterhalten, die Felder waren durch Zäune und Hecken getrennt und in der Stadt hatten Ziegel und Schieferdächer das Strohdach verdrängt. Verkaufsläden sah ich in Menge, in denen sich die Käufer drängten; mit einem Worte, ich fand, daß man hier nicht bloß für die Nothdurft des Lebens sorge und daß man schon verfeinerte Genüsse kenne. Die Physiognomieen deuteten mir an, daß eine Mischbevölkerung hier vorwalte, indem die schwarze und rothe Race sich etwas mit kaukasischem Blut vermischt hatte. In dieser Stadt fanden sich die Grundeigenthümer aller Ländereien zusammen, die zwischen San Pedro und Cahabon liegen, so daß San Pedro gewissermaßen als Hauptstadt zu betrachten ist; bei meiner Ankunft mochte die Stadt gegen 20,000 Seelen zählen. Bei alledem bot sie mir nicht Interesse genug, lange dort zu verweilen, denn ich wollte nach Coban, einer Stadt, deren Ruf mich längst angezogen. Es war an einem köstlichen Augustmorgen, als wir schon in zwei Stunden Entfernung die Kirchthürme von Coban gewahrten. War die Hitze auch eine sehr große, muß ich doch gestehen, daß die Luft auf diesem Plateau eine so frische und nervenstählende ist, daß sie ihren Eindruck auf mich nicht verfehlte, denn ich konnte nicht

müde werden, hier die Natur zu bewundern, die sich an jeder Windung einer Straße neu enthüllt. Hier sah ich, wie der Rio Grande am Fuße der Sierras dahinbraust, während seine Wasser auf der entgegengesetzten Seite kaum hörbar dahinfließen. Hier begegnete ich Maisfeldern, die wie grüne Wellen unter der kühlen Brise fortrauschen, während ich in der Nachbarschaft Gruppen der anmuthigen Ambrastaude gewahrte, die sich durch ihre Pyramidalform sowohl, wie durch ihr reiches Laub bemerklich machte. Gerade diese Ambrabäume sind es, die der Scenerie der Tierra Templada ihr Gepräge aufdrücken und ich gestehe: ich fühlte mich mehr als befriedigt und froh, mich in dem gesundesten Theile des aequatorialen Amerika wieder zu finden, wo meine Gesundheit keine Fährnisse mehr zu bestehen und ich meiner Forschungslust unbehindert mich ergeben konnte. Ich gestehe, es kam mir vor, als wäre ich mit einem Male in einem neuen Lande angelangt; die ganze Natur schien mir verändert, Pflanzen und Thiere waren andere geworden und die Menschen besser und geschickter! Gerade die mannichfache Verschiedenheit der Naturprodukte dieser Zone verleiht dem Aufenthalte hier unbeschreiblichen Reiz! Hier sieht man die Bäume und Früchte der Tropen neben denen der gemäßigten Zone in aller Pracht sich entfalten, denn der Boden wird hier weder durch die Gluthen der Sonne verbrannt noch durch eisigen Frost erstarrt. So hatte ich Gelegenheit in den Gärten von San Pedro Ananasse zu beobachten, die neben Rosenbüschchen blühten; — blühende Kaffeebäume, um die sich die schönsten Kapuzinerblumen geschlungen, während baumähnliche Yucas Büsche überschatteten, deren Früchte in aller Beziehung unseren Brombeeren glichen.

— Die Straße nach Coban entlang liegen die reizendsten Gärten, die sämmtlich eingehegt sind und deren Zäune im gefälligsten Blumenschmuck prangen: Rosen, Jasminen sind hier mit blühenden Daturas verschwistert. Je weiter wir auf dem Wege zur Stadt kamen, desto fesselnder wurde die Aussicht! Indem wir zwischen duftenden Gartenhecken ritten, gewahrten wir hie und da kleine Landhäuser — „Casas del Campo“ — die von blühenden Büschchen umgeben waren, bis der Weg mit einem Male sehr steil auf eine Höhe hinaufführte und wir uns unverhofft auf der Plaza, dem Marktplatze von Coban befanden. Auf der einen Seite des Platzes erhob sich eine Kirche luftig in

die Höhe, die einen ergreifenden Eindruck auf den Fremden macht, während zu meinem Erstaunen in der Fronte eine ganze Reihe von Ruinen lag, die offenbar die Trümmer prächtiger, alter Bauten darstellten; auf den gegenüberliegenden Seiten des Platzes liegen ziemlich niedrige Säulenhallen, angesichts von Läden von Kaufleuten und Handwerkern. Was mir besonders auffiel, war der Umstand, daß das Pflaster im erbärmlichsten Zustande war, denn Gras wuchs zwischen den Rissen der Steine und überhaupt machte der Platz einen solchen Eindruck von Verlassenheit und Verfall, daß ich mich nicht wenig enttäuscht fand! Da wir nicht wußten, was wir davon denken sollten und wir keine Straßen auf den Platz auslaufen sahen, so ritten wir voran in der Meinung, wir wären noch nicht inmitten der Stadt. Mit einem Male begegnete uns ein hochgewachsener Ladino, der in einen wollenen Mantel gehüllt ging, wie man nur am kältesten Wintertage tragen möchte. Ich fand es gerathen, ihn nach dem Wege zu fragen: „Amigo — Freund, wenn Sie aus Coban sind, so sagen Sie mir doch, wo liegt eigentlich die Stadt?"

Verwundert sah er mich an, zauderte einen Moment und als er aus meiner Miene entnahm, daß meine Frage eine ernstgemeinte war, entgegnete er lachend, indem er mit seinem Arm einen Kreis in der Luft beschrieb:

„Señor, die Stadt liegt ja hier herum, Sie sind ja mitten drin!"

Der gute Man hatte die Wahrheit gesagt! Wie soll ich aber Jemandem, der nicht dort gewesen, einen Begriff davon beibringen, wie es möglich ist, daß eine Stadt von 12,000 Seelen auf einer Anhöhe liegt und doch kaum von dem gesehen werden kann, der hier unbekannt ist? Bei alledem will ich den Versuch machen, dem Leser eine Vorstellung davon beizubringen. Zunächst habe ich zu bemerken, daß die Häuser von Coban niedrig gebaut und mit Ziegeln gedeckt sind, während die Fronte der Häuser entlang sich ein Corridor hinzieht, der auf Säulen von Holz oder Pfeilern von Mauerwerk ruht. Vom höchsten Punkte der Stadt aus ziehen sich Straßen durch fast undurchdringliches Laub sachte in die Thäler hinab, welche rings um die Höhen liegen; ein jedes Haus hier hat seinen Hof, seinen Garten und ein damit verbundenes bebautes Feld, während es dazu von der Landstraße durch eine Riesenhecke getrennt ist, die einem Vorhang

gleich das Haus verhüllt. Bemerkenswerth ist dazu, daß diese Riesenhecken großentheils aus einer Nesselart bestehen, die hellgrüne, dornige Blätter in Masse entfaltet, was zudringliche Neugier fern zu halten geeignet ist. Diese Nesselart wird nach wenigen Jahren so entwickelt, daß ihre Stiele sich so fest verschlingen und ein Netzwerk bilden, daß man am Ende eine mit Moos und Baumflechten bewachsene Wand vor sich zu haben meint, so daß diese Hecken eben so malerisch wie praktisch sind. Die meisten Straßen von Coban sind mit solchen Hecken umgeben, die buchstäblich natürliche Laubgänge bilden. Nunmehr ist begreiflich, wie so die Stadt in ein wahres Laubnetz gehüllt liegt, dessen Maschen so enge und dicht sind, daß man die großartigsten Gebäude nur in der unmittelbarsten Nähe wahrnehmen kann.

— Wie ich schon bemerkt, zählt Coban eine Bevölkerung von 12,000 Seelen, wovon jedoch nur 2000 Spanier und Ladinos sind, während die Uebrigen indianischer Abkunft sind. Die Indianer hier haben aber durchaus nichts mit Jenen von Cahabon gemein, denn sie sind ebenso fleißig wie betriebsam; es fehlt ihnen nicht an Unternehmungssinn und sie besitzen die wesentlichsten Elemente der Civilisation. Allerdings mag diese große Verschiedenheit der Anlagen und Leistungen meist auf Rechnung des Klima's kommen, denn nicht läßt sich in Abrede stellen, daß die Verhältnisse, unter welchen der Mensch lebt, den mächtigsten Einfluß auf seine Entwickelung äußeren. Vor Allem läßt sich die Wahrheit dieses Erfahrungssatzes in Guatemala erweisen, das freilich keine große Ausdehnung besitzt, das aber eben so plötzliche als große klimatische Wechsel zeigt, was den Hauptgrund abgiebt, daß die Indianer von Guatemala das verschiedenartigste Gepräge zeigen. Wie gesagt, sind die Indianer von Coban dagegen durch das köstlichste Klima begünstigt und gehoben worden, so daß sie dem Landbau sich nicht allein widmen, sondern auch Handwerk und Gewerbe mit Erfolg treiben. Unter ihnen giebt es geschickte Tischler, Färber, Weber und Schneider, obwohl sie selten auf eigene Rechnung arbeiten, sondern meistens von den Ladinos beschäftigt werden, in deren Händen der ganze Handel des Landes liegt. Auch beschränken die Indianer sich nicht auf ihre enge Heimath, sondern sie wandern gern um des Erwerbes willen; so ziehen sie nach Sacapulas, um Hüte von

Palmblättern zu holen, während sie aus Quesaltenango Wollenwaaren herbeischaffen. Nach Izabal gehen sie um der Töpferwaaren willen und sie wandern selbst nach Nicaragua, wo sie ihre Hängematten verkaufen, die sie aus den Fäden der Pita- oder Aloepflanze flechten und in den glänzendsten Farben zu färben wissen. An Sonn- und Festtagen putzen sich diese fleißigen Indianer gerne und nehmen sich dann ganz wunderbar aus, wenn sie in ihren weiten Wollenmänteln umherstolziren, die von ihren weißen Beinkleidern freilich sehr abstechen und dazu tragen sie riesige, schwarze Strohhüte. Sieht man sie in ihrem Sonntagsputze, so kann man sich kaum vorstellen, daß sie zur selben Race gehören, wie der träge, fast zum Viehe herabgesunkene Indianer der Tierras calientes. Die Indianerfrauen sind nicht minder thätig und betriebsam, denn sie spinnen und weben Baumwolle, verstehen zu sticken und zu häkeln, ganz abgesehen davon, daß sie ihren Haushalt gewandt zu führen wissen und zu kochen verstehen. Sie pflegen einen Nationalkopfputz zu tragen, der sehr gefällig aussieht und den ich auf meinen Reisen nirgendwo anders wiedergesehen; sie flechten nämlich ihr üppiges Haar mit amaranthfarbigen, wollenen Schnüren, die oft 8—10 Meter lang herabflattern und häufig mit Trobbeln unten besetzt sind und bis zu den Fersen herabreichen. Alle Indianerinnen tragen hier ohne Ausnahme einen blauen, buntscheckigen Umwurf von Baumwolle und erscheinen sie auf der Straße, so tragen sie dazu noch ein kurzes Hemd. Da in Coban nur sehr wenige Spanier noch zu finden sind, so darf ich wohl behaupten, daß die Ladinos fast den sechsten Theil der Bevölkerung ausmachen. Sind sie auch den Indianern an Intelligenz überlegen, so steht doch ihre Betriebsamkeit und selbst die Moralität unter jener der Indianer, mit denen die Ladinos durchaus keinen Verkehr haben; denn sie tragen die größte Verachtung gegen die Indianer zur Schau, deren Blut sie auch in ihren Adern haben. Gerade diese Mischlingskaste zeichnet sich in Central-Amerika grade nicht durch gute Eigenschaften aus, denn da es ihr eben so sehr an Erziehung, wie an moralischen, festen Prinzipien gebricht, so scheint sie nur die Mängel und Laster ihrer Vorfahren, nicht aber deren gute Eigenschaften geerbt zu haben. Bei alledem leben sie friedfertig genug vom Ertrage ihrer Geschäfte in Coban und beschränken ihren ganzen Ehrgeiz darauf, über die Indianer ihre Ueberlegen-

heit zu behaupten, wobei ich die Bemerkung nicht unterlassen darf, daß die Indianer ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten und oft genug sie in ihre Schranken zurückweisen.

— Die Provinz Vera Paz stellt meines Erachtens den interessantesten Theil von Guatemala dar und von Coban muß ich sagen, daß diese Stadt für die Naturwissenschaft unübertroffen dasteht. Nicht blos muß ich das Klima als ein gesundes erklären und den Boden für den ergiebigsten halten, sondern habe zur Steuer der Wahrheit auch zu bekennen, daß ich selten in den spanischen Ländern dienstwilligere und gefälligere Menschen gefunden. Allerdings mag die wonnige Temperatur, die Heiterkeit des Himmels und die schöne Natur auf den Menschen also wirken! Wie gerne gedenke ich der schönen Tage, die ich an diesem heitern und stillen Orte verlebt, wo ich die Beschwerden und Leiden meiner Wanderungen so rasch vergessen lernte! In meine Heimath zurückgekehrt, — wie oft gaukelten meine Träume mir da wieder das weiße Häuschen vor, wo ich mit meinem treuen Morin so schöne Stunden verlebte, dann gedachte ich wieder der Myrthen, die in den Ecken meines Gartens blühten und ihren Duft in der Abendluft mir zuwehen ließen; ich meinte dann, die blauen Eidechsen wieder an den Hecken zu belauschen und die schillernden Insekten wieder zu schauen, die meine Lampe umschwärmten! Allerdings führte ich zu Coban ein ziemlich einfaches Leben! Meine Zeit aber war durch meine Studien gut ausgefüllt und die Hoffnung beseelte mich, bald wieder Nachrichten von meiner Familie zu erhalten, die mir aber erst zu Guatemala zu Theil werden sollten. Uebrigens hatte ich einen ebenso freundlichen, wie aufmerksamen Wirth und so konnte ich mit Muße und Hingebung die unerschöpflichen Schätze der Natur hier zu erforschen suchen. So genoß ich dann in vollen Zügen, was die Natur hier meinem Forschungstriebe Neues bot und ich gestehe, ich wäre hier Monate lang geblieben, hätte mich nicht die Ungewißheit über das, was in meinem Vaterlande vorgefallen, fortgetrieben, denn sieben Monate lang war ich ohne alle Nachricht aus Europa geblieben!

— Die Umgegend von Coban ist ein wahres Eldorado für den Ornithologen; selbst die Kinder gehen hier auf die Vögeljagd, bewaffnet mit einem Sarbacan oder Schießrohr, das sie mit Gewandtheit zu handhaben wissen und das schon von den

Incas gebraucht worden.*) In der Stadt Coban lernte ich Vogelfänger kennen, die ein Gewerbe daraus machen, die seltensten Vögel, vornehmlich aber Singvögel, in Käfigen aufzuziehen, da solche Vögel in hohem Preise stehen; diese Vogelfänger verstehen sich auch darauf, die schönsten Vögel auszustopfen, die dann als Zierrath und Ausschmückung dienen. Als König dieser Vögel ist aber der Quetzal zu betrachten, denn auf dem ganzen Wege hatte ich schon so viel von der wunderbaren Schönheit dieses Vogels erzählen hören, daß ich begierig wurde, den Wundervogel selbst zu beobachten, den ich bisher nie zu bewundern Gelegenheit gefunden. Allerdings ist dieser Vogel in den letzten Jahren in so vielen Exemplaren nach Europa gebracht worden, daß meine Beschreibung für den Naturkundigen wenig Interesse bringen mag. Bedauern müßte ich, wenn dieser prächtige Vogel aus den Wäldern von Guatemala ganz verschwände, so stark ist die Nachfrage nach ihm geworden. Ein glänzenderes Gefieder, als dieser Vogel zeigt, wüßte ich nicht wieder zu finden. Auf dem Rücken ist es so zart wie Seide, dazu von smaragdgrüner Farbe, die in Gold überspielt, während das Gefieder unter der Brust das glänzendste Purpur zeigt. Vor Allem aber ist es der Schwanz, der dem Vogel seinen Hauptwerth verleiht, denn er mißt selten weniger als ein Meter und besteht aus 4—5 langen sich herabneigenden Federn vom lebhaftesten Grün.**) Im Monat März zeigt der Quetzal das glänzendste Gefieder, was die Jäger veranlaßt, dann die Jagd auf ihn zu beginnen. Leider wird diese Jagd schonungslos betrieben bis zum Momente des Paarens, wo das Männchen alle seine Schwanzfedern verliert. Die Jäger machen ein gutes Geschäft, denn sie bekommen für jedwedes Gefieder einen halben Dollar, ohne sich darum zu kümmern, daß man in Guatemala für einen ausgestopften Vogel drei Dollar bezahlt; von hier aus werden sie dann nach Europa geschickt, wo

---

*) Selbst Montezuma belustigte sich mit dem Sarbacan, denn unter den Geschenken, die er Cortez sandte, befanden sich ein Dutzend solcher Schießröhren, die dazu wunderschön bemalt waren, sammt einem Jagdbeutel von Golddraht voller kleiner Goldkugeln. Lorenzana, L. ii, p. 100.

**) Morelet folgt hier der Classifizirung von Spix, der den Quetzal als Trogan pavoninus bezeichnete, während Gould und Andere ihn Trogan respiendens nennen.

sie erst recht theuer bezahlt werden. Ist es begründet, was man sich hier erzählt, so waren die Urbewohner des Landes humaner als wir, denn der Quetzal wurde zur Incazeit in Schlingen gefangen, man hatte es nur auf seine schönen Schwanzfedern abgesehen und ließ ihn dann wieder fliegen! Herrera versichert in seiner Geschichte der spanischen Eroberung Mexico's, daß es ein strafwürdiges Verbrechen war, einen Quetzal zu tödten. Zu jener Zeit freilich bildeten die Schwanzfedern des Wundervogels den einzigen Ausfuhrartikel der Provinz Vera Paz; denn die spanischen Künstler bemühten sich darnach die glänzendsten Federmosaiken nachzubilden, welche Cortez und seine Gefährten in solches Staunen versetzt hatten.

— Die Umgebung von Coban hat einen Ueberfluß an Schalthieren, die in Felsenhöhlen leben oder auf dem Moose der Waldung gefunden werden. In den fernsten Winkeln der Gebirge von Vera Paz finden sich die größten Exemplare der Genus helix, cylindrella und glandina. Es mußte mich überraschen, daß die Indianer für jede Art dieser Mollusken einen besonderen Namen haben, so daß man daraus folgern möchte, daß sie deren Verschiedenheit zu würdigen wissen. Eine ähnliche Thatsache, die aus Brasilien stammt, schließt sich dem Erwähnten an; denn im Guarani-Dialekte, der von brasilianischen Indianerstämmen gesprochen wird, werden fünfzehn Arten von Bienen auch durch fünfzehn verschiedene Worte unterschieden. Bedenkt man, daß der Mensch bei allen Geschöpfen, die zu seiner Ernährung dienen, seien es Muschelthiere oder Bienen, seine geistige Kraft zuerst entfaltet, gerade weil diese Wesen zu seinem Lebensunterhalte unentbehrlich sind, so hat man schon den Schlüssel zur Erklärung dieses Phaenomens gefunden. Wie anders ist es aber bei den Völkern, wo die alten Sprachen vorherrschen, deren Gedankenreichthum ja unbestritten feststeht, während sie bezüglich der Naturbeobachtung so überaus arm sind!

— Ich gestehe, vor meinen Reisen nach Central-Amerika habe ich nie zu würdigen gewußt, welchen Genuß die Jagd bietet! Allerdings, in einem Urlande wie Vera Paz, wo die üppigste Pflanzenwelt uns entgegentritt und die seltensten Thiere zu finden, da bietet die Jagd den ungewöhnlichsten Reiz. Bei meiner leidenschaftlichen Neigung für Naturstudien darf man sich nicht wundern, daß ich der Einladung zu einer Jagd bereitwil-



...uck von I. G. Fritzsche, Leipzig

ligst Folge leistete, wozu mich mein Wirth Fabricio, ein junger Mann von athletischer Kraft, dazu ein guter Schütze, einlud. Er kannte die Gegend weit und breit und hielt es für gerathen, Lebensmittel auf drei Tage mitzunehmen, ein Vorrath, der nicht allzu winzig war. Andere Jäger der Stadt schlossen sich uns an; ein Dutzend Rangen, die lieber in Wald und Feld umherschweifen, als auf den Schulbänken sitzen, folgten uns uneingeladen.

— Die erste Nacht verbrachten wir in einem hochgelegenen Thale, das zwei Stunden von Coban fern liegt und bevor der Morgen nur angebrochen, litten wir schon starke Kälte; denn die Luft war scharf und trocken und wir mußten den Holzstoß hochauflodern lassen. Allerdings fällt auf diesen Höhen nie Schnee, doch gewahrt man häufig, daß im Dezember und Januar Pflanzen an dem Winde ausgesetzten Orten durch Frost verkümmern und ihre Blüthen zu Grunde gehen.

— Als ich erwachte, war ich von Bewunderung erfüllt ob der Waldung, die sich über meinem Lager wölbte und ich gedachte kaum mehr der Leiden der Tierra caliente! Was mich umgab, war ganz neu; so Malerisches und Großartiges findet der Naturforscher nirgendwo. — So viel ich mich auch in der Natur umgesehen, hatte ich nirgends eine so üppige Entwickelung von Moosarten, Flechten und Lycopoden zu beobachten Gelegenheit gefunden; denn wohl darf ich sagen, daß hier jeder Zoll des Bodens von diesen Schmarotzerpflanzen strotzte, deren kräftige Entwickelung keineswegs wie in Europa ein Anzeichen ist, daß der Baum, den sie umschlingen, im Absterben begriffen sei. Inmitten der Wildniß von zellulösen Pflanzen, die gleich einem blühenden Sammetteppich die steilen Bergabhänge überziehen, erheben sich hunderte Farrenbäume, die an Höhe und schlankem Wuchse fast der Palme gleichkommen, haben sie auch eine weit anmuthigere Form. Ihre dunklen, netzförmigen Stämme haben viel Aehnlichkeit mit einer Schlangenhaut, während ihr zartes Laub durch die leichteste Brise in Bewegung geräth und ihre lieblichen Dolden im Schatten von Rieseneichen flattern, deren es mindestens fünfzig verschiedene Arten in Vera Paz giebt. Im Dickicht dieser Waldungen ist es der Quetzal, den die Indianer hier „Curucu“ nennen, der unter den Zweigen irgend eines großen Baumes den größten Theil des Tages horstet oder auf In-

sekten lauert, von denen er sich zu nähren pflegt. Kein Laut verräth seine Gegenwart, denn nur zur Zeit des Paarens läßt er im Wald seine wohllautenden, aber melancholischen Töne vernehmen. Man sieht ihn selten in Gesellschaft, doch scheint er für sein Weibchen die zärtlichste Anhänglichkeit zu besitzen und mit ihm alle Mühen des Ausbrütens zu theilen. Mindestens hörte ich die Indianer erzählen, daß man dann den langen Schwanz des Männchens aus dem Loche, wo das Nest sich befindet, hervorstehen sieht. Komisch ist es, wie Juarros, der Geschichtsschreiber von Guatemala, diese Thatsache zu erklären sucht. Er schreibt nämlich in der naivsten Weise: „Man sollte meinen, daß der Quetzal den Werth seines Schwanzes zu schätzen weiß, denn er sorgt dafür, daß sein Nest einen doppelten Ein- und Ausgang hat, so daß der kostbarste Theil seines Gefieders keinen Schaden nehmen kann.“ Unter meiner Jagdgesellschaft befand sich ein Mann, der den Klageton des „Curucu“ vollkommen nachahmen konnte, was alle Jäger von Coban mehr oder minder verstehen; so gelang es ihm denn zwei Männchen herbeizulocken, die wir fingen, doch da der Vogel gerade zu dieser Zeit seinen Hauptschmuck eingebüßt, so sorgte ich dafür, daß diese Vögel am Leben blieben. Auf dieser Jagd schossen wir auch einen Affen von der Alüate-Species, der ein sehr sanftes, dunkles Fell hatte; er wurde zum Abendessen bestimmt und ich kostete etwas von seinem Fleische, das für meinen Gaumen zäh und trocken war, woraus ich denn den Schluß zog, daß der berühmte Affenbraten, von dem früher die Rede gewesen, wohl sein Lob nur dem Umstande zu verdanken hat, daß es uns an Lebensmitteln dazumal sehr fehlte und meine Reisegefährten nicht so wählerisch waren. Um die Abendstunden wunderte es mich nicht wenig, den widerwärtigsten Lärm im Walde zu hören, der angeblich von den Plantagebesitzern herrührt, die in den Abendstunden den scheußlichsten Lärm machen lassen, um die Füchse zu verscheuchen, die nach Sonnenuntergang am liebsten ihre Pflanzungen heimsuchen.

— Die Berge um Coban erheben sich allmälig vom Tafellande empor und bilden eine Bergkette von ziemlicher Gleichförmigkeit. Gleich den tiefer gelegenen Thälern sind sie mit einem kieshaltigen Thonboden bedeckt, zugleich zeigen sie eine dicke Schichte vegetabilischer Ablagerung. Als wir auf der Höhe und

befanden, wurde meine Aufmerksamkeit auf eine bläuliche Wolke im Südwesten gelenkt und meine Reisegefährten sagten mir, dort läge der Gipfel des in der Nähe der Stadt Guatemala liegenden Vulkans Agua. Ein köstliches Schauspiel wartete unser, als wir vom Berge wieder herniederstiegen, denn während wir noch im Schatten der Waldung einhergingen, sahen wir das Thal, wie von einem Lichtmeer umflossen, tief vor uns liegen. Klar konnte ich die Maisfelder erkennen, die mit Weidegründen wechselten, während Flüsse und Bäche durch das wallende Grün, wie um den Fuß der Hügel ihren Weg suchten, und in der Mitte dieser reizenden Natur leuchtete die weiße Kirche von Coban, wie von einem Smaragdthrone aus in die Lüfte! Ringsum Hügel, die bis zu den höchsten Spitzen bebaut und mit Fichten bekrönt sind und am fernsten Horizonte riesige Bergketten in den Himmel hineinragend! Ich gestehe, der Anblick begeisterte mich und unwillkürlich gedachte ich dessen, der mir die Fähigkeit verliehen, die Größe und Schönheit seiner Schöpfung bewundern zu können!

— Das Klima von Coban ist ein feuchtes, dabei aber doch gemäßigtes; allerdings fällt viel Regen im Laufe eines Jahres, doch nie zu viel auf ein Mal. Nach einem Regenschauer bilden die flachen Theile der Stadt gewissermaßen kleine Seeen und die Straßen, die an den Abhängen der Hügel hinabführen, werden buchstäblich zu Waldströmen, bis sich die Wasser wieder verlaufen. Für die Bewohner des Ortes sind dies aber keine Uebelstände, die sehr empfunden würden, denn Schuhe gelten bei ihnen als überflüssiger Luxus. Im Monate August, wo ich mich dort befand, stand der Thermometer um 8 Uhr Morgens auf 59° Fahrenheit, um Mittag auf 64° und bei Sonnenuntergang auf 61°. Nicht höher als 68° sah ich hier das Thermometer steigen, während das Minimum 51° betrug, was für den ganzen Monat eine mittlere Temperatur von 59° ergab. Wie man mir versicherte, wechselt die Temperatur nur wenig im ganzen Jahre. So mußte es mich nicht wenig Wunder nehmen, daß in Coban eine Krankheit vorherrscht, die gewöhnlich nur heiße Klimate heimsucht. In den Monaten Juli und August wüthet hier die Dysenterie in der furchtbarsten Weise und besonders verderblich wird sie den Indianern, da diese sie nicht zu behandeln verstehen; dagegen wissen die Ladinos sich besser vor der Seuche zu schützen,

denn bei vorsichtigerem Leben brauchen sie mit Erfolg die abstringirende Rinde des Granatapfels.

— Das Tafelland von Coban hat Ueberfluß an vortrefflichen Früchten und Vegetabilien, worunter die Avocates und Injertos (Lucuma salicifolia. Kunth) geschätzt werden. Bei alledem hat die Gartenkultur sich hier nur wenig entwickelt. Im Monat August fanden wir hier nur Orangen und Limas (Citrus medica L. Var. dulcis); die letztere Frucht ist sehr saftreich und ihr Duft ist fast ganz unter der Schale concentrirt. Auch fand ich hier die Granadilla, eine grüne Frucht von der Größe eines Eies, deren breiiges Fleisch von einer zähen, aber sich sanft anfühlenden Schale bedeckt ist. Sie hat einen leicht säuerlichen Geschmack und ist eben so erfrischend wie angenehm zum Genusse; kaum brauche ich hinzuzufügen, daß die Granadilla die Frucht der Passionsblume ist, die in den Gärten des tropischen Amerika einheimisch ist. Man zeigte mir auch eine Frucht, die einem kleinen Apfel gleicht, dabei aber einen starken Rosenduft hat. Diese Rosenäpfel, Manzanasrosas, wie sie hier heißen, gehören zu einer Gattung der Myrtaceae (Eugenia jambos L.). Die Blüthe dieses Baumes besteht aus zahllosen Staubfäden, die Bündelweise auf den Kelch niederfallen; der Pistill ist sehr lang und bleibt nach der Befruchtung stehen. Auch Bananen gedeihen hier, ich könnte aber nicht sagen, daß sie es hier zur höchsten Entfaltung brächten; dagegen gedeiht hier der Kaffeebaum trefflich und giebt den größten Ertrag, so daß man in jedem Garten einen Fleck voller Kaffeebäume findet, deren Ertrag hier zum Familiengebrauche dient; außerdem wächst auch der Quittenbaum hier, der im Monate August zur vollen Reife kommt. Selten hat die Natur einer Gegend solche Vorzüge verliehen, wie sie die Provinz Vera Paz aufzuweisen hat, denn die Verschiedenartigkeit der klimatischen Verhältnisse dieses Tropenlandes begünstigt die Produktion von Bodenerzeugnissen, wie sie sonst nur in den entgegengesetztesten Himmelsstrichen zu finden sind. Der Reichthum an Naturprodukten läßt natürlich einen Handel aufkommen, der die Bewohner in Wohlstand versetzt. Mais, Vanille, Sarsaparille werden in Masse ausgeführt und nicht minder wissen sie die aus dem Bast der amerikanischen Aloe gefertigten Artikel zu verwerthen. Vor Zeiten bildete auch die Baumwolle einen Hauptexport-Artikel, was indessen merklich

abgenommen, seitdem man in den Westbezirken der Republik Baumwollenpflanzungen angelegt hat.

— Um von Flores nach Guatemala zu wandern führt der kürzeste Weg gerade über Coban. Dieser Weg durchkreuzt die große Kette der Chisec-Gebirge, die sich von Ost nach West erstrecken, ohne daß sie für die Lastthiere so unsägliche Schwierigkeiten böten, wie die Gebirge von Cahabon. Wenn dieser Weg aber weniger besucht ist, so liegt die Schuld an den unzähligen Waldströmen, die mindestens 9 Monate des Jahres die Thalgründe überfluthen und den Weg sehr erschweren. Der Bezirk von Chisec stellt eine Wildniß dar, wohin im Jahre 1803 Indianer sich zurückzogen, um sich den Steuern zu entziehen. Die Sprößlinge dieser Indianer mögen gegen 500 Seelen zählen, die natürlich unter der Botmäßigkeit der Kirche geblieben. Alljährlich, wenn die Dürre und Hitze die Wege wieder gangbar gemacht, zieht der Alcalde in die Gebirge und läßt alsdann die neugeborenen Indianerkinder taufen und die inzwischen geschlossenen wilden Ehen vom Priester einsegnen. Ist dieses Werk vollbracht, dann eilen die Indianer wieder in ihre Gebirge, wo sie ganz nach ihren Neigungen leben. Hier mag es am Orte sein, dem Andenken des edelsinnigen Bischofs einen Denkstein zu errichten, dem Bischofe Las Casas, der zuerst die Fahne des Kreuzes in Vera Paz aufpflanzte und sein ganzes Leben den so schmählich unterdrückten Indianern geweiht hat! In der Geschichte der spanischen Eroberung jener Lande steht er als ein leuchtendes Vorbild praktischer Menschenliebe da und was er gewirkt, wirft ein mildes Licht auf das düstere Bild der spanischen Thaten in der anderen Hemisphäre.*) „Die Vorsehung, so sprach Las Casas, will verirrte Seelen nur durch die Lehren des Evangeliums auf den rechten Weg leiten; einen Abscheu hat sie vor unmenschlichen Kriegen, die man in ihrem Namen zu führen vorgiebt und Gott will nicht, daß Sklaven vor seinen Altären knieen! Nur durch Ueberredung und milde Behandlung vermag man die Herzen, selbst jene der hartnäckigsten Gemüther zur Erkenntniß Gottes zu führen!“ Freilich verhallten diese Worte bei der Voreingenommenheit und Politik der spanischen Generale, die mit spöttischem Lächeln nichts Anderes dem Bischofe zu antworten

*) Denkschrift des Bischofs Las Casas wider Sepulveda.

wußten, als: „Versuchen Sie es einmal.“ Nicht ließ sich aber Las Casas in seiner Ueberzeugung erschüttern noch abschrecken, denn vierzig Jahre nach der Entdeckung der neuen Welt im Jahre 1536 zog er nach Guatemala, wo er bald erfuhr, daß die Indianerprovinz „Tuzulutlan“ unbezwungen geblieben und daher bei den Spaniern den Beinamen „Tierra de Guerra“ (Land des Krieges) gefunden. Gerade hier glaubte Las Casas die Wahrheit seiner Grundsätze erproben zu müssen und, wie der Chronist Herrera uns erzählt, zog er hin: „ohne andere Waffen als das doppelschneidige Schwert des Evangeliums!“ Nur Eins stellte der Bischof der Regierung als Bedingung, daß es keinem Spanier verstattet sein dürfe, in den ersten fünf Jahren den Boden seines Wirkens zu betreten und als Preis seiner Aufopferung verlangte er nur, gelänge ihm sein Unternehmen, daß das Land auch keinem Spanier je als Lehn verliehen werden könne! Es würde uns zu weit führen, den friedfertigen Kreuzzug dieses echten Priesters hier zu schildern, der mit Fray Pedro de Angulo sich in das Land hineinwagte, das nach fünf Jahren in der That seinen Namen „Tierra de Guerra“ schon verloren, und den Namen „Vera Paz“ (ächter Friede) schon erhielt. Es genüge hier, daran zu erinnern, daß die wilden Indianerstämme von „Tuzulutlan“ durch die Milde, Ausdauer und echt evangelischen Tugenden dieser würdigen Apostel des Christenthums allgemach ihre barbarischen Sitten fahren ließen und den Grund zu der Gesittung und Betriebsamkeit legten, die wir heute noch an ihnen zu rühmen haben. Im Jahre 1560 wurde Fray Pedro de Angulo zum ersten Bischofe der Provinz Vera Paz geweiht und Kaiser Carl V. ließ die höchste Anerkennung den beiden Männern zu Theil werden, die nicht mit Gewaltthat den Sieg des Evangeliums erkämpft.

— Coban wurde fortan der Mittelpunkt für die Wirksamkeit der Dominikaner und damit zugleich die politische Hauptstadt der Provinz, denn es wurde ihr das Wappen einer Stadt ersten Ranges verliehen, das hier eine Erwähnung verdient. Auf der Spitze des Wappenschildes sieht man nämlich einen Regenbogen im Azurfelde mit dem Motto der Genesis: „Meinen Bogen setze ich in die Wolken“, als Anspielung auf das neue Bündniß beider Welten; tiefer herunter sitzt die Taube mit einem Olivenzweige auf einer Weltkugel, die mit den heraldischen Insignien des Dominikanerordens geschmückt. Die Wirksamkeit der Regie-

rung von Vera Paz wurde natürlich durch den Einfluß der Dominikaner wesentlich unterstützt, denn die Mönche suchten den zum Christenthum gewonnenen Indianern Gehorsam und Ehrfurcht gegen die Regierung einzuflößen und ihr Erfolg war ein so nachhaltiger, daß heute noch die Indianer von Coban zu den friedfertigsten des Staates gehören und ihre Pflichten treulich erfüllen. Bei den Bewohnern von Coban ist das Andenken an die Wirksamkeit der Dominikaner auf das Engste verbunden mit Allem, was sie der spanischen Colonial-Regierung zu verdanken hatten und aufrichtig muß ich gestehen, daß jene Jahrhunderte ihre glücklichste Zeit gewesen sind. Leider aber haben die politischen Umwälzungen und damit die Verlegung des Sitzes der Regierungsbehörden nach Salama den Interessen der Stadt Coban den Todesstoß versetzt. Die Folge davon war, daß ihre prachtvollen Staatsbauten in Trümmern liegen und daß sogar die Straßen, die Coban mit den anderen Theilen des Landes in Verbindung erhielten, verwahrlost sind. Was war die Folge davon? Die Industrie hat abgenommen, die Mittel zur Erziehung der Indianerjugend fehlen ganz und gar, die socialen Verhältnisse wurden immer mehr gelockert und statt voranzuschreiten ist Coban in materieller und moralischer Beziehung seit der Losreißung der spanischen Colonieen vom Mutterlande ganz in Verfall gerathen! Obschon der Unabhängigkeitskampf auch den prachtvollen Klöstern der Spanierzeit Verderben gebracht, läßt sich doch nicht verkennen, daß die Lehren der Dominikaner noch nicht verwischt sind, denn der Frommsinn der Bewohner hat an jedem Straßenwinkel eine kleine Kapelle erhalten, in welcher eine Christusstatue sich findet, die gewöhnlich in einen Mantel von weißem Linnen drapirt ist, obwohl die unteren Gliedmaßen da unbedeckt bleiben. Ueberhaupt sieht man allenthalben Symbole des katholischen Cultus und kaum fand ich ein Haus, in dem sich nicht religiöse Bilder, Reliquien und Cruzifixe zusammenfänden. Bei dem ersten Tone der Angelusglocke sah ich alle Welt hier niederknieen und ein Gebet vor sich hermurmeln, doch bei schärferer Beobachtung kam es mir vor, daß diese frommen Aeußerlichkeiten gerade nicht aus religiösem Sinne, sondern vielmehr aus traditioneller Gewohnheit in Uebung sind. Die Hauptkirche von Coban ist ein großartiges Gebäude, an dem die Zeit leider ihre Spuren zurückgelassen. Was ich besonders bedauerte,

war, daß ich kein Bildniß des edlen Las Casas mehr fand, obwohl das Bild seines Gefährten, des Fray Pedro de Angulo, der 1560 das Zeitliche segnete, an der Wand der Kirche sich noch vorfindet, sammt der Inschrift, die sein Wirken zu Gunsten der Indianer preist. Ich möchte nicht behaupten, daß die innere Ausschmückung der Kirche von gutem Geschmacke zeugt; man möchte meinen, man wäre in einer orientalischen Kirche, so überladen mit Skulpturen, Malereien und Goldschmuck fand ich Alles. Allerdings sind die Indianer nicht wenig stolz auf diesen Prunk und sie meinen, ein Heiliger, der nicht recht aufgeputzt wäre, wäre nicht ihrer Verehrung würdig. Nicht darf ich übergehen, daß man bei dieser kirchlichen Ausschmückung die Vorurtheile der verschiedenen Racen zu schonen wußte; denn es giebt hier weiße, schwarze und indianische Christusbilder. Ein schwarzer Afrikaner sinkt hier vor einem Christusbilde nieder, das so schwarz ist wie er selbst.

— Auf dem Gipfel eines vereinzelten Hügels liegt eine zweite Kirche, „El Calvario“ genannt; die weiße Kirche wird von großen Fichten beschattet und nimmt sich eigenthümlich aus, wenn sie von der untergehenden Sonne beleuchtet wird. Rings um die Kirche zieht sich ein großer Gottesacker hin, der aber wenig von den Einwohnern besucht wird, denn sie gedenken selten ihrer hingeschiedenen Lieben! Da ein sehr malerischer Weg nach dieser Kirche hinaufführt, so bildete sie häufig das Ziel meiner Spaziergänge und ich gestehe, daß dieser Punkt mich am meisten hier zu fesseln wußte. Wenn ich hier allein mich meinen Träumen überließ, so kam es mir wirklich vor, als wäre ich wieder in der Nähe meiner Heimath, denn Alles mahnte mich an Dinge, mit denen ich aufgewachsen und ich empfand, daß der Glaube auch hier seine Stätte gefunden! Da ich nun über die Natur und Geschichte von Coban wenig mehr zu sagen wüßte, so kann ich nicht umhin, den Leser in mein Vertrauen zu ziehen und ihm zu gestehen, daß ich einige der glücklichsten Stunden meines Lebens hier verbracht. Ich habe etwas zu erzählen, was die moralischen Zustände von Stadt und Land besser würdigen lehrt, als alle sonstigen Schilderungen es vermöchten!

— Ich bewohnte nämlich ein niedliches Häuschen der Stadt Coban, das in der Mitte einen Garten voller Kaffeebäume, Orangenbäume und Pfefferbäume, die am Tage den köstlichsten

Schatten boten, in den Abendstunden aber den lieblichsten Duft verbreiteten. Dieses kleine Haus gehörte einer Familie von drei Schwestern und einem Bruder, der gerade gegenüber in einem größeren Anbaue wohnte, der von den andern Häusern durch einen solchen Laubgang getrennt war, wie ich oben geschildert. Ich weiß eigentlich nicht, wie so es kam, daß diese Familie als Indianerfamilie galt; möglich, daß es daher kommt, daß diese Geschwister mit den Eingebornen, deren Sprache sie fließend redeten, in freundlichstem Verkehre standen. Aus der Zartheit ihrer Formen, verbunden mit ihrer überlegenen Bildung zog ich von vornherein den Schluß, daß die Schwestern Europäisches Blut in den Adern hätten, worauf schon ihr üppiges, seidenartiges Lockenhaar schließen ließ. Die schönste Harmonie herrschte in dieser kleinen Familie; die älteste Schwester, die ein Alter von etwa 35 Jahren haben mochte, widmete sich den häuslichen Pflichten und war eben so thätig wie fromm; ihr lagen alle Geschäftsangelegenheiten der Familie ob, während der jüngere Bruder ein unfern davon gelegenes Stück Land bebaute. Die zweite Schwester war ein Mädchen von etwa 28 Jahren, deren Aeußeres einen ganz angenehmen Eindruck machte, obwohl sie eine Anlage zum Embonpoint zeigte; sie hatte dazu ein sehr freundliches, entgegenkommendes Wesen, aber seltsamer Weise sich entschlossen, ledig zu bleiben. Da sie sich besonders mit dem Haushalte abgab, so muß ich gestehen, daß ich selten in den spanischen Landen mehr Ordnung und Sauberkeit als unter ihrer Hand gefunden. Die jüngste Schwester, „Juana" genannt, war kaum 16 Jahre alt, dabei glich sie nicht im Entferntesten ihren älteren Schwestern. Offenbar wog in ihrem Naturell das indianische Element vor und sie zeigte in ihrem Wesen die wunderlichste Mischung von Lebhaftigkeit und Sorglosigkeit, obwohl ihre Bildung und ihr Zartgefühl für ihre europäische Herkunft sprach. In ihren Zügen spiegelte sich gewöhnlich eine gewisse Melancholie; war sie aber heiter und aufgelegt, so sprudelte das Tropenblut aus allen Poren. Allerdings schien ihre Intelligenz minder entwickelt zu sein, als die ihrer Schwestern, dafür aber war ihr natürlicher Instinkt desto mächtiger, denn ihr Reiz bestand besonders für mich in ihrem naiven Wesen, insofern sie alle ihre Empfindungen mit ergreifender Lebendigkeit nach Außen trug. Da ich so lange schon die Freuden des Familienlebens hatte

entbehren müssen, so war es ein willkommener Zufall für mich, der Hausgenosse dieser liebenswürdigen Familie zu werden, die uns mit solcher Herzlichkeit entgegen kam.

— Juana war durch die Ankunft zweier Fremden, die mit einem Male ihr einförmiges Stillleben unterbrochen, nicht wenig aufgeregt worden, und da sie weit weniger als ihre Schwestern sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigte, so verbrachte sie ihre meiste Zeit in unserer Gesellschaft. Alles war ihr nämlich neu, was wir trieben; sie wollte Alles wissen und wurde nicht müde uns auszufragen, so wenig sie bei ihrem flüchtigen Sinn auch Werth auf die Antwort legte. Bei der größten Empfänglichkeit für Alles ließ aber nichts tiefe Spuren bei ihr zurück, so wechselnd war ihr Sinn und ich bezweifelte fast, ob sie fähig wäre, Liebe zu empfinden. Allerdings war sie noch ein vollkommenes Kind und hatte vom Leben und seinen Leiden noch nichts erfahren! Wenn sie mit ihrer natürlichen Grazie unter den Myrthen des Gartens saß, ihr Köpfchen auf die Hand gestützt, ihre Flechten frei herabwallend, daß sie den Boden berührten, dann folgte sie stundenlang allen meinen Bewegungen, wie ich den Stift führte, um meine Zeichnungen aufzunehmen. War meine Skizze nur eben fertig, so pflegte sie selbe mir zu entreißen und wie ein Windspiel zu ihren Schwestern zu rennen, die ihre Bewunderung dann gerne theilten. Mit einem Worte: Juana war meine fast tägliche Gefährtin geworden und ich erröthe nicht zu gestehen, daß das Leben für mich einen ganz neuen Reiz gewonnen. War Juana bei mir, so verlieh ihre Gegenwart dem winzigsten Ding einen gewissen Zauber und es wurde mir zum Bedürfniß, ihre Ideen zu bilden und ihre Intelligenz zu heben. Es kam mir vor, als hörte ich jetzt erst die süßen Laute ihrer Stimme, als gewahrte ich jetzt erst, welche Grazie ihre ganze Person umfloß und hatte ich auch in den ersten Tagen meiner Ankunft Juana nur für ein Kind gehalten, so bekenne ich, daß das Kind mir sehr gefährlich geworden! Wäre ich noch meiner Empfindung Herr gewesen, so hätte ich mich sofort losgerissen, um den Schlingen zu entgehen, die mich umgarnt; aber offen gestanden, die Idee dazu kam mir nicht in den Sinn und ich fragte mich nie, wohin dies führen würde!

— Wie gesagt, ich lag in Banden, die mich gefesselt hielten, ohne daß ich mir nur Rechenschaft darüber gab, ob Juana

meine Empfindungen erwidere! Wie ein Kind folgte sie ganz ihren natürlichen Trieben und so glaubte ich mitunter, daß sie wirklich meine Liebe erwidere, während sie wenige Augenblicke darauf wieder sich kalt und gleichgültig benahm, daß mein Wahn bald wieder verflog. Hoffen und Bangen kämpften in meinem Innern und sagte mir auch mein Verstand am Ende, daß es gut gethan wäre, je eher je besser Juana zu meiden und von dannen zu gehen, so zögerte ich doch von Tag zu Tag nach meiner besseren Einsicht zu handeln.

— Eines Morgens klopfte Juana an meiner Thüre an, um mir einen prächtigen Blumenstrauß zu überreichen, den sie eben im Garten gewunden, um mich für die Blumen zu entschädigen, die ich Tags vorher beim Durchwaten eines Baches verloren hatte und deren Verlust mir nahe ging, weil diese Blumen mein Interesse als Botaniker geweckt hatten. Ich dankte ihr herzlich für ihren Strauß, da sagte sie: „Sehen Sie, Herr, das ist die Vergonzosa (die Sensitive); sie duldet keine Berührung, denn kaum streift sie mein Finger, so zieht sie sich schon zusammen!" Dabei zeigte sie mir eine mir neue Sensitive, deren Blätter bei der leisesten Berührung des Fingers sich schlossen. Dann fuhr sie fort: „Hier ist die Passionsblume; sehen Sie da — den Speer, die Nägel und die Dornenkrone und — setzte sie flüsternd hinzu — die Blume weint an jedem Charfreitag und gerade in jener Stunde, wo unser Heiland ausgelitten!" Ich konnte nicht umhin, unwillkürlich zu lachen und das Wort entfiel mir: „Das möchte ich doch nicht glauben!" „Wie, Sie glauben mir nicht? Fragen Sie nur meine Schwester Theresa."

— Mit einem Male nahm sie einen ernsteren Ton an. „Ist es denn wirklich wahr, Señor, daß Sie uns verlassen wollen? Morin sagte es uns gestern Abend." Diese Frage überraschte mich und machte mich wieder irre; ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

— Sie hatte den Blumenstrauß auf den Tisch gelegt und faßte meine Hand, mich dabei mit so zärtlichen Blicken fixirend wie ich noch nie an ihr wahrgenommen: „Sagen Sie doch, frug sie, gefällt es Ihnen nicht mehr bei uns? Warum wollen Sie denn fort nach Guatemala und dabei warf sie mit ihren seelenvollen, dunkeln Augen einen Blick auf mich, der mir tief in die Seele drang.... Wie wandelbar sind doch unsere Entschließungen!

Zwischen Hoffen und Bangen schwankend, wollte ich bisher Juana nicht das Geständniß meiner Liebe machen und mit einem Male war ich überwunden, denn Juana's Benehmen, die Bewegung ihrer Stimme, ihr mich berauschender Blick ließen mich zu ihren Füßen sinken; sie umschlingend, rief ich aus: „Um des Himmels willen, Juana, darf ich hoffen, daß Sie mich lieben!"

— „Gewiß, glauben Sie nur, daß ich Sie liebe" — lautete sofort ihre Antwort.

— „Wünschen Sie denn, daß ich hier in Coban bleibe?"

— „Wie anders!" rief sie und ihr Köpfchen zu mir neigend, daß ihre Locken meine Wangen streiften, flüsterte sie dazu: „Jedenfalls bleiben Sie ja hier bis nach meiner Hochzeit!"

— Ein Donnerschlag waren diese Worte für mich! Ich fühlte, wie das Blut in meinem Herzen wallte und riß automatisch mich von ihr los. . . . Juana ahnte nicht, was in mir vorging, warf einen Blick auf mich, in dem sich Verwunderung und Angst spiegelten, obwohl sie keine Ahnung hatte von dem Leid, das sie mir angethan!

„Was ist Ihnen denn, Señor?" rief sie und ihre Stimme bebte dabei.

Ich schwieg, war unmächtig ihr noch was zu sagen, denn alle meine Illusionen waren mit einem Male zerflogen. Ich sprang auf, eilte an's Fenster und war meiner Gefühle und Gedanken nicht mehr Meister. . . . Nach einer Weile hatte ich indessen aber wieder soweit mich ermannt, daß ich also fortfuhr:

— „Also, Juana, Sie sagten mir eben, Sie ständen im Begriff, sich zu vermählen?"

— „So ist es, Señor," entgegnete sie und senkte dabei halb verschämt ihren Blick.

— „Wann soll denn die Hochzeit stattfinden?"

— In etwa einem Monate, Herr, denn mein Bruder Fabricio hat nicht eher Zeit, als bis die Erndte vorüber ist."

„So? Sie wollen doch nicht Ihren Bruder heirathen?"

„Was fällt Ihnen ein!" und sie lachte dabei so herzlich, daß ich ihre Perlenzähne nie schöner gesehen. „Hören Sie, Fabricio und ich, wir werden am selben Tage getraut."

„Jetzt verstehe ich. Wie heißt denn Ihr Verlobter?" fragte ich mit scheinbar gleichgültiger Miene.

„Mein Bräutigam, Señor? Wie? Haben Sie denn noch nie von Don Santiago Carrientes gehört?"

„Es kömmt mir vor, als liebe er Sie nicht allzu leidenschaftlich, denn ich habe ihn ja noch nie hier im Hause gesehen."

„Das darf Sie nicht verwundern, entgegnete sie, denn er lebt ja schon zwei Monate zu Salama."

„Und Sie lieben wirklich diesen jungen Mann, Juana?"

— „Señor?"

— „Ich begreife Sie und ebenso, daß Ihr Bräutigam Sie in der That lieben muß!"

— „Gewiß, Señor, er will mich ja heirathen!"

— „Schön, so wird sich Alles schon zum Besten wenden!"

— Bei diesen Worten öffnete ich mein Schmuckkästchen, aus dem ich ein Corallenhalsband nahm, das ich dem guten Mädchen um den Hals schlang. „Hier, liebe Juana, sagte ich, da haben Sie mein Hochzeitsgeschenk, denn am Hochzeitstage werde ich ganz anderswo sein! Seien Sie glücklich, und dabei wagte ich einen Kuß auf ihre Stirne zu drücken, und wenn Sie beten, gedenken Sie dann Ihres armen Freundes!"

— Der freundliche Leser wird wohl gern zu erfahren wissen, wie diese kleine Liebesepisode sich weiter entwickelte. Nachdem ich Coban verlassen und schon einige Wochen in Guatemala mich aufhielt, empfing ich einen Besuch, der mich nicht wenig überraschte . . . Ich glaubte buchstäblich ein Gespenst vor mir auftauchen zu sehen; denn Wen sah ich vor mir? Eine Gestalt sah ich mir nahen, die meinem alten Reisegefährten, dem immer munteren Diego de la Cueva wie ein Ei dem Andern glich; ich brauche kaum daran zu erinnern, wie es geheißen, daß er im Dorf Saclue an den Folgen des hitzigen Fiebers gestorben wäre und so mag man sich mein Erstaunen vorstellen, als er mit echt spanischer Würde auf mich zutrat, mit der einen Hand seinen Strohhut, in der anderen Hand sein leichtes Reisebündel haltend.

— „Ich sehe, Herr, sagte er, wie verwundert Sie sind und ich irre mich wohl nicht, daß Euer Gnaden mich nicht vergessen."

— „Sind Sie es wirklich, Don Diego, rief ich aus, oder kommen Sie aus der andern Welt?"

— „Nein, Caballero, ich bin noch hier" und dabei verneigte er sich mit dem komischsten Ernste: „ich muß Ihnen aber gestehen, ich schwebte lange zwischen Himmel und Erde."

— Bei diesen Worten reichte ich ihm die Hand und wünschte ihm von Herzen Glück, daß er den Gefahren entronnen, denen er sich durch seine Unvorsichtigkeit ausgesetzt hatte; dann bat ich ihn mir ja alle seine Abenteuer zu erzählen und bei mir zum Diner zu bleiben: „Freilich, sagte ich, Affenbraten finden Sie heute nicht bei mir, doch werden Sie darohne schon fertig werden."

— „Wie dankbar wäre ich dem Himmel gewesen, hätte ich auf der höllischen Straße, die ich durchwandern mußte, einen Affen verspeisen können! Wie oft dachte ich daran, wie gut es mir erging, als ich in Ihrer Gesellschaft reiste."

— Sein Compliment verdiente ich kaum; doch glaubte ich gern an seine Aufrichtigkeit, so schlimm mochte es auf der Reise ihm wohl ergangen sein. In Erwartung des Mittagsmahles ließen wir uns im Schatten nieder; Don Diego erbat sich etwas Taback, rollte in gewohnter Weise seine Cigarrette und begann dann mir seine Abenteuer und Leiden zu erzählen. Im Dorfe Sacluc hatte ich ihn, wie bekannt, krank zurücklassen müssen, doch seine kräftige Constitution ließ ihn nicht im Stiche und sobald er so weit wieder hergestellt, daß er weiter konnte, eilte er so rasch als möglich nach Flores, wo er uns aber nicht mehr traf, denn wir hatten die Stadt bereits fünf Tage verlassen. Er theilte dem Corregidor seine Schicksale mit und dieser Biedermann nahm ihn bei sich auf, bis der Courier nach Guatemala die Stadt passirte, in dessen Begleitung Don Diego seine Reise weiter fortsetzte. Seine alten Künste hatte der lustige Spanier noch nicht verlernt, denn da er auf seiner Wanderung die Töne des Hocco kennen gelernt, so erheiterte er mich, indem er alle Tonweisen des seltenen Vogels mir vorpfiff.

— Als Morin sich zum Mittagsmahle einfand, war sein Erstaunen nicht geringer, als das Meinige gewesen! Don Diego erzählte ihm auch alle seine Abenteuer, während ich mich beschäftigte einen Freundschaftsbrief des Corregidor zu lesen, der sich freilich in den höchsten Formen spanischer Höflichkeit bewegte, aus dem aber sein biederes Herz ganz hervorleuchtete. Unserem alten Reisegefährten war es also gelungen, nach Mühseligkeiten aller Art uns in Coban einzuholen und er hatte unsere Spur so genau verfolgt, daß er nie fehl gegangen und selbst immer das Haus fand, wo wir eingekehrt waren. Hatte er auch alle er-

denkliche Gastfreundschaft zu Flores genossen, so gedachte er deren kaum mehr, als er uns erzählte, wie herzlich man ihn in dem Hause der guten Schwestern aufgenommen und Nichts schmerzte ihn mehr, als daß er nur einen Tag bei ihnen verweilen konnte. Gerade als Don Diego uns die freundliche Aufnahme schilderte, die er seitens der Schwestern meiner Juana erfahren, nahm er mit einem Male die Miene an, als hätte er mir ein Geheimniß mitzutheilen. Ich ahnte schon, daß er eine Botschaft für mich habe und als ich ihn lächelnd fragte, was er mir denn zu sagen habe, öffnete er zu meiner nicht geringen Ueberraschung seine Weste, unter welcher er einen blauen Tuchbeutel, wie ein Amulet, um den Hals geschlungen trug. Der Beutel umschloß einen Brief, den er mir feierlich überreichte und dessen Inhalt ich hier buchstäblich folgen lasse:

„Señor und Freund!"

— „Seitdem Sie uns verlassen, haben wir viel Kummer erfahren, denn Gott hat die Seele des armen Santiago zu sich genommen! Er ruht im Frieden zu Salama! Wenn Sie Juana noch immer lieben, so fliegen Sie zu ihr, sobald Ihnen dieses Blatt zukommt. In fünf Tagen können Sie ja in Coban sein, und wie glücklich werde ich dann sein, Sie wieder zu sehen! Fabricio wird Sie dann nach der Sierra begleiten, wo er schöne, grüne Vögel gesehen hat. Meine Schwester hat auch Samen für Sie bewahrt und ich habe schöne Muschelthiere an der Gartenhecke gesammelt! Der Himmel beschütze Sie fort!"

„Juana."

— Nicht für 100 Dublonen, sagte Don Diego, hätte ich diesen unschätzbaren Brief verloren, und dabei legte er seine Hand auf sein Herz, als wolle er seine Versicherung feierlichst betheuern! Mir fiel es übrigens nicht ein, in die Aufrichtigkeit seiner Worte den entferntesten Zweifel zu setzen und ich gab ihm die Versicherung, daß ich möglichst für ihn sorgen würde; dies gelang mir auch in der That, denn durch meine Empfehlung bekam er bei einem Kaufmann von Guatemala eine gute Stelle. Er war, wie ich früher ihn schon geschildert, ein ebenso intelligenter wie gewandter Mensch und er wußte sich bei dem Handelsherrn so in Gunst zu setzen, daß derselbe ihm ein kleines Waarenlager anvertraute, das er in Nicaragua losschlagen sollte! Seltsamer Weise hat man aber seit seiner Abreise von Nicaragua

nie mehr etwas von ihm gehört und die Sage ging, daß er beim Passiren einer Lagune bei Realejo von einem Alligator verschlungen worden; da ich aber bezüglich der Alligatoren etwas ungläubig bin und überhaupt von solchem Gerede nicht viel halte, so meine ich, es wäre weit wahrscheinlicher, daß er mit den Waaren auf und davon gegangen.

XI.

Die Cordilleren.

Straße von Coban nach Guatemala — Meteorologische Phänomene — Die Stadt Santa Cruz — Die Stadt Taltick — Tierra Helada — Donna Ana Guzman — Eine Schule und ihr Schulmeister — Karge Kost und sybaritische Betten — Das Thal Patal — Santa Rosa — Gebirgswege — Salama — Eine Fiesta — Eine Zuckerpflanzung — Ein Carawanserail — Arbeit und Löhne — Bewaffnete Reisende — Schwefelquellen — Ein altkluges Kind — Der Motaguastrom — Eine Hängebrücke — Sturm und Gefahren — Ein Blick auf Guatemala — Chinauta — Das Plateau von Guatemala — Einzug in die Stadt — Schlimme Aussichten — Ein echter Samaritaner.

— Wie schon früher erwähnt, führt die Heerstraße von Coban nach Guatemala über die große Bergkette der Cordilleren, und zwar an ihrem niedrigsten Punkte über die Meeresfläche, denn die Straße zieht sich in einer Höhe von 6500 Fuß über die Meeresfläche hin. Bekanntlich sind die höchsten Punkte dieser Bergkette 1000 Fuß höher als die höchsten Gipfel der Jura-Alpen. Obwohl die Straße bei den Spaniern „Camino Real" (Königsstraße) heißt, ist es charakteristisch, daß sie noch nie mit irgend einem Wagen befahren worden, denn nur der Fuß des Indianers und der Huf des Maulthieres haben Spuren auf dem Wege zurückgelassen und so wird es wohl noch manche Generation andauern. Es versteht sich von selbst, daß die äußere Erscheinung des Landes, sein Klima und die ganze Gestaltung seiner Vegetation von den so sehr verschiedenen Variationen der Höhe bedingt sind; denn der Weg führt einmal über eben so nebelige wie kühle Plateau's weg, während er in ganz geringer Entfernung davon durch so heiße wie nasse Thäler sich fort windet.

— Wir hatten uns vorgenommen Coban früh Morgens zu

verlassen, um an demselben Tage noch nach dem Dorfe Taltick zu gelangen, das acht Stunden davon entfernt liegt; denn es war uns daran gelegen, früh genug dort einzutreffen, um von den um diese Jahreszeit vorherrschenden Nachmittagsregen nicht überrascht zu werden. Die Sonne stand aber schon hoch am Himmel, ehe unsere Indianischen Führer erschienen, denn unter dem Vorwande, Lebensmittel zu kaufen, die sie gewöhnlich von Hause mitbringen, verlangen sie meist dazu ihren Lohn zum Voraus ausbezahlt, so daß der Reisende stets ihren Launen Preis gegeben ist.*) Auch noch andere Uebelstände sind damit verbunden, denn als unsere Indianer abmarschiren sollten, hatten sie schon einen guten Theil ihres Lohnes vertrunken. Drei von ihnen waren ganz berauscht und hatten keinen Heller mehr in der Tasche, und zwei von ihnen ließen auf dem Wege ihr Machete in einer Chicheria gar als Pfand zurück! Ich glaube gar, sie hätten am Ende meine eigenen Effekten versetzt, hätte ich nicht zur rechten Zeit gemerkt, was vorging und mich davor zu verwahren gewußt.

— Der Weg, den wir am ersten Tage verfolgten, führt sachte über die Sierra weg und schlängelt sich unter dem Schatten der Ambrabäume hin, deren Pyramidalspitzen selbst mit den Wipfeln der Fichten wetteifern. Zahllose Blumen, worunter ich eine wunderschöne Rhexia von Carminfarbe fand, schmücken die Straße von beiden Seiten und der Naturkundige kann sich daran nicht satt sehen. Als wir eine ziemliche Höhe erstiegen, gewahrten wir, daß die Atmosphäre sich sehr unangenehm verändert hatte. Große Wolkenmassen sahen wir nordwärts ziehen, die uns die Sonne häufig genug ganz verhüllten und es kam mir vor, als würden sie durch einen höheren Luftstrom fortgetrieben, bis sie sich um die Gipfel der Gebirge herumlagerten; später senkten sie sich in die Thäler hinunter, so daß wir keinen Freiblick mehr auf die Tiefe fanden, bis am Ende sich ein Unwetter

*) Wenn die Indianer sich vorausbezahlen lassen, so ist ihr Mißtrauen nur zu sehr gerechtfertigt in Folge des früheren Benehmens der Spanier. Gage, der Anfangs des 17. Jahrhunderts Guatemala bereiste, schrieb nämlich: „Dem Reisenden steht es frei, aus jedem Dorfe so viele Indianer mitzunehmen, als Noth thut, um seine Maulthiere zu führen und sein Gepäck zu tragen; am Ziele seiner Reise pflegt er aber gewöhnlich mit ihnen Streit anzufangen und sie mit Schlägen zu traktiren."

unter uns zu entladen anfing, das uns sehr unangenehm hätte werden können. Wir hatten alle Eile nöthig, um durch einen Fichtenwald, in dem der Blitz gewüthet, noch zeitig genug das Dorf Santa-Cruz zu erreichen; denn wenige Minuten später fing der Regen an in Strömen niederzugießen!

— Gleich der Stadt Coban liegt Santa-Cruz wie in einem Laubwalde verborgen, so daß der Reisende Anfangs Nichts als eine einsam gelegene Kirche sieht, die von zwei riesigen Cypressenbäumen beschattet ist. Die Bevölkerung der Stadt mag 2000 Seelen zählen und ist gewöhnlich mit ihren Feldarbeiten so beschäftigt, daß man in den Wochentagen meinen sollte, die Stadt wäre ganz öde und verlassen, denn alle Welt ist draußen beschäftigt. Die Umgegend der Stadt hat einen gebirgigen Charakter und bietet sehr malerische Punkte. Eine Stunde weiter in nordwestlicher Richtung liegt an den Ufern eines kleinen Seees der Weiler San Cristobal. Ich war im Besitze eines Empfehlungsschreibens an den Pfarrer des Ortes, erfuhr aber, daß er auf Reisen sei und so fand ich mich bewogen, nicht seine Rückkunft abzuwarten, da das schlechte Wetter keine Ausflüge in die romantische Gegend verstattete. Die kühlen Regionen der Cordilleren sind überreich an den schönsten Blumen, deren Duft buchstäblich die Luft erfüllt. Die Amaryllis, der Helianthus, die Oralis —, eine Art Sauerampfer — sieht man in Masse am Saume der Prairieen, während die „Ipomeas“ und die „Clematis“ in den Waldungen die duftigsten Bogengänge bilden. Indianische Nelken mit orangenfarbiger Blumenkrone schmücken die Hügelabhänge, wo ich auch die „Glycene“ bewunderte, die die Bäume umschlingt, während sie die Bündel ihrer Früchte in Guirlanden herabfallen läßt. Auch beobachtete ich hier mehre Arten von Pentstemon's und Farrenbäume mit blaßgrünem Laube, das auf die Felsen herabflattert.

— Bevor man nach Taltick kömmt, muß man ein Thal durchwandern, das eine Stunde sich in die Länge zieht, während seine Breite nur eine Viertelstunde betragen mag; das Dorf selbst liegt am Ende des Thales, wo die Hügelketten zusammenlaufen, und machte einen recht erfreulichen Eindruck auf mich, so freundlich und sauber nahm sich Alles hier aus. Was mir aber besonders gefiel, waren die schön eingehegten Baumgärten voller Orangenbäume, die längs der Straße sich hinzogen. Der

Umstand, daß die Waldungen in der Nähe liegen, steigert die natürliche Feuchtigkeit des hiesigen Klima's, in dessen Folge hier immer eine gewisse Kühle vorherrscht. Im Dezember wird die Kälte so stark, daß der Nebel hier zu einer Art Reif gefriert, während leichte Schneeflocken mitunter auch hier herabfallen. Um die Temperatur von Taltick zu bezeichnen, halten die Einwohner das Wort „Frio" [kalt] nicht für stark genug und so haben sie dem Plateau den Namen: „Tierra Helada" [Frostland] verliehen; dabei gedeiht doch hier der Bananenbaum, was den Beweis dafür liefert, daß das Thermometer hier nicht allzu tief sinkt.

— Man hatte uns das Haus der „Donna Ana Guzman" nicht sowohl als das beste des Ortes empfohlen, sondern als dasjenige, was allein dort einen Fremden aufnehme und so blieb uns keine Wahl übrig als geradezu den Weg nach dem Hause zu nehmen. Eingedenk der freundlichen Aufnahme, die wir zu Coban gefunden, meinten wir ein hübsches Haus und freundliches Willkommen dort zu finden und so gaben wir unseren Thieren die Sporen, bis wir in den schlammigen Hof hineinritten, der sich vor dem Hause hinzieht. Als wir uns genähert, erschien an der Schwelle des Hauses ein Mensch, dessen Aeußeres alle Illusionen sofort schwinden ließ; es war ein Kerl, mit der abschreckendsten Physiognomie. Bei rothflammendem Gesichte hatte er tiefliegende Augen, während seine Stirne voller Blatternarben war und seine unförmlich dicke Oberlippe buchstäblich rothe Borsten zeigte: mit einem Worte, selten war mir eine widerwärtigere Erscheinung vor Augen gekommen; dazu war sein Anzug nicht allzu sauber, denn sein Kopf war nachlässig mit einem baumwollenen Tuche umwunden und seine nackten Füße waren nichts weniger als einladend. Sollte man es glauben, daß man den Eigenthümer des Hauses und den Schulmeister des Orts in einer Person hier vereint fand? Nachdem er an uns die Frage gerichtet, was wir wünschten und wir ihm gesagt, woher wir kämen und wohin wir weiter wollten, rief der liebenswürdige Señor mit der gleichgültigsten Miene seine Mutter, Señora Ana hinzu. Aus der rauchigen Küche sahen wir bald ein altes Weib heraustrippeln, die ein nicht minder widriges Aeußeres hatte: ihr Gesicht glich einer Pergamenthaut und ihre kleinen, stechenden Aeuglein sagten mir, daß sie die würdige Mutter des trefflichen Sohnes sei! Ihre Schürze

mag möglich einmal weiß gewesen sein; sie zeigte aber Spuren genug ihrer Küchenthätigkeit, die gerade meinen Appetit nicht reizten. Ihr Kopfputz mit schmierigen Bändern nahm sich drollig genug aus, denn man hätte meinen sollen, sie trüge eine Krone! Stelle man sich dazu vor, daß sie barfuß ging und im Munde gar eine riesengroße Cigarre hatte, so ist das Bild vollendet!

— Bei ihrem Erscheinen musterte sie uns eine Weile, während sie eine ganze Wolke von Tabakrauch von sich blies; dann wies sie uns in eine düstere Stube, die ihr einziges Licht durch eine niedrige Thüre empfing: Die Ausschmückung dieser Stube bestand aus zwei alten Goldrahmen, die wohl mehrere Generationen hindurch sich hier befunden haben mochten und so viel ich bei ihrer Vernachlässigung erkennen konnte, waren es Heiligenbilder der Spanierzeit. In einem Winkel des Zimmers war eine jämmerliche Miniaturkapelle, die mit welken Blumen verziert schien, während zwei breite Bänke die Gegenseite des Zimmers ausfüllten, das, wie wir später erfahren werden, als Eßzimmer, Schulzimmer und Schlafzimmer zugleich diente. Kaum hatten wir uns niedergelassen, so trat die schmucke Wirthin ein, um uns ein Jammerlied über die Theuerung der Lebensmittel in Taltick vorzusingen, denn es wäre Alles in der Nachbarschaft mißrathen! Ohne uns weiter darauf einzulassen, ersuchten wir sie, uns das Essen zu bringen, das in kaum zehn Minuten vor uns stand. Morin und mir wurden jedem zwei Schüsselchen vorgestellt, wovon eines einen Eierpfannenkuchen enthielt, zu dem höchstens ein Ei verwandt worden, das mit Tomatoschnitzeln verbunden war, wogegen das zweite Schüsselchen ein Bischen gekochten Reiß enthielt. Einige gedörrte Bohnen, die härter als Kiesel waren, bildeten den Nachtisch. Eine Kalabasse Wasser und einige Tortillas vollendeten unser Menu! Natürlich konnte mir dies nicht genügen und meine üble Laune nicht zurückhaltend, forderte ich die Wirthin auf uns ein gebratenes Huhn zu verschaffen, wozu sie sich am Ende verstand, allein nicht eher, als bis ich ihr den ausbedungenen Preis vorausbezahlt hatte. Als wir unser Huhn verspeist, fragte ich, wie es denn mit den Betten aussehe? Mit der größten Unbefangenheit wies die Alte auf die beiden Bänke hin mit dem freundlichsten Bedeuten, daß es sich darauf trefflich ruhen lasse und daß bisher kein Gast

sich darüber zu beschweren gehabt. Allerdings ließ ich mich dadurch nicht beschwichtigen und so hielt ich es für gerathen, meine Hängematte an den Balken des Zimmers aufzuhängen. Beim ersten Glockenschlage des Angelus verrichteten die Mitglieder der schönen Guzmanfamilie ihr Abendgebet und ich sah, wie sie alle sich schon zum Nachtlager anschickten, obwohl die Sonne kaum untergegangen. „Donna Ana“ war vorsichtig genug, das einzige Licht des Hauses auszulöschen und legte sich dann in das einzige Bett des Hauses, das ihre beiden Enkelinnen mit ihr theilten. Die beiden Indianischen Dienstboten spreizten eine Matte auf die Hausflur und streckten sich hin in ein weites Betttuch gehüllt. Der jüngere Sohn der Donna Ana rollte sich in seinen Mantel und legte sich dann neben Morin auf die Bank, die ich nicht benutzen gewollt, während der noble „Señor“ und Schulmeister in einen Verschlag hineinkroch, der wohl ausschließlich ihm angehörte. Ob er auf einer Matte oder einem Bette die Nacht verbracht, konnte ich nicht erfahren. Wir hatten bei unserer Ankunft zu Taltick uns so getäuscht gefunden, daß wir sofort den Entschluß faßten, so rasch wie möglich fortzukommen, denn die Umgegend bot nur geringes Interesse. Leider bedurften wir aber zu unserer Weiterreise Maulthiere oder Indianische Träger und da ein Indianer mindestens 24 Stunden Zeit nöthig hat, um sich zur Reise auszurüsten, so mußte ich mich mit Geduld waffnen und mit Widerwillen in dem Hause bleiben.

— Dieser Umstand allein war es, der mir Gelegenheit verschaffte, die Wirksamkeit des würdigen Schulmeisters kennen zu lernen. Freilich bestand seine Schule bloß aus drei kleinen Mädchen und zwei Knaben, deren Kopfputz sich wunderlich genug ausnahm, denn man hätte meinen mögen, Mönchlein vor sich zu sehen. Ihr Kopf war nämlich ganz geschoren, rings um von einem Haarkranz umrahmt! Das einzige Buch, das ich sah, schien ein spanischer Katechismus zu sein und es kam mir vor, als ob die Kinder nicht zu viel davon wüßten. Um ihre Dienstboten anders zu benutzen, war Donna Ana ökonomisch genug, die Zöglinge ihres Sohnes für den Haushalt mit zu benutzen und die Folge davon war, daß wenn die guten Kinder ihre Lektion aufsagen sollten, sie nur wenig davon wußten. Was mich aber empören mußte, war, daß der gestrenge Herr Schul-

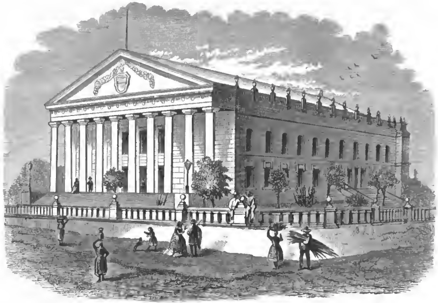
meister seine Zöglinge für den Geiz und die Sünden seiner Mutter büßen ließ, denn Prügel regnete es den ganzen Tag, so daß mich die armen Kleinen wahrhaft dauern mußten. Seine Zöglinge waren sämmtlich Creolenkinder, denn die Indianer sind klug genug, auf solchen Unterricht zu verzichten, abgesehen davon, daß sie überhaupt sich um den Katechismus wenig kümmern. Zur Verschönerung meines Aufenthaltes in dieser elenden Herberge trugen wahrlich auch nicht die schäbigen Hunde bei, die rudelweise umherlungerten, um einige Brosamen zu erhaschen; so oft wir aßen, heulten sie vor Hunger und wir warfen ihnen jeden Knochen zu, nur um ihrer los zu werden. Der Stock des Schulmeisters, von dem die armen Kinder so viel zu leiden hatten, diente unserer reizenden Wirthin dann dazu, die so hungrigen Gäste aus dem Hause zu treiben.

— Wer war froher als ich, daß wir endlich diesen reizenden Aufenthalt verlassen konnten, freilich nicht so bequem, wie wir gekommen! Morin hatte sich nämlich vergebens abgemüht, Pferde oder Maulthiere aufzutreiben. Möglich, daß es deren keine zu Taltick gab, — wahrscheinlicher war es aber, daß die liebenswürdigen Leute uns keine anvertrauen wollten und so mußten wir denn eines kalten Morgens, wo der Nebel so dicht war, daß wir nicht vier Schritt weit sehen konnten, zu Fuße weiter wandern. Von Glück aber hatten wir zu sagen, daß wir nicht im Sattel saßen, denn die Terrainschwierigkeiten waren der Art, daß nicht einmal Maulthiere hätten vorankommen können. Es galt nämlich fast senkrechte Bergwände hinaufzuklimmen, die dazu so schlüpfrig waren, daß kein Maulthier festen Fuß hätte fassen können. Nach unsäglichen Mühen gelangten wir durch einen engen Bergpaß, der sich in einer Höhe von 5200 Fuß über die Meeresfläche wegzieht, in das Patalthal, das eine weite Sumpfebene darstellt, die rings um von Waldungen umgeben und von himmelanstrebenden, wolkenumhüllten Berggipfeln überragt wird. Hie und da sahen wir zerstreut liegende kleine Häuschen und angebaute Felder, die auf uns den Eindruck eines Alpendörfchens machten; die Bevölkerung ist aber eine so spärliche hier, daß von einer Stadt nicht die Rede sein kann, obwohl man derlei auf den Karten dieser Gegend verzeichnet findet. Da es uns unmöglich war, uns Pferde hier zu verschaffen, und wir fortwährend nur durch Sümpfe uns hindurchzuarbeiten hatten,

so unterließ ich es, „Purula“ zu besuchen, einen Ort, der vier hundert Einwohner zählt und wegen seiner Grotten bemerkenswerth sein soll. Wider Willen mußten wir im Patalthal die Nacht verbringen, von wo wir dann in früher Morgenstunde unter dem Schatten riesiger Eichen den Berg hinansteigen mußten, bis wir in das Thal von Santa-Rosa gelangten, wo wir die Nacht zu rasten hatten. In diesem hochgelegenen Bergthale war die Kälte eine sehr empfindliche; — der Baumwuchs ist dabei aber noch der prächtigste — denn selten habe ich schönere Fichten gesehen, die ihr Laub im Verein mit den verschiedensten Eichenarten prangen lassen, die das ganze Jahr hindurch hier fortgrünen. Meine Aufmerksamkeit fesselte hier besonders das graue Fadengespinst der „Tillandsia,“ — eine ganz eigenthümliche Moosart, — denn dieselbe stellt nach Ablösung der Rinde ein wirklich vegetabilisches Haar dar!

— Um aus dem Santa-Rosathal hinauszugelangen, muß man eine enge, dunkle Felsspalte passiren, die das rings umliegende Serpentingebirge gebildet, wobei ich nicht vergessen darf, anzuführen, daß der ganze Weg mit Serpentinblöcken bestreuet ist. Wir hatten die Bergschlucht hinter uns und die sogenannten Quililahöhen durchzogen, da genossen wir ein wunderbares Schauspiel: die Nebel hatten sich nämlich auf die Thäler niedergelagert und nur die Gipfel der Sierras leuchteten goldenen Inseln gleich aus dem Ocean der Luft hervor: — nichts Anderes war zu erkennen! Bald aber zertheilten sich die Nebeldünste wieder in der Tiefe: — sie stiegen dann empor und wir fanden uns wieder umhüllt von naßkalten Nebeln, die uns nichts mehr wahrnehmen ließen!

— Eine Weile zogen wir weiter, — die Nebel zerrannen und nicht wenig waren wir überrascht ob der Veränderung der Scenerie. Sofort gewahrte ich, daß die Thonschichten und vegetabilischen Ablagerungen, über die wir weggezogen, sich nicht mehr hier vorfanden und daß die Felswände in ihrer ursprünglichen Nacktheit uns entgegenstarrten. Diese Erscheinung war mir um so auffallender, als der entgegengesetzte Abhang des Gebirges durch die Ueppigkeit seiner Vegetation uns überraschen mußte. — Aber bald fand ich die Ursache dieser Verschiedenheit, denn sie liegt einfach in der Eruption grüner Steatitmassen, die mit massenhaftem, mitunter blendendweißem Kiesgestein verbunden



Das Theater von Guatemala.

sind! Welcher Aufwand von Thatkraft gehörte wohl dazu, um diese Felsenwüste fruchtbar zu machen? Und doch weiß die Natur überall hin ihre befruchtenden Keime zu tragen; denn in den naßkalten Schluchten, wo sich im Laufe der Jahrhunderte einige vegetabilische Erde angesammelt, sind unter dem belebenden Einflusse des Sonnenstrahls eben so seltene wie schöne Blumen erstanden! Was sah ich nicht hier? Duftende „Bignonias“ oder „Trompetenblumen,“ purpurrothe „Glycénen,“ blaue Convolvulusse und die wunderbarsten Scharlachdahlias! Eben so begegnete ich hier der Amerikanischen Aloe, die mit ihren kurzen, aber breiten, dicken Blättern wesentlich dazu beiträgt, die nackten Felsen zu verhüllen. Einen halben Tag mußten wir durch diese Wildniß hindurch ziehen, bis wir allmälig eine Höhe von 5—7000 Fuß emporgestiegen; denn diese Bergstriche erheben sich bis zu 7000 Fuß über das Tafelland von Guatemala, das schon 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist. Gegen zwei Uhr Nachmittags mochte es sein, als wir das Ende des Berges Juluchuch erreichten, — denn hier bricht die Bergkette plötzlich ab! Ein Schauspiel sonder Gleichen bot sich hier unserem staunenden Blicke! Vor uns die steilen Abhänge des Berges, — weiter hin eine weite, sonnenreiche Ebene, aus welcher hie und da isolirte Felsblöcke emporstarrten, während in weiter Ferne ein hohes, unregelmäßiges Hügelland — dunkelblau gefärbt — mit den weißen Häusern von Salama uns entgegenwinkten. Von unserer Höhe herab nahm sich die Landschaft romantisch genug aus! Als wir aber den Berg wieder hinuntergestiegen und über die Ebenen wegzogen, die uns so geblendet, fanden wir uns mehr als getäuscht und unsere Bewunderung war dahin. Wir zogen über eine sandige Ebene weg, die voller Kieselsteine und deren Kies uns auf die Sohlen brannte; die Ebene war so dürre wie die Hügel und nirgendwo zeigte sich nur eine Spur von Cultur. Einige verkümmerte Mimosen, deren Blätterwerk zusammengeschrumpft, senkten ihre Häupter unter der sengenden Hitze, während weniges ärmliches Gras unter ihrem Schatten sich blicken ließ. Und bei alledem erweisen die Hülfsquellen der Natur sich unerschöpflich, — denn diesen undankbaren Boden hat sie selbst nicht nackt gelassen: hie und da tauchen seltsame, ausdauernde und gar saftreiche Pflanzengebilde auf; — vornehmlich aber erwähne ich des Melocactus, dessen fleischige

Kugel mit Dornen besetzt ist, dessen Spitze dazu einen Kolben trägt, der mit einem Daun von Schneeweiße umrahmt ist. —

— Erst in später Abendstunde erreichten wir Salama, denn wir hatten mühevoll mehrere Schluchten zu durchwandern, die den kieshaltigen Thon der Ebene durchschneiden. Nicht wenig überraschte uns die Aussicht, die sich uns hier eröffnete, denn wir vermeinten uns mit einem Male in den Orient versetzt, als wir das dunkle Laub der Gärten, die weiße Kuppel der Kirche, das zerfallene Gemäuer der ersten Häuser gewahrten, und dazu mahnten die Indianermädchen in ihrem blauen Umwurfe mit ihren Wasserkrügen auf der Schulter an Orientalische Sitten und Bräuche! Um in die Stadt zu gelangen, mußten wir den Fluß, der unsern der Stadt sich hinzieht, durchwaden und fanden uns dann bald auf der sogenannten „Plaza," nachdem wir eine langweilige, sehr ungrade Straße durchzogen. Bemerkenswerth schien uns bloß die Kirche, die Holzbaracken, in denen die Indianer kampiren, dazu der Marktplatz und ein Springbrunnen, dem es nicht an Geschmack fehlt. Leider fiel unsere Ankunft in einen Moment, der uns keine gastliche Aufnahme versprach, denn da das bevorstehende Fest des heiligen Mathias eine Masse Fremder nach der Stadt gelockt hatte, so war fast jedes Haus schon voller Gäste oder man erwartete mit jeder Stunde deren, so daß die Folge war, daß wir überall vergebens anklopften. Da blieb uns freilich nichts anderes übrig, als uns an den Corregidor zu wenden, der uns durch seine Alcalden begleiten ließ, die aber eben so wenig wie wir ausrichteten: — denn die Leute blieben taub für alle unsere Bitten und Vorstellungen. Der Corregidor war menschenfreundlich genug, sich am Ende unser zu erbarmen und uns selbst aufzunehmen; — sein Haus und Tisch waren uns um so mehr willkommen, als wir so lange schon unter Indianern hatten hausen müssen!

— Salama ist freilich die politische Hauptstadt der Provinz Vera Paz, ist dabei aber ein sehr trauriges Nest. Ursprünglich im spanischen Style gebauet, hat der Ort sehr durch die Belagerung gelitten, die er siegreich gegen die Truppen von Carrera bestanden. Die Stadt hat zwar nur eine Bevölkerung von 4500 Seelen und steht in dieser Beziehung weit hinter Coban zurück, obwohl letztere Stadt mit Salama in politischer und kommerzieller Bedeutung nicht wetteifern kann. Der Umstand, daß Salama

nur in kurzer Entfernung von der Stadt Guatemala liegt und daß die unruhigsten Bezirke der Republik von hier aus am leichtesten zugänglich sind, mag den Grund dafür abgeben, daß die Regierung Salama zur Hauptstadt der Provinz ausersehen. Allerdings läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die allgemeinen Interessen der Provinz darunter leiden müssen, daß die ganze Verwaltung an einem Ort zusammenvereint ist, der am äußersten Ende der großen Provinz liegt: — in einem Staate aber, wo so wenig Eintracht vorherrscht und so mannigfache Elemente des Zwiespalts obwalten, da werden alle andern Rücksichten von den rein politischen Fragen überwogen. Als interessantester Gegenstand in der Nähe von Salama ist wohl die Zuckerpflanzung anzusehen, die zwei Stunden vor der Stadt in südöstlicher Richtung liegt, nämlich die: „Hacienda de San Geronimo", die einstens von den Dominikanern gegründet worden und jetzt in den Händen einer englisch-spanischen Gesellschaft ist, die gegen fünfhundert Arbeiter zum Anbau des Zuckerrohrs und zur Zuckerbereitung verwendet; dem Lande gereicht es zum großen Vortheil, daß der Zucker hier an Ort und Stelle raffinirt wird. —

— Als wir Salama verlassen wollten, erfuhren wir, daß wir zunächst zwei Stunden weit am Fuße der Sierras hinziehen und dann einen Berg von drei bis vier tausend Fuß Höhe hinansteigen mußten, auf dessen entgegengesetzter Seite erst das eigentliche Tafelland von Guatemala begänne. So hatten wir denn ein mühsames Tagewerk vor uns, und so fanden wir es für rathsam, anderthalb Stunden von der Stadt einen Moment zu rasten, um uns davon zu vergewissern, ob nicht einer der Indianer, die wir angeworben, wieder zurückgeblieben. Leider war dies aber wieder der Fall, so daß ich einen Andern ihm entgegenschicken mußte, um zu sehen, wo er geblieben. . . Während wir hier rasteten, um unsern Indianer zu erwarten, erstieg ich eine benachbarte Anhöhe, von der ich die Gegend weit hin überschauen konnte. An diesen Endpunkten des Thales fand ich den Boden durch vorspringende Felsen von blauem, krystallinischem Kalkstein durchbrochen, die offenbar Spuren des höchsten Alters trugen, Indianische Feigenbäume, Euphorbien und Wollkrautstauden mit ihren herabhängenden, röhrenförmigen Stielen gewahrte ich hie und da unter dem blendendweißen im Sonnenschein glitzernden Quarzgestein zerstreuet. Freilich vermochten

diese Pflanzen keinen Schatten zu geben und so hatten wir während der beiden, sterbenslangweiligen Stunden, die wir hier zu warten hatten, schrecklich von der Hitze zu leiden! Nichts bot sich zur Kurzweil als die Dünste zu beobachten, die aus dem sengenden Boden in wellenförmiger Gestaltung sich in die Lüfte hoben. Zu Salama hatte ich schon einige Bedenken empfunden, als ich erwog, wie wir uns jetzt inmitten eines Mischlingsvolkes befänden, dessen Verwegenheit berüchtigt genug war; dazu kam noch der Gedanke, daß jenseit der Gebirge, die vor uns lagen, schwerlich der Schutz des Gesetzes noch hinüberreichen würde, um so weniger, als Verbrecher in den unzugänglichen Schlupfwinkeln der Gebirge leicht ihr Asyl finden können. Meine Besorgnisse steigerten sich um so mehr, als gerade der zurückgebliebene Träger mein werthvollstes Gepäck fortzuschaffen hatte: dieser Träger kam so wenig wie der Bote zurück, den ich ihm entgegengesandt. — In meiner Verzweiflung blieb mir da keine andere Wahl, als Morin zum Corregidor zurückeilen zu lassen, damit derselbe uns aus dieser Verlegenheit wieder erretten möge! Keine Stunde war vorüber, da kam mein Indianerbote zurückgerannt mit der Kunde, daß man in der Stadt auf den Indianer fahnde, und bald verkündete eine Staubwolke, die Morin mit seinem galoppirenden Pferde aufwirbelte, daß die Stunde der Erlösung für uns nahe. Wie ich mir schon halb selbst hätte sagen können, Morin brachte die Nachricht, daß der zurückgebliebene Wicht in einer „Pulperia“ gefunden worden, wo er des Guten zu viel gethan, so daß er seine ganze Reise vergessen; die Folge war, daß der Corregidor ihn festnehmen ließ und einem Alcalden den Auftrag ertheilt hatte, den Kerl mir selbst zuzuführen. Nicht lange währte es und der ehrenwerthe Alcalde erschien mit dem nicht allzubußfertigen Sünder; ich dankte dem würdigen Manne für seine Mühe. Es war mittlerweile aber schon so spät geworden, daß wir unmöglich mehr vor Nacht das Gebirge hinansteigen konnten und so waren wir denn gezwungen, in der „Hacienda“ einzukehren, die am Fuße des Gebirges liegt; es ist ein großes Haus, das auf einer hohen Terrasse gelegen, von der man einen Freiblick auf die Ebene hat. Wir fanden hier die freundlichste Aufnahme und so konnten wir mit Muße die Natur bewundern, die sich hier vor uns entfaltete; hinter uns lagen die blauen Gipfel, von denen wir hinun-

tergestiegen, während vor uns sich steile Bergwände aufthürmten. Bei Anbruch der Nacht wurde die Scenerie lebendiger, — denn die ganze Ebene, die den Tag über öde und verlassen geschienen, füllte sich mit einem Male mit kleinen Caravanen, die sich in geringer Entfernung einander folgten und von den wellenförmigen Höhen herab in die kleinen Thäler hinabzogen. Alle diese Reisegesellschaften schlugen dieselbe Straße wie wir ein und so machten sie allgemach sämmtlich Halt in der Hacienda, wo ihrer ein gastliches Willkommen wartete, so daß in der Nacht gegen sieben fünfzig Reisende sich hier zusammenfanden. Es waren Leute aus Salama, Coban und selbst aus San Pedro-Carcha und San Juan. Nach hiesigem Landesbrauch schlug jede Gruppe für sich ihr Zelt auf, ohne sich um die Andern zu kümmern und bald waren sie sämmtlich mit ihren Vorbereitungen zum Nachtessen beschäftigt. Als wir dann unser Zelt aufgeschlagen, loderten ein Dutzend Feuer rings um die Terrasse in die Lüfte und ich muß gestehen, daß dieses improvisirte Bivouac einen sehr ergötzlichen Eindruck machte. Der größte Theil dieser Reisenden bestand aus Indianern, die Mais nach Guatemala bringen wollten, wo die Erndte dürftig ausgefallen war. Jeder Indianer trug eine Last von vier Arrobas, gegen hundert Pfund; sein Traglohn brachte ihm achtzehn Realen, so viel wie $2^1/_4$ Dollar ein. —

Bedenkt man, daß die Reise nach Guatemala acht Tage Zeit wegnimmt und daß die Indianer ihren Lebensunterhalt auf dem Wege zu bestreiten haben, so begreift man, mit welch geringem Lohne ein Indianer sich hier begnügt!

— Von Salama aus fanden wir auf dem ganzen Wege, daß alle „Ladinos," denen wir begegneten, bewaffnet waren: — ein Messer im Gürtel und ein langer Degen an der Seite oder um die Schulter gehängt, war ihre gewöhnliche Bewaffnung! Man möge aber ja nicht glauben, daß sie sonderlich rauflustig wären: im Gegentheil gehört ein Todtschlag hier zu den Seltenheiten. Da die „Ladinos" hier sämmtlich spanischer Abkunft sind, so ist das Waffentragen als ein Erbstück ihrer Ahnen auf sie übergegangen und sie thun sich was zu Gute darauf. Wenn man sie sah, wie sie behend mit ihren gebräunten Gesichtern, ihrer ärmlichen Bekleidung dazu die Straße

entlang zogen — ihr winziges Bündel an die Degenspitze geheftet, so mußte ich unwillkürlich der Helden des Don Quichote gedenken, wie fern wir auch von Salamanca und Cordova waren! —

Nachdem wir Morgens die Hacienda verlassen, mußten wir eine sehr romantische Bergschlucht durchziehen, um allgemach wieder in die Nebelregion hinanzusteigen. Mitunter erhob sich ein Windstoß, der die wirren Nebelmassen niederjagte, wo sie sich zu Regen verdichteten; dann erhellte sich der Himmel unter uns und wir genossen die wunderbarste Aussicht. Die Berggipfel ringsum, die sich meist drei Tausend Fuß emporthürmten, schimmerten uns mit ihren Fichtenkronen entgegen, während die furchtbarsten Abgründe sich gähnend aufthaten! Allein auf der Höhe, die wir erreicht, waren solche Lichtblicke nur sehr vorübergehende: — denn bald bildeten sich neue Nebeldünste, die uns jeden Fernblick unmöglich machten. In den kleinen Schluchten aber, in denen die Wasser neues Leben erstehen ließen, hatte ich Gelegenheit die prächtigsten exotischen Pflanzen zu bewundern, die hier in der ursprünglichsten Ueppigkeit sich entfalten.. Vor Allen erwähne ich hier des: „Cosmos", mit seinem zart ausgezackten Laubwerk, die: „Inga pulcherrima" mit ihren Scharlachblüthen, die glänzendsten „Gloxinias", und zahllose Arten von Achimenen, deren Purpurfarbige, blaue Blumenkronen sich im Schatten wie Riesenveilchen ausnahmen. — An Temperaturveränderungen fehlte es nicht, denn auf der entgegengesetzten Seite der Höhen, die wir erstiegen, fanden wir uns mit einem Male in ein warmes Thal versetzt, das von einem Strome, der „Canna Brava" bewässert wird, dessen Ufer mit Bambusbüschen umrahmt sind. Wechsel genug bietet die Straße, doch nicht immer erfreuliche, denn als wir das freundliche Thal hinter uns hatten, mußten wir Stundenlang über den dürftigsten Sandboden weg, der nur wilde Guavabäume trug. Nicht wenig war ich aber überrascht, als uns vier Stunden weiter am Fuße des Gebirges Schwefelwasserstoffdünste in die Nase stiegen. Bei näherem Zusehen gewahrte ich weiße Bodenflecke, auf denen keine Spur von Vegetation zu gewahren war, aus denen aber mephitische Dünste emporwirbelten. In der unmittelbarsten Nähe entspringen nämlich heiße Quellen, die ihre Wasser in das Bett eines kleinen Stromes des „Rio de las Tejas" ergießen, der einen sehr

widrigen Eindruck machte. Da es plötzlich zu regnen angefangen, so fand ich nicht Muße genug diese Naturerscheinungen mir näher anzusehen und wir eilten auf eine Hütte zu, die wir in der Ferne wahrnahmen. Als wir in die Nähe gekommen, sahen wir ein braunes Köpfchen mit funkelnden, schwarzen Aeuglein aus dem Bambusgehege der Hütte hervorlugen und es kam mir vor, als rufe eine Kindesstimme: „Señores, no hay Gente uqui!" — „Meine Herren, Niemand ist zu Hause!" —

„Natürlich ließen wir uns dadurch nicht abschrecken einzutreten; wen fanden wir? Ein kleines Mädchen von höchstens vier Jahren sprang uns entgegen und rief mit entschiedenem Tone: „Meine Herren, wir haben hier kein Wirthshaus!" Wir mußten unwillkürlich lachen und fingen an mit dem kleinen Drachen zu parlamentiren. Mit dem lustigsten Ernste hörte es unsere Vorstellungen an, die ihren Eindruck nicht verfehlten: — denn nach einigen Minuten rief es mit komischem Selbstgefühle unsern Indianern zu; „Ihr Faullenzer, — warum bindet Ihr denn nicht die Pferde an den Baum da; da liegt ja Stroh und Mais!" — Ich gestehe, die kecke Entschiedenheit des kleinen Mädchens belustigte mich ungemein und als ich mich näher in eine Unterhaltung mit ihr eingelassen, erzählte sie mir mit vielem Verstande, was sie nur von ihrer Familie wußte. „Fürchtest du dich denn nicht, allein hier zu sein?" — fragte ich: „Nein, nein — war die Antwort. — Gott wacht ja über die Kinder!"; — dieses Wort gefiel mir so, daß ich ihr einen herzlichen Kuß gab! So waren denn die freundlichsten Beziehungen zwischen uns hergestellt und wir machten es uns möglichst bequem. Mit einem Male verschwand die Kleine in ein Nebenzimmer und ließ uns allein. Da sie nicht wiederkam und das Unwetter mittlerweile sich gelegt hatte, so rief ich nach ihr und suchte sie auf, denn ich wollte ihr zum Abschiede ein kleines Geschenk machen. Was war der Grund ihres plötzlichen Verschwindens? Sollte man es glauben? Das kleine Mädchen wollte sich recht herausputzen und als sie in ihrem Sonntagsstaate prangte, war sie mit einem Male so befangen, daß sie sich scheute, sich uns wieder zu zeigen; der Wunsch zu gefallen, scheint den Mädchen in der That angeboren — denn das Kind hatte keine Schwestern und mithin keine Gelegenheit gefunden, seinen Schwestern nachzuahmen! —

— Es bedurfte keines weiten Rittes, um zum Ufer des

Motagua oder „Rio Grande“ zu gelangen, dessen Tosen wir von der Ferne aus schon hörten. Als schäumender Waldstrom braust er aus den Gebirgen von „Solola“ hervor, die dreißig Stunden nördlich der Hauptstadt der Republik sich hinziehen und die Provinz Vera Paz von Guatemala trennen. Dieser Gebirgsstrom stürzt in raschem Falle sich sechs Tausend Fuß hernieder und gestaltet sich, nachdem er in südöstlicher Richtung über hundert Stunden weit einen Halbkreis beschrieben, zu einem ganz ruhigen Flusse, der seine Wasser in den Golf von Honduras ergießt. Um diesen Strom zu überschreiten, mußten wir über eine sehr einfache Holzbrücke weg, die aus einem einzigen Bogen besteht, der durch Ketten festgehalten wird, die an den gegenüberliegenden Felsenspitzen befestigt sind. Bei alle dem war diese Brücke stark genug gewesen, um einer der großartigsten Ueberfluthungen Widerstand zu leisten, die das Land weithin unter Wasser gesetzt. So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß die Bewohner von Guatemala diese so naturwüchsige Brücke als ein achtes Wunderwerk der Welt anstaunen und nicht fehlt viel daran, so möchten sie glauben, daß sie im Besitz der großartigsten Erfindung der Neuzeit wären! Uebrigens stammt die Idee zu dieser Naturbrücke von der Themse her. Denn eine englische Gesellschaft, die Tausende in tollen Colonisationsplänen verschwendet, fand sich am Ende in der Lage, Alles unter den Hammer bringen zu lassen und so kaufte denn die Regierung von Guatemala die zu London gebaute Brücke. Ein Glück für das Land war dieser Kauf, denn bis dahin mußte man mit einem sehr gebrechlichen Kanoe über den Motagua setzen, was zur Regenzeit so gefährlich wie schwierig war. An dem einen Ende der Brücke findet sich ein einfaches, aber gutgebautes Haus, in dem der Brückenwächter wohnt, das den Reisenden aber auch als Herberge dient. Auch wir übernachteten hier und das Tosen der Stromschnellen störte unsern Schlummer nicht! —

— Wir waren hier aber noch nicht am Ende unserer Mühseligkeiten, denn Morgens darauf hatten wir wieder eine Seitenwand der Cordilleren hinanzusteigen, wo wir indessen durch eine ziemlich gemäßigte Zone zogen, obwohl das Terrain ein sehr schwieriges und ungleiches war, das dazu schwach bevölkert ist und für die Cultur wenig geeignet scheint, — denn wir gewahrten nur spärlich angebaute Strecken. Kurz vor Sonnen-

untergang fing wieder ein frischer Wind von Südosten aus zu wehen, der aus den Thalestiefen Dunstmassen emporwirbelte, von denen wir uns bald umhüllt fanden. Inzwischen hatten wir den höchsten Kamm der Gebirgskette erstiegen, wo wir die Bäume allesammt mit hängendem Moose, mit weißen, fadengleichen Stielen bedeckt fanden.

Im Nebel machte diese seltsame Baumgewandung einen ganz unheimlichen Eindruck, — man glaubte in der That einen gespenstischen Zug weißer Mönchskutten auftauchen zu sehen. Es blieb uns aber kaum Zeit, weitere Betrachtungen anzustellen, denn mit einem Male verdüsterte sich der Himmel und alle seine Schleusen schienen losgelassen, — denn stromweise goß der Regen auf uns hernieder, daß wir kaum Zeit fanden, uns in unsere „Suyacals" zu hüllen, die bekanntlich hier den besten Schutz gegen Regen bieten. Zum Glücke waren wir nicht mehr fern von dem Orte, wo wir übernachten sollten. Um aber hinzugelangen, mußten wir von der Hauptstraße ab einen Seitenweg einschlagen, auf dem wir bei der Finsterniß und dem unausgesetzt herabströmenden Platzregen uns nicht zurecht finden konnten. Es wurde immer dunkler; unsere erschöpften Pferde stolperten, daß uns bange wurde und es schien uns, als hätten wir den Weg ganz verloren, so daß wir schon beriethen, ob es nicht am klügsten wäre, wieder umzukehren. Aber der Himmel war uns hold, — Wind und Regen hörten allgemach auf und so gelang es uns endlich, unser Obdach aufzufinden, das freilich nicht das Verlockendste war. Man stelle sich ein rohes Mauerwerk vor, das voll Risse und rauchig, und denke sich dazu, daß einige zwanzig Regentriefende und vor Kälte zitternde Reisende sich in diesem engen Raume zusammenpreßten, so wird man unsere Lage nicht für zu beneidenswerth finden. Aufrichtig gestanden, wir sahen ziemlich alle aus, als wären wir einem Schiffbruche eben entronnen! Jedweder bemühte sich, bei dem schwachen Lichte des Holzstoßes, so gut es anging, seine triefenden Kleider zu wechseln und seinen Hunger in etwa zu befriedigen. Und nicht genug damit kamen noch immer neue Gäste in gleichem Aufzuge! Was blieb uns da anderes übrig, als uns mit Geduld zu waffnen. Die Nacht schien nun eine Ewigkeit zu währen, dazu troff das Wasser durch die Dachritzen auf uns hernieder und mitunter schlug gar der zerbröckelnde Gypsbewurf auf

die Flur! Daß wir früh Morgens uns wieder reisefertig machten, bedarf wohl keiner Versicherung und bevor die Sonne nur aufgegangen, waren wir wieder im Sattel. Schon in der Mittagsstunde konnten wir von der Höhe einen Blick auf die Stadt Guatemala werfen, die freilich noch in weiter Ferne lag. Nach Westen zu gewahrten wir keinen Gebirgszug mehr und auf dem flachen ziemlich einförmigen Plateau traten uns nur einige helle Punkte entgegen. Indem unsere Indianer uns darauf aufmerksam machten, erfuhr ich, daß einer dieser Punkte die höchste Spitze der San Franciscokirche darstelle, während im Hintergrund die Purpurdünste des Aguavulkans bis in die Wolken reichten! Von hier aus mußten wir wieder durch ein enges Thal, das von nackten Felsblöcken umzingelt liegt, während der „Rio de los Platanos“, der durch den Platzregen der Nacht hochangeschwollen war, mit tobendem Ungestüme seine Fluthen durch das Thal wälzte, ohne daß wir es wagen durften, mit unseren Pferden hinüberzuschwimmen. Auf beiden Ufern warteten Reisegesellschaften auf den Abfluß der Wasser, während andere Reisende hinunterwanderten, um zu sehen, ob sich nicht irgend eine Furth finden lasse. Nach einigem Bedenken warf Einer unserer entschlossensten Führer, der dazu ein guter Schwimmer war, seine Kleider ab und wagte mit seinem Stocke als Stütze allein den Strom zu passiren. Aller Augen waren auf ihn mit ängstlicher Spannung gerichtet; freilich war der Strom nicht sehr tief, doch fürchterlich rauschend, so daß der Indianer gegen die Mitte des Stromes strauchelte und wir besorgten, daß er von der Fluth mit fortgerissen würde. Allein er faßte wieder festen Fuß und wenn auch mit großer Anstrengung, gelang es ihm, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen. Einmal das Eis gebrochen, wollten fast Alle es ihm sofort nachmachen. Bei solchen Gelegenheiten entfalten die Indianer große Umsicht: — einzeln passiren sie selten einen solchen Strom, sondern meist zu dreien oder vieren, damit sie im Nothfall mit vereinten Kräften die Strömung bewältigen. Eine halbe Stunde lang währte dieses so aufregende wie belustigende Schauspiel und nur die Aengstlichsten waren zurückgeblieben, um das Sinken der Fluthen noch abzuwarten. —

— Auf dem anderen Ufer fanden wir neue Hindernisse auf unserem Wege, denn die Straße war buchstäblich durch Berge

von Flugsand gesperrt, die uns Anfangs ein unübersteigliches Hinderniß schienen, bis es uns gelang, leere Zwischenräume zu finden, durch die wir uns hindurchwanden. Aber wir sollten bald mit neuen Wassergefahren zu kämpfen haben, denn wir vernahmen schon von der Ferne aus das Tosen eines neuen Waldstromes, der tiefer und rauschender war als der „Rio de los Platanos“. Hier wußten unsere Föhrer buchstäblich nicht mehr, was zu thun sei; das Wasser schien ihnen zu tief, als daß es überschritten werden könnte und so beschlossen wir gemeinsam den Strom entlang hinaufzuziehen, uns dabei so nahe als möglich dem Ufer haltend. Zweimal stolperten unsere Rosse dermaßen, daß wir nahe daran waren, in's Wasser geschleudert zu werden. Große Mühe hatten wir, unsere Pferde weiterzutreiben, denn sie schienen auf dem ungebahnten Stege alles Selbstvertrauen zu verlieren, bis es uns doch am Ende gelang, einen Punkt zu erreichen, wo der Uebergang minder gefährlich schien. Wir kamen sämmtlich sicher hinüber, mit Ausnahme des letzten Indianers, der sein Gleichgewicht bei seiner Last verlor und Anfangs unter dem Wasser verschwand. Einen Moment zitterte ich für sein Leben — doch früh genug stürzten seine Genossen in's Wasser und zogen ihn wieder an's Land. Morin und ich hatten keine Angst, denn wir verließen uns auf unsere Pferde, obwohl mein Roß grade an einer sehr kritischen Stelle zu bangen anfing und von der Fluth fast bewältigt worden wäre... Aber ich verlor nicht die Geistesgegenwart, setzte ihm die Sporen in die Weichen und durch eine Kraftanstrengung brachte es mich sicher an's jenseitige Ufer.

— Ein dritter Strom, der „Rio de las Vacas bot freilich gleiche Schwierigkeiten, die wir aber eben so glücklich überwanden; dazu ist das Flußbett ein breites, aber nirgendwo sehr tief. Dieser Strom theilt sich in verschiedene Kanäle, welche die Thalgründe durchströmen, die eine sehr romantische Umgebung haben, denn Sandhügel in den malerischsten Formen, die meist mit Fichtenwaldungen gekrönt sind — (Pinus tenuifolia Beuth.) — überragen das Thal! Etwas weiter gelangt man in das Dorf Chinauta, das wir ohne zu rasten durchzogen, obwohl unsere Indianer sehr gern dort übernachtet hätten. Dieß war aber nicht nach meinem Sinne, denn da ich wußte, daß wir nur noch zwei Stunden von Guatemala entfernt wären, so nahm ich auf

ihren Wunsch keine Rücksicht, was ich später bitter zu bereuen hatte. Denn nimmer hätte ich mir eingebildet, daß sich in der unmittelbarsten Nähe der Hauptstadt des Landes Straßen fänden, die nicht schlechter sein konnten, — denn von Brücken war keine Spur zu sehen, so Noth sie auch an manchen Orten thäten! Welche Vorstellung mußte ich mir da von der Verwaltung eines Landes machen, das in der Ferne als ein zivilisirtes gilt! —

— Man bedenke, daß grade von Chinauta aus die Straße durch eine Schlucht führt, die durch Riesenfelsen sich hindurchwindet und die größtentheils durch herabgestürzte Massen verhärteten Sandes gesperrt wird. Um auf das Plateau von Guatemala zu gelangen, muß man diesen Weg passiren, da die steilen Felswände des Plateaus nicht anders zu erklimmen sind und so mußten wir kriechend die Schlucht uns hinaufarbeiten, bis wir auf die Höhe gelangten, wo wir uns glücklich priesen, dem nächsten Ziele unserer Wanderung ohne Gefährde näher gerückt zu sein. Mit Genugthuung warfen wir einen Blick auf die gigantischen Kegel zurück, die aus den tiefen Thälern sich empor hoben und die so steil sind, daß ein von der Höhe herabstürzendes Sandkorn am Fuße des Kegels niederfallen müßte. Von der Höhe nahm sich das Land ganz eben aus, doch in der Ferne hoben sich Schatten ab, aus denen ich schließen durfte, daß Thäler ähnlich denen, die wir durchzogen, sich auch weiter finden würden. So zogen wir denn wohlgemuth weiter! Frisch und grünend lag das weite Tafelland vor uns, — ein freier Horizont entfaltete sich vor unseren Blicken, an dessen äußerstem Rande sich die Vulkane in den kühnsten Formen erheben! Und doch fehlte uns etwas, um die Landschaft vollkommen zu machen: — kein Sonnenstrahl war zu sehen, — denn der Himmel war weithin überzogen und weiße Wolken schwebten hin und her am Fuße der Sierras, was uns ahnen ließ, daß wir nicht ohne Regen unser Reiseziel erreichen würden. Freilich waren wir der Stadt so nahe gekommen, daß wir ihre Hauptgebäude schon erkennen konnten: — befremden mußte es uns aber, daß wir keine Villen, keine Gärten wahrnahmen und wir so nahe der Stadt kaum eine Andeutung fanden, daß Leben und Industrie in der Hauptstadt des Landes zu finden sei!

Wir ritten weiter, die Atmosphäre wurde mit jedem Momente schwüler und wir erwarteten, daß es in jedem Momente

niederplatzen würde. Ich konnte nicht umhin, meinen Eigensinn zu bedauern, denn die armen Indianer konnten kaum mehr vorwärts, und mußten alle Paar Minuten einhalten, um neue Kräfte zu sammeln. . . . . Da ich einsah, daß sie erst zu später Stunde die Stadt erreichen würden, so faßte ich den Entschluß, allein voranzureiten, um sie unter Morin's Obhut folgen zu lassen. Keine zehn Minuten später sprang der Wind nach Südwest, und nun mit einem Male ergoß sich der Regen, als hätte der Himmel alle seine Schleusen eröffnet! Es war ein so furchtbarer Wolkenbruch, daß mein sonst sehr zuverlässiges Pferd fast den Muth verlor: — denn es schwankte hin und her, stürzte mitunter und ich verzweifelte fast, mit ihm nach Guatemala zu gelangen. . . Zum Glück für mich wurde der Boden aber minder schlüpfrig: — ich fühlte, daß wir auf festen Boden gelangt, — ich ritt zwischen zwei Reihen Hecken und ahnte, daß ich der Stadt nahe sei. . . Einige Häuser wurden in der Ferne sichtbar, — ich gab dem Pferde die Sporen, Häuserreihen traten mir entgegen und mein Roß hatte das Pflaster der Hauptstadt betreten!

— Was sah ich vor mir? Eine breite, geradlinige Straße, so weit ich nur blicken konnte; was mir aber sofort ins Auge fiel, war, daß die Häuser sehr unbedeutend schienen und daß Gras allüberall auf dem Straßenpflaster wuchs. Die Folgerungen, die ich daraus zog, waren nicht die erfreulichsten, — ich fühlte mich enttäuscht und mißstimmt, und das schlechte Wetter trug nicht dazu bei, mich zu erheitern, denn stromweise goß der Regen noch immer nieder!

— Wie sollte ich aber in der mir unbekannten Stadt, deren Straßen nicht einmal bezeichnet sind, wie sollte ich da das Haus so leicht finden, wohin ich gewiesen war? An mehreren Thüren klopfte ich an, ohne daß mir Jemand Auskunft geben konnte — von Unterkommen war keine Rede! Als ich auf den mir fremden Straßen auf gut Glück umhertrottirte, traten manche Leute an die Fenster, — ohne daß ich irgend ein Entgegenkommen wahrgenommen hätte. Bei alle dem gelang es mir am Ende das Haus aufzufinden, an das ich empfohlen war, und das in der Stadt keineswegs unbekannt ist, — denn es hat einstens dem Historiker „Juarros“ angehört und es führt heute noch seinen Namen. Es war nämlich zu einem Hotel, oder besser

ausgedrückt zu einer: „casa de pupillos", zu einem Gasthause umgestaltet, wo Studenten wohnen. So ritt ich denn zuversichtlich in den Vorhof ein, obwohl ich kaum drei Realen in meinem Beutel hatte und bei dem Unwetter zu befürchten stand, daß mein Gepäck mit meinem Gelde erst Tags darauf eintreffen würde. . . Indessen muß ich gestehen, daß ich ein fühlendes Herz hier fand — denn meine blassen, verstörten Züge und mein regentriefender Aufzug rührte sofort das Herz der Wirthin, die nicht sich darum kümmerte, ob ich auch im Stande wäre, meine Zeche zu bezahlen. Sie führte mich unverzüglich in ein ziemlich sauberes Zimmer, in dem sie sofort eine Hängematte aufknüpfen ließ und keine fünf Minuten später, kam eine andere Person herein, die mir ein Paar Beinkleider, ein Hemd und Pantoffeln reichte, die ich dankbar annahm, damit ich mich umkleiden könne. Wer mir diesen Liebesdienst erzeigte, war aber kein Bewohner des Hauses, sondern ein gutherziger Nachbar, der meine Nöthen mir angesehen hatte, als ich vom Pferde gestiegen. Freilich war das Abendessen, das mir zu Theil wurde, nicht geeignet, meine Lebensgeister sehr zu kräftigen — denn es bestand bloß aus Eiern, Chokolade, Eingemachtem und Weißbrod — doch wußte ich mich zu bescheiden, gedachte ich doch, daß meine Reisegefährten noch sich durch die schlüpfrigen Wege mühsam durcharbeiten müßten — denn noch immer harrte ich ihrer vergebens! Als ich mich zur Ruhe begeben wollte, fand ich freilich, daß mein Anzug etwas zu kühl für die Nacht wäre, so daß ich die Wirthin um eine Wolldecke anging. Leider stand ihr aber keine Decke zu Gebote, so daß sie mir nichts Anderes zu reichen wußte, als eine Mantille, wie die Frauen dieser Gegend zu tragen pflegen. Was blieb mir anders übrig, als das Dargebotene mit Dank anzunehmen und so suchte ich mich, so gut es ging, darin einzuhüllen. Währenddem ich in diesem luftigen Carnevalskostüme in meinem Zimmer auf- und abging, um mich durch Gehen etwas zu erwärmen, fuhr mir ein guter Einfall in den Sinn, als mein Blick auf das große grüne Tuch fiel, das als Tischdecke diente. Rasch suchte ich die Schüsseln und Teller meines Abendmahls zu beseitigen — hüllte mich in die Tischdecke und stieg dann in meine Hängematte ein, in der ich bald den Schlummer fand, der mir warlich sehr erwünscht kam. —



Die Stadt Guatemala.

XII.

Guatemala.

Regenwetter — Das Plateau und die Stadt — Riesenvulkane — Ein gefährliches Fort — Die Straßen und die große Plaza — Oeffentliche Bauten — Die Cathedrale und ihre Schätze — Skulpturen und Malereien — Die Kirche Santo Domingo — Das Hospital und der Gottesacker — Begräbnißceremonien — Spanische Erinnerungen — Die Universität San Carlos — Alte Bücher — Eine mythische Akademie — Die Flora der Stadt — Glockenqual — Bräuche und Sitten — Die Serenos — Die Indianerinnen — Carrera — Das Gemetzel von 1840 — Das Plateau von Guatemala — Wassermangel — Wasserleitungen — Der Gartenbau — Das Leben der höheren Stände — Die Frauen — Nahrungsmittel und Lebensweise — Die Amerikanische Aloe — Der Pulque — Costüme — Mangel an Hotels — Gasthäuser zweiten Rangs — Erziehung und Demoralisation — Künste und Gewerbe — Handelszustände — Politische Lage — Rafael Carrera und sein Emporkommen — Eine Parallele mit Rosas — Eine verfehlte Audienz — Ein Ausflug nach dem stillen Meere — Morin und sein Geschick.

Erst in den Morgenstunden erschien Morin mit unseren Indianern, wo er mir dann seine Leiden erzählte, die er in der Nacht zu erdulden gehabt. Er hatte nämlich in einer Art Caravanserail übernachten müssen, wo Indianer und Gesindel aller Art vor dem Unwetter Schutz gesucht hatten und so muß ich gestehen, daß er nicht sonderlich gut auf Guatemala zu sprechen war. Freilich, wenn man Monate lang Beschwerden aller Art erlitten und im guten Glauben ist, daß man am Ziele seiner Mühen für das Erlittene Ersatz finden werde, so mußte es keine geringe Täuschung für uns sein, daß wir drei ganze Tage lang in unserer ärmlichen Herberge ausdauern mußten, denn so lange dauerte das Regenwetter an und dazu fanden wir Niemanden, der uns durch seine Unterhaltung irgend hätte aufheitern können.

Erst am vierten Tage wurde der Himmel insofern freundlicher, als die Sonne die bleiernen Wolken durchbrach, welche buchstäblich uns in beständige Dämmerung hüllten. Freudig begrüßten wir den Sonnenstrahl, denn mit ihm war uns die Freiheit wiedergegeben, um Land und Leute uns anzusehen.

Die Hauptstadt Guatemala — Quautemalan, wie die Indianer es schreiben — ist bisher zu dürftig geschildert worden, als daß ich nicht sie näher beschreiben sollte. Dadurch glaube ich grade den Europäern einen wesentlichen Dienst zu leisten, denn wie Viele haben sich nicht verlocken lassen, nach Guatemala zu ziehen, das ihnen als ein neues Eldorado gepriesen wurde, wo sie aber leider Enttäuschungen sonder Ende fanden. Nicht genug damit, daß ich hier fleißige Europäer fand, die ihre beschränkten Geldmittel bei der Kostspieligkeit ihrer Reise und ihres ersten Aufenthalts hier erschöpft, so mußte ich leider wahrnehmen, daß sie nicht einmal mehr Mittel finden konnten, um sich aus dem Elende herauszuarbeiten, so daß sie buchstäblich von den Launen der Eingebornen abhingen, denen man grade nicht nachsagen kann, daß sie durch Menschenfreundlichkeit hervorglänzen.

— Wenn man auf dem „Cerro de Carmen“ steht, einem Hügel, der sich nordöstlich der Stadt erhebt, und wo sich eine kleine Kirche befindet, die wohl das älteste Denkmal christlicher Baukunst hier ist, so hat man eine großartige Aussicht vor sich, die ich hier skizziren will. Das Plateau, in dessen Mittelpunkt dieser Hügel steht, ist ein sehr einförmiges und nacktes; jenseit der Stadt sieht man drei Riesenvulkane sich erheben, worunter der „Vulcan de Agua,“ oder Wasservulkan, der gegen acht Stunden von der Stadt entfernt liegen mag, wegen seiner symmetrischen Formen und seines großartigen Eindrucks am Bemerkenswerthesten ist. Weit geringeren Eindruck macht der „Volcan de Fuego“ oder Feuervulkan, der links vom Wasservulkan liegt und halb durch die Bergkette verdeckt liegt; bei alledem macht sein Gipfel, den meines Wissens kein menschlicher Fuß je betreten, einen ergreifenden Eindruck auf den Beschauer, denn fort und fort steigt eine Rauchsäule aus seinem Krater auf, die durch leuchtende Blitze unter Donnerbegleitung erhellt wird. Nach Südwesten hin erhebt sich der Vulkan Pacaya in die Lüfte,*)

*) Der Name dieses Vulkans ist einer Palme entnommen, der „Chamaedora

der freilich den anderen Vulkanen an Höhe nachsteht, an dessen Fuße sich aber eine andere Naturmerkwürdigkeit, nämlich der Schwefelsee von Amatitan befindet. Während der Regenzeit, die bekanntlich hier den Winter darstellt, sind diese Vulkane, die von einer Basis in die Lüfte steigen, die an und für sich schon 4000 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist, in Wolken eingehüllt, so daß ihre Gipfel dann kaum wahrzunehmen sind. Beim Eintritt der heißen Jahreszeit, wo die Atmosphäre die höchste Reinheit zeigt, treten die Umrisse dieser Vulkane in wunderbarer Klarheit hervor und sie machen dann einen wahrhaft überwältigenden Eindruck auf den Beschauer, wie sie sich in ihrer erhabenen Einsamkeit, gleichsam der Erde spottend, in die Lüfte erheben!

— Wie schon erwähnt, liegt die Stadt Guatemala in einer ganz offenen Ebene und wird nur durch ein kleines Fort, das den Namen: „El Castillo" führt, geschützt; es schien mir, daß das Fort eher dazu dienen könnte, den Aufstandslustigen der Stadt Respekt einzuflößen, als daß es stark genug wäre, einen eindringenden Feind abzuhalten. Da die Häuser niedrig gebaut, so sieht man von der Ferne aus Nichts als einförmige Dächerreihen, über die die Glockenthürme der Stadt und die Spitzen der Dome blos emporragen. Die Umgegend der Stadt trägt den Charakter der Verlassenheit und Oede, denn von Gärten und Pflanzungen findet man eben so wenig eine Spur, als Landhäuser und sonstige Bauten unsern Blick erfreuten. In den Vorstädten sieht man bloß Hütten mit Strohdächern, die durch Zäune oder freie Bodenflecke von einander getrennt sind. Erst wenn man die Vorstädte hinter sich hat, findet man breite Straßen, die mit musterhafter Regelmäßigkeit sich hinziehen, die bei der Architektur der Häuser eben so allgemein vorwaltet. Die Erfahrungen der letzten Jahrhunderte geboten nämlich, sich vor Erdbeben sicher zu stellen und so sind die Häuser der Stadt nie höher als 20 Fuß, so daß nirgends zwei Stockwerke sich hier

elatior Mart," die am Fuße des Vulkans in Masse wächst und deren saftige Blume zur Nahrung dient, so lange sie noch in ihrer Blumenscheide ist. Dieser Vulkan erhebt sich nur 7100 Fuß über den Meeresspiegel, während der Wasservulkan gegen 14,500 Fuß hoch ist und der Feuervulkan auf 13,900 Fuß Höhe geschätzt wird.

finden und die Hauptwohnung aus der Flur besteht. Die Fronten der Häuser sind dazu schmucklos, und nur mitunter findet sich ein schmales Trottoir, das dem Wanderer einige Erholung bietet, wenn er des abscheulichen Pflasters der Stadt müde geworden, das aus eckigen, unregelmäßigen Steinen zusammengeworfen ist. Im Centrum der Stadt liegt die große „Plaza," die ein ausgedehntes Rechteck darstellt von 625 Fuß Länge auf 535 Fuß Breite. Auf diesem Platze liegen zusammengedrängt die meisten großen Gebäude der Stadt: der Regierungspalast, in welchem früher der Generalcapitain der spanischen Krone wohnte, ferner das Cabildo oder Rathhaus, sowie der Palast des Gerichtshofs, wo die Archive der früheren Conföderation, das Gefängniß und selbst die Münze sich befindet. Alle diese Gebäude verdienen wahrlich nicht den Namen „Paläste," denn von architektonischem Werthe findet sich kaum eine Spur; sie sind in der Fronte durch eine Säulenhalle verdeckt und dazu so einförmig und niedrig gebaut, daß sie durchaus keinen Eindruck auf den Fremden machen. Auf der einen Seite des Platzes finden sich nur Privathäuser mit lauter Läden, während am Westende des Platzes die Cathedrale sich erhebt; im Mittelpunkte des Platzes erhebt sich ein Brunnen in der Form eines Oktogon's in schwerfälligem Stile, auf welchem einstens die Reiterstatue Carls IV. sich erhob, die unter der Aufregung des Befreiungskampfes zertrümmert wurde; von der Statue ist nur das Roß übrig geblieben, als sollte es Zeuge bleiben für die Nichtigkeit menschlicher Größe! Allerdings habe ich in künstlerischer Beziehung nur zu bedauern, daß das Pferd nicht das Geschick des königlichen Reiters getheilt hat! Damit ist der große Raum der Plaza aber nicht allein ausgefüllt, denn all über all sieht man lumpige Hütten, in welchen Töpferwaaren, Eisengeräthe aller Art, Aloefäden und sonstige Gegenstände des täglichen Lebensbedarfs feil geboten werden.

— Die Cathedrale zerfällt in drei Bogenschiffe und verdient von wegen ihrer Einfachheit und Eleganz Erwähnung; sie wurde im Jahre 1780 von einem italienischen Baumeister aufgeführt. Ihr großer Altar ist aus Holz geschnitzt, dazu vergoldet und entspricht ganz dem Charakter des Baues. Was meine Aufmerksamkeit vornehmlich fesselte, war eine große, geschmackvolle Silberlampe. Vergebens aber sah ich mich nach sonstigen heiligen

Schmucksachen um und ebenso wenig fand ich noch die sechs goldenen Leuchter vor, die ebenso trefflich ausgeführt, wie kostbar waren und von denen ich wußte, daß der Erzbischof Francisco Monroy sie der Kirche einst geschenkt hatte. Nach der spanischen Schilderung waren diese Leuchter 3 Fuß hoch und jeder hatte ein Gewicht von 256 Unzen reinen Goldes. Wie ich erfuhr, waren vier dieser Leuchter in der Nacht des 24. Juni 1815 geraubt worden, wohingegen die zwei übrigen Leuchter unter dem Vorwande der Staatsnothwendigkeit von Regierungswegen eingeschmolzen wurden. Die Cathedrale ist reich an Holzskulpturen, die mit dem Luxus der alten Missales bemalt und vergoldet sind und von denen Manche sehr erwähnenswerth sind. Unter Anderem muß ich die Gestalt eines sterbenden Sebastian hervorheben: die Haltung und der Ausdruck des Hauptes, das Spiel der Muskeln und die vollendete Anatomie des Torso deuten auf einen Künstler ersten Ranges. Zu meinem Befremden vernahm ich, daß diese Statüe von einem einheimischen Künstler herrührt, so daß wir annehmen müssen, daß sich dort eine tüchtige Schule gebildet, die aus eigner Inspiration entstanden. Innigste Frömmigkeit allein kann wohl Solchen, die von künstlerischem Gefühle durchglüht sind, es einst möglich gemacht haben, solche Werke zu produziren. Beiläufig bemerkt kann ich nicht umhin, daran zu erinnern, wie die Phantasie der Spanier Alles aufzubieten suchte, um das religiöse Gefühl in die höchste Spannung zu versetzen. Wo mit den Lichtern und Schatten bei der Skulptur das nicht zu erreichen ist, da ruft sie die Farben zu Hülfe, um die Effekte zu steigern und die Eindrücke möglichst zu vertiefen. Nur auf solchem Wege und durch solche Mittel war es möglich, Werke zu schaffen, wie Roldan, Montanes und Alonzo Cano geschaffen, Werke, die uns durch ihre Vollendung in Staunen versetzen. Solche Künstler konnten nur unter dem Schutze der Kirche sich entwickeln und einer Regierung, die solchen Ideen huldigte; sobald aber mit der politischen Revolution liberalere Ideen zur Geltung kamen und die religiösen Orden in Mittel-Amerika unterdrückt wurden, fand die Kunst keinen Impuls mehr und von Skulptur ist zu Guatemala heute Nichts mehr zu finden. Selbst die Malerkunst verdient kaum mehr Erwähnung hier und selbst für verwandte Künste und Gewerbe, wie die Goldschmiedekunst und

eingelegte Arbeiten finden sich kaum mehr Künstler, die darauf schließen ließen, daß man hier in der Blüthezeit der spanischen Herrschaft viel darin geleistet. Die Masse der Bilder, die ich in der Kirche sah, sind nur mittelmäßiger Art, wenn nicht geradezu schlecht zu nennen; doch muß ich eines Bildes Erwähnung thun, das Rosales einst gemalt, der unbestritten alle eingebornen Künstler überragte. In diesem Bilde mühte er sich ab, die Trauer der Engel uns vorzuführen in dem Momente, wo der Heiland am Kreuze gelitten! Allerdings war dies eine Aufgabe, die eines Raphael vielleicht würdiger gewesen wäre; denn wohl brauche ich kaum zu bemerken, daß der Künstler weit hinter seiner Aufgabe zurückgeblieben; die Perspektive dieses Bildes ist durchaus mißlungen und der Plan des ganzen Bildes muß uns ein Lächeln ablocken, wobei wir nur zu bedauern haben, daß einige gelungene Köpfe aus diesem Wust hervorstechen.

— Ferne liegt es von mir, hier eine Schilderung der übrigen 24 Kirchen folgen zu lassen, die für das religiöse Bedürfniß der Einwohnerschaft dienen. Ich gestatte mir so kurz als möglich die drei Hauptkirchen der Stadt, nämlich: Santo Domingo, La Merced und San Francisco zu beschreiben. Santo Domingo war die erste Kirche, die aufgeführt wurde, nachdem man den Ort der alten Stadt verlassen und im Jahre 1776 dann die neue Stadt aufführte.*) Die Façade ist mit Ornamentik überladen, die an die Rennaissance erinnert, wovon freilich die gelbliche Farbe des ganzen Baues sehr absticht, so daß man den lustigen Eindruck empfindet, als hätte man eine Kirche von Zuckerwerk oder Pastetenwaare vor sich; dabei will ich aber nicht verschweigen, daß das Innere der Kirche prunkvoll ausgeschmückt ist. Tritt man in die niedrigen Gewölbe ein, so wird man

*) Die erste Hauptstadt Guatemala, die von Alvarado einst gegründet worden, nämlich im Jahre 1541, ist durch Wasserfluthen zerstört worden, die den Krater des sogenannten Wasservulkans durchbrachen, an dessen Fuße die Stadt erbaut war; der Platz, wo die Ruinen der Stadt sich noch befinden, führt den Namen „Ciudad Vieja“ (alte Stadt). Die neue Stadt, die an deren Stelle gegründet wurde, war der Beschreibung nach sehr prachtvoll gebaut, wurde aber auch im Jahre 1773 zum größten Theile das Opfer eines Erdbebens, während die jetzige Stadt drei Jahre nach dieser Katastrophe aufgeführt wurde.

überrascht von den wuchtigen Pfeilern und der massiven Architektur, so daß man zu dem Schlusse kommt, daß ihr Erbauer von dem Grundgedanken geleitet wurde, die Kirche möglichst vor Erderschütterungen zu schützen. Unter den Bildern der Kirche muß ich zwei große Gemälde von Pontaza erwähnen, der wohl der letzte Maler ist, den Guatemala hervorgebracht. Der Vorwurf des Bildes stellt den Moment dar, wo die Mohamedaner in die Kirche von Sandomir einbrachen und zwar in dem Momente der Consekration der Hostie; das andere Bild stellt den Märtyrertod des heiligen Sadocetus und seiner Schicksalsgefährten dar und ich muß gestehen, daß die Composition beider Bilder nicht ohne Geschick ist, macht sie auch durch ihre Seltsamkeit einen sehr eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer. Ich muß hier hervorheben, daß die Skulpturen der Kirche einen besseren Geschmack verrathen, denn die Figuren haben durchgängig Ausdruck, muß man auch über die Naivetät der Haltung und die wunderlichsten Ausschmückungen lächeln; eigenthümlich ist, daß die Künstler in dem Geiste ihrer Zeit die barbarischsten Scenen sich zum Vorwurf nahmen, denn ich habe nirgendwo solche qualvoll hingemarterte Christusbilder wiedergefunden.

— Die Kirche La Merced ist hübsch und im spanischen Stile gebaut, läßt sich auch in artistischer Beziehung sehr viel gegen die massenhaften Thürme einwenden, die freilich dem Gebäude sehr viel Originalität verleihen. Das Innere der Kirche macht einen sehr günstigen Eindruck und das Licht fällt vom Dome aus auf den großen Altar, während die Andächtigen im tiefsten Schatten bleiben. In der letzten Kapelle findet sich ein sehr bemerkenswerthes Bildhauerwerk von Alonzo de la Paz, das Christus darstellt, wie er das Kreuz trägt; der Kopf ist ein Meisterwerk, das würdig der ersten spanischen Künstler ist. Unfern davon steht eine heilige Jungfrau von Chiquiniquira, die prunkvoll herausgeputzt ist, aber ein rabenschwarzes Gesicht hat; dieses Marienbild empfängt ausschließlich die Huldigungen der gläubigen Neger! Allerdings ist die San Franciscokirche oder das Pantheon die höchste von allen Kirchen der Stadt; leider aber bildet sie eine geschmacklose, disharmonische Baumasse, die keineswegs das Lob verdient, das manche Touristen ihr gespendet. Diese Kirche wurde im Jahre 1796 erst begonnen und soll über eine Million Dollar gekostet haben, was in

diesem Lande als eine ungeheure Summe gelten muß. Hervorzuheben bleibt mir nur noch, daß man von dieser Kirche aus die schönste Aussicht auf Stadt und Umgegend hat, die sich nur irgend finden läßt. Man bedenke wohl, daß alle diese Kirchen in der Hauptstadt eines Landes aufgeführt wurden, das im Vergleich mit Mexico und Peru nur als eine arme Colonie anzusehen ist und so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Liberalen, die nach blutigen Kämpfen im Jahre 1829 sich an die Gewalt geschwungen, nichts Eiligeres zu thun hatten, als die zusammengehäuften Schätze zu plündern. Mit der Aufhebung der Mönchsorden und der Verbannung des Clerus ging die Beschlagnahme ihrer Güter immer Hand in Hand und das Gold und Silber des Kirchenschmucks diente dazu, die Kosten des Bürgerkrieges mitzubestreiten. Die Cathedrale und die Kirchen San Domingo und La Merced sollen allein über 150,000 Dollar Schmuckwerth geliefert haben.

— Das Spital von Guatemala gereicht der Einwohnerschaft zu hohem Verdienste; denn es enthält gegen 200 Krankenbetten und nimmt Jeden auf, der seiner bedarf. Das Spital liegt im Ostbezirke der Stadt und mag, Dank frommen Vermächtnissen, wohl ein Einkommen von 18—20,000 Dollar haben, obwohl ein Theil der Unterhaltungskosten auch durch Steuerbeiträge bestritten wird. Freilich ließe sich für Ventilation und Beleuchtung der Krankensäle noch viel thun und ich muß gestehen, daß die Betten viel zu wünschen übrig lassen, denn Kranke und Verwundete sah ich auf bloßen Planken liegen.

— Erst im Jahre 1831 wurde durch einen Beschluß der gesetzgebenden Versammlung die alte Sitte abgeschafft, die Todten in den Kirchen beizusetzen und seitdem wurde der Gottesacker des Spitals zum allgemeinen Begräbnißplatz bestimmt. Dieser Gottesacker ist von hohen Mauern fast ganz umschlossen und diese Mauern dienen nach spanischer Sitte selbst als Begräbnißkammern, denn sie haben Zwischenräume, in welche die Särge hineingeschoben werden können und deren innere Oeffnungen dann auch zugemauert werden können. An der äußeren Mauer finden sich an der entsprechenden Stelle rautenförmige Inschriften, die dem Andenken der dort Begrabenen gewidmet sind; aus der Ferne sieht es komischer Weise aus, als wären hier Kartenblätter an die Mauern geklebt. Die Gruben, in denen die Masse

ihre Ruhe findet, werden alle zehn Jahre geleert und die Gebeine davon pyramidenförmig in den Winkeln des Kirchhofes gewöhnlich aufgehäuft. Als ich eines Tages in der Nähe des Gottesackers umherging, hörte ich mit einem Male eine muntere Musik aufspielen, als gelte es einem fröhlichen Feste. Zugleich bemerkte ich eine Gruppe junger Leute, die in ihrer Mitte eine blumenbedeckte Bahre trugen. Ich trat näher und wunderte mich nicht wenig ob der Heiterkeit der ganzen Gesellschaft, die so wohlgemuth war, als wäre sie zu einer Hochzeit geladen; unwillkürlich folgte ich dem Zuge, der an einem Grabe des Gottesackers Halt machte, wo die Bahre ihre Ruhestätte finden sollte. „Wen begraben sie denn hier?“ frug ich einen jungen Mann. Er sah mich staunend an, als begreife er meine Frage nicht; doch nur zu bald erinnerte ich mich eines Erlebnisses, das mir in Portugal begegnete und das hier wohl am Platze sein mag.

— Geraume Zeit ist es her, daß ich mich nämlich zu Villa-Real aufhielt, einem kleinen Hafen von Algarbien, von wo ich mich nach Guadiana einschiffen wollte. In einer Nacht wurde ich mit einem Male durch ein lärmvolles Conzert aufgeweckt, wobei es mehr als munter herging, denn man sang in einem fort, bis die Sonne aufging. Alles war zur Abfahrt bereit und unser kleines Schiff bereits außerhalb der Barre des Flusses angelangt, als mit einem Male der Wind umschlug und die Mannschaft es angemessen fand, ihr Frühstück, das aus Brod und Oliven bestand, einzunehmen, um eine günstigere Brise inzwischen abzuwarten. Da der Capitain mich einlud, daran Theil zu nehmen, so unterhielten wir uns über Mancherlei und ich verfehlte nicht, mich nach der Veranlassung des Lärms zu erkundigen, der mich nicht schlafen ließ.

— „Wie? entgegnete der Capitain, Sie wissen nicht, daß man ein Sterbefest gefeiert? Das Kind Ihrer Nachbarn war gerade gestorben.“

— „Eigenthümlich, rief ich verwundert aus, ist das bei Euch so Brauch, seinen Schmerz so kund zu geben?“

— „Señor, erwiderte der Capitain mit ernster Miene, ich weiß gerade nicht, wie es bei Ihnen Sitte ist, denn ich bin nie aus der Halbinsel herausgekommen. Wenn wir aber hier ein Kind verlieren, das noch nicht sein siebentes Jahr erreicht, so

freuen wir uns aufrichtig darüber, denn Gott hat dem Kinde damit Heil widerfahren lassen — dem Elend der Welt ist es dann enthoben und ohne Sünde kehrt es dorthin zurück, woher es gekommen!"

— Während der alte Seemann also sprach, wurde ich unwillkürlich ergriffen und ich dachte, daß er von der Wahrheit dessen, was er geäußert, tief durchdrungen sein müsse. . . . Wie konnte es auch anders sein, sah ich doch seinen verwitterten Zügen an, was er in seinem Leben schon gelitten! Und gedachte ich der jämmerlichen Lebensweise, mit der ein spanischer Seemann sich begnügen muß und der Gefahren, denen diese Küstenfahrer blosgestellt sind, so wunderte ich mich nicht drob, daß der Capitain zu den Pessimisten zählte. . . . In den Landen des spanischen Amerika ist der tiefere Grund solcher Freudenfeste ganz verloren gegangen und fragt man Creolen und Indianer, worüber sie sich denn eigentlich freuten, so wissen sie keine rechte Antwort darauf zu geben.

— Unter den öffentlichen Gebäuden dieser Hauptstadt muß ich auch des Universitätsgebäudes von San Carlos noch erwähnen, das freilich in einem sehr strengen Style gebaut, doch einen sehr gefälligen Eindruck durch seine harmonischen Formen macht. So viel ich erfuhr, wurde diese Universität im Jahre 1678 gegründet, ohne daß sie heute noch den Namen verdiente. Freilich findet sich dort noch eine Bibliothek von etwa 3000 Bänden, die zum größten Theile aus alten theologischen Werken besteht. Wie ich vernommen, war diese Bibliothek in Folge der Plünderung der Klöster sehr bereichert worden, obwohl die jetzige Regierung dies dadurch wieder gut zu machen suchte, daß die Klöster wieder in den Besitz ihrer alten Bücherschätze gelangt sind. Hierbei fand aber die Großmuth der Regierung ihr Bewenden, denn so viel ich weiß, sind blos die Bücherschätze wieder in die Hände ihrer rechtmäßigen Besitzer gelangt. In der Bibliothek findet sich eine höchst bemerkenswerthe Geschichte des Landes, ein Manuskript von Fray Ximenes, das vier starke Bände umfaßt.*) Hatte man mir auch die wunderbarsten Dinge über die

*) Fray Ximenes war ein hochverdienter Forscher, dem das Glück zu Theil geworden, daß Dr. Scherzer nach einer Abschrift, die er bei seinem Aufenthalte zu Guatemala davon genommen, seine Geschichte „des Ursprungs der India-

Reichhaltigkeit des anatomischen Museums versichert, so fand ich es kaum der Rede werth und ebensowenig Bemerkenswerthes bot mir das naturhistorische Museum und die sogenannte Akademie der schönen Künste, über die ich nichts Anderes zu sagen wüßte, als daß sie blos in der Phantasie derer bestehet, die Stadt und Land nie gesehen haben.

— Aus alten Schriften entnahm ich, daß sich im Jahre 1795 hier eine Gesellschaft gebildet hat, die sich das Ziel vorgesetzt, den Landbau zu heben und durch bessere Heranbildung der unteren Volksklassen der National-Industrie neuen Impuls zu geben. Welche Pläne faßte diese Gesellschaft nicht? Man wollte die Cultur des Cacaobaumes umgestalten, von den Maulbeerpflanzungen versprach man sich die großartigsten Resultate und man hatte selbst mit Erfolg Versuche mit dem Anbaue des Flachses gemacht! Jeder Tag ließ neue Projecte zu Tage treten und man hätte meinen sollen, daß Guatemala bald mit den Hauptstädten Europa's wetteifern könne, wo es nur dem Volkswohle galt. Es scheint aber, daß der Eifer der Gründer dieser staatsökonomischen Gesellschaft nur zu bald erkaltete, wozu freilich die beständigen Regierungswechsel und politischen Umwälzungen ihr gutes Theil mit beigetragen haben mögen. Was die Gesellschaft heute noch leistet, ist kaum mehr redenswerth, wobei ich nur erwähnen will, daß sie ein Bülletin über ihre Wirksamkeit regelmäßig veröffentlicht, das kaum Jemand mehr liest, obschon sie Preise für Industrie und Kunst zu vertheilen pflegt. Wie es aber damit beschaffen ist, mag aus der Thatsache hervorgehen, daß eine junge Dame einen Preis für ein gesticktes Taschentuch davon trug! Uebrigens unterhält die Gesellschaft noch eine Schule, in welcher die Elemente des Zeichnens, der Bildhauerkunst und der Mathematik gelehrt werden, zu deren Unterhalt eine Lotterie die Mittel liefert.

— Die Stadt Guatemala macht keinen freundlichen Eindruck und ich muß gestehen, daß die Einförmigkeit der Häuser im Verein mit der Stille und Oede der Straßen, wo sich

---

ner der Provinz Guatemala" nach einer Uebersetzung aus der Quichésprache im Jahre 1857 zu Wien erscheinen ließ. Ximenes hat eine Grammatik der Kachiquel-, Zutugil- und Quichésprache als Manuskript hinterlassen, die ebenfalls Gemeingut der gelehrten Welt zu werden verdiente.

nie ein Gefähr blicken läßt, das Gefühl einer Langweile hervorrufen, dessen der Fremde sich nicht erwehren kann. Nur ein Botaniker findet hier seine Rechnung, denn er weiß hier seine Zeit gut auszufüllen. Es war gegen Ende September, als ich nach Guatemala gekommen und da fand ich Gelegenheit, meine Kenntniß der Natur mannichfach zu bereichern. An den Mauern der Häuser beobachtete ich eine wunderschöne Varietät der blauen Sternblumen, eine Art Nicotina mit blasser röhrenförmiger Blumenkrone, die schönen rothen Blumen der Mirabilis Jalapa und eine prachtvolle die Mauern umschlingende Rankenpflanze, die „Ipomoea Villosa," die mit indianischen Nelken und den verschiedensten Arten von Solanaceae wunderbar verbunden war. An den Ufern der Wasser fand ich den Helianthus aquaticus, die rothe Oenethere und ähnliche Pflanzen, die selbst aus den Zwischenräumen der Pflastersteine hervorschießen, so daß das Pflaster an vielen Orten von Blumen überwuchert ist. Je weiter man aus dem Mittelpunkte der Stadt nach den Vorstädten kömmt, desto üppiger wird die Flora und hier bewundern wir baumähnliche Dahlien, die Datura, ferner die Ipomoea longistipulata, die Euphorbia pulcherrima und einen reizenden, blaufarbigen Convolvulus, der meines Wissens nie beschrieben worden. —

— Industrie und Handel haben wahrlich zu Guatemala nicht ihren Stapelplatz aufgeschlagen und das geschäftige Treiben des Handelsverkehrs sucht man hier vergebens, dagegen wird das Ohr des Fremden buchstäblich den ganzen Tag lang durch melancholisches Glockengeläute gequält; denn hört die eine Kirche auf, so fängt die andere an. Die Lebensweise der Bewohner hat auch wenig Verlockendes, denn sie begeben sich Abends früh zur Ruhe, um zu später Morgenstunde erst aufzustehen. Sollte man es glauben, daß die Straßen um 8 Uhr Morgens noch öde sind und daß vor 10 Uhr Morgens kaum das Krämergeschäft beginnt? Sobald die Abendstunde naht, werden die ausgestellten Waaren zurückgelegt und die Thüren hermetisch verschlossen, so daß man um 8 Uhr Abends nur noch den Nachtwächtern begegnet. Noch nicht lange ist es her, daß hier ein Corps „Serenos" als Nachtpolizei gebildet worden, denn vor dem Jahre 1841 waren die Straßen von Guatemala ebenso unsicher, wie es in der Havanna ausgesehen, bevor Tacon die Zügel führte. Die Straßen der Stadt sind jetzt gut beleuchtet und man kann sich

in den von der Polizei bewachten Stadtvierteln ganz ohne Scheu bewegen. Es kostete allerdings Mühe, bis die Bewohner der Stadt sich dazu verstanden, die mäßige Steuer zu zahlen, welche zur Besoldung der Nachtwächter dient.

— Das ergötzlichste Schauspiel für mich bot der Marktplatz, wo die Indianer aus der ganzen Umgegend ihre Waaren und Lebensmittel zu verkaufen kommen. Aus dem Norden bringen sie Holzkohlen, fettes Fichtenholz und eine Art wilder Pflaumen auf den Markt, welche bei den Indianern Jocote genannt werden, wovon das Dorf „Jocotenango" seinen Namen hat. Die Weiber von Chinauta bringen ihre Töpferwaaren, die sie täglich mühsam die steile Bergwand hinaufschleppen müssen, die das Dorf vom Plateau trennt. Von der Ostseite der Stadt her bringen die Indianer ihre Milch und die Früchte und Vegetabilien der gemäßigten Zone, während die tropischen Erzeugnisse, Zucker und Baumwolle und die Fische des Amatitansee's von Süden her kommen. Diese Produkte werden von den Indianern von Los Altos nach der Stadt gebracht und wie schon früher bemerkt, sind diese Indianer als die Intelligentesten von ganz Central-Amerika anzusehen. Man sieht es ihnen sofort an, denn aus ihrem mehr ovalförmigen Gesichte, das durch einen dichten Bart umsäumt ist, leuchtet Verstand hervor; dazu ist ihr Auftreten ein zuversichtliches und männliches, so daß sie den Indianern von Vera Paz überlegen sind. Unbestritten darf ich behaupten, daß diese Indianer zu den nützlichsten und fleißigsten Bürgern des Staates zählen. Sie fertigen selbst Käse und Wollenwaaren, ebenso Hüte und Petate's, die sie auf ihren Wanderungen aus Palmblättern zusammenflechten; auch Cacao bringen sie auf den Markt, den sie durch Tauschhandel aus Soconusco herbeischaffen.*) Hier sieht man, wie die Indianerin ihren Korb

*) Die drei Provinzen Totonicapan, Quesaltenango und Solola bilden die sogenannten Los Altos — die Hochlande — ein hochgelegenes, gebirgiges Land, das vor dreißig Jahren, wo die letzte Zählung stattfand, eine Bevölkerung von 210,000 Seelen zählte, wovon 140,000 etwa Indianischen Ursprungs waren, während die Uebrigen einer Mischbevölkerung von Weißen und Ladinos angehörten. Die Indianer sprechen den Quiché-, Mani- und Sauval-Dialekt. Die Hauptstadt Totonicapan liegt in der Provinz gleichen Namens und mag 20,000 Einwohner zählen. Die Stadt, rings um von Bergen umgeben, liegt auf einem hohen Plateau; das Klima ist ein kaltes und nasses und obwohl der

auf dem Kopfe, behenden Schrittes ihres Weges geht, während sie ihren Säugling mit der einen Hand auf dem Rücken festhält, wogegen sie mit der andern ein nacktes Kind mit fortzieht, das nie ein Wort der Ermüdung äußert. Manche dieser Indianerweiber wissen so rasch zur Stadt zu kommen, daß die Tortillas, die sie zum Markte bringen, fast noch rauchen, obwohl sie neun englische Meilen von Mixco herkommen. Erst gegen 11 Uhr Morgens zeigt der Markt volles Leben, denn um diese Stunde sind die Indianer vom fernsten Dorfe her in die Stadt gelangt. Um diese Stunde ist hier ein Lärm sonder Gleichen und des Geplauders und Feilschen's ist dann kein Ende. Als ich dieses Treiben mir ansah, hörte ich auf ein Mal die Trommeln wirbeln, die Soldaten des Wachthauses sprangen auf mit ihren Flinten und stellten sich in Linie auf. Ich wußte nicht, was das bedeuten solle, als ich mit einem Male einen Mann von mittlerer Größe langsam den Bogengang durchwandern sah, der nach dem Regierungspalaste führt. Es war der Präsident Rafael Carrera, der noch ziemlich jung schien, wie sein kohlschwarzes Haar und seine Züge vermuthen ließen. Kaum brauche ich daran zu erinnern, daß Carrera der gewaltige Indianer ist, dem es gelungen, die Herrschaft an sich zu reißen, und die Macht der Spanier hier zu brechen! Nach seinem Aeußern zu schließen, scheint er nicht viel auf Prunk zu geben, so einfach war er gekleidet; still ging er seines Weges, den Blick vorwärts gewandt als fixire er den Boden, was wohl nicht ohne Absicht war, denn er erwiderte nicht die Grüße derer, denen er begegnete. Sein Gefolge bestand aus Personen, die man für Lakaien hätte halten sollen, so demüthig geberdeten sie sich; wie ich aber erfuhr, waren es die Adjutanten Seiner Excellenz, die sich zu Allem von ihm brauchen lassen.

— Wie schon angedeutet, ist der Markt von Guatemala wohl versehen mit Vegetabilien, die den verschiedensten Klimaten

Boden nur mittelmäßig ist, so wissen die Bewohner durch ihren Fleiß dem nachzuhelfen. Hauptsächlich wird hier Waizen, Kartoffeln und sonstige Produkte der gemäßigten Zone gezogen. Quesaltenango liegt am Fuße eines Vulkanes, der im Jahre 1758 zuletzt gewüthet. Hier ist die Temperatur wohl niedriger als in irgend einem andern Theile Central-Amerika's, denn mitunter fällt hier auch Schnee, der aber nicht liegen bleibt. In dieser Provinz wird viel Waizen und Mais gezogen. Auch die Schafzucht gedeiht hier sehr.

angehören; allerdings giebt es hier nur wenige Europäischen Früchte, die dazu nur von geringerer Qualität sind. Der Indianer kennt ihren Ursprung kaum und verkäuft sie, wie er sie findet. Lustig war es anzusehen, wie die Indianer in kleinen Buden sich zusammenfinden, um ihr frugales Mahl einzunehmen. An der gewohnten Tortilla fehlt es dann natürlich nie; dazu lassen sie sich ihren Napf oder eine Calabasse mit ihrer rothen Suppe füllen. Für einen Cuartillo (3 Cents) bekommen sie nämlich eine Portion dicker, rother Suppe, die aus Mais, Pfeffer und Stückchen Tortilla's besteht. Dieses Nationalgericht, das hier „Pulique" heißt, mag an und für sich für unseren Gaumen nicht verlockend sein, noch weniger aber die Art und Weise, wie es den Indianern gereicht und zubereitet wird. Als ich nämlich eines Tages von einem Platzregen überrascht wurde und ich in einem der Bogengänge der Plaza Schutz vor dem Regen suchte, wollte ich mir doch ein Mal eine solche Eßbude der Indianer näher ansehen; ich trat in die Küche einer alten Mulattin, die ganz wie ein Affe neben einem Ofen hingekauert saß, auf dem drei irdene Töpfe standen. Sobald ein hungriger Indianer eintrat, zog sie aus einem Korbe ein großes Platanenblatt, griff dann mit ihrer runzeligen Hand in einen Topf und warf den dampfenden Brei auf das Blatt, dem sie eine kleine Portion Bohnen zufügte und schließlich tauchte sie dann dieselbe Hand in den dritten Topf, aus dem sie die Pfeffersauce hervorlangte. So war denn das gutgewürzte Pulique fertig und darf ich nach dem Andrange der Kunden schließen, so galt die Mulattin als eine Kochkünstlerin ersten Ranges auf dem Markte. Hier und da sah ich auch Riesen-Sonnenschirme, die mit Palmblättern überzogen sind und die zum Beschatten der Buden dienen, wo Säfte, Tiste, und sonstige erfrischende oder kräftigende Getränke verabreicht werden. Der Anblick des Marktplatzes ist überraschend genug für den Fremden; dort in der Ferne sitzen ganz nackte, kupferfarbige Indianer auf den Kirchtreppen hingekauert, um ihr Maisfrühstück einzunehmen; es sind Indianer der Tierra caliente, die einen zigeunerartigen Eindruck auf uns machen. Unfern davon sitzt eine andere Gruppe von sogenannten Sambos, Mischlinge der Indianer- und Negerrace, die an ihrer schmutzigen Gesichtsfarbe bei funkelnden Augen und krausem Haare zu erkennen sind. Sie stehen im schlimmsten Rufe, sind blutdürstigen Na-

turells und haben keinen Begriff von Moral und Rechtlichkeit. Die Bewohner von Palin und Jocotenango sind leicht an ihren weißen baumwollenen Beinkleidern zu erkennen, die kaum bis zu den Knieen reichen; eine Sitte, die ihnen wahrscheinlich von den Spaniern überkommen, die die alten Bräuche der Mauren, wenn es ihnen bequem war, beizubehalten pflegten. Etwas weiter ab sieht man Ladinos im Schatten der Säulenhallen lagern, die den Eindruck von Lazzaroni machen und sich dabei an Eingemachtem gütlich thun. Man sieht ihnen an, daß sie ihr Tagewerk vollbracht und wieder froh sind faullenzen zu können; diese Menschen arbeiten nur dann, wenn sie müssen! Noch muß ich der eigentlichen Bewohner der Stadt erwähnen, die in Kleidung und Manieren kaum den Städter verrathen; sie gehn immer in rundgeschnittenen Jacken und verbarrikadiren sich in ihren Läden als hätten sie täglich das Einschleichen von Dieben zu befürchten. Kaum sollte man es aber glauben, wenn man diese Leute ansieht, welchen Dünkel sie noch im Kopfe tragen; sie bilden sich etwas darauf ein, daß sie spanisches Blut in ihren Adern haben und wehe dem, der es unterläßt, ihnen ihren Dontitel zu versagen. Kein adelsstolzer Junker würde sich wilder geberden, als diese verkommenen Enkel spanischer Helden!

— Hier mag es am Orte sein, an eine blutige Episode der Vergangenheit zu erinnern, die gerade sich auf dieser Plaza am 19. März 1840 aufspielte. General Morazan, der an der Spitze der liberalen Partei stand, hatte nämlich einen glänzenden Handstreich durchgeführt, indem er in das Innere der Stadt gedrungen und den Marktplatz besetzt hielt. Nur zu bald sollte er aber die Erfahrung machen, wie falsch er die Macht seiner Gegner geschätzt, denn er fand sich bald von den überlegenen Streitkräften Carrera's umzingelt. Nachdem er den Angriff Carrera's glänzend zurückgeschlagen, blieb ihm kein anderes Mittel mehr übrig, als mit seinem Hauptcorps sich verstohlener Weise in der Nacht aus der Stadt zurückzuziehen und um den Feind zu täuschen, ließ er eine Abtheilung von 200 Mann zurück, die den Feind in Schach halten sollten, indem sie die Nacht über ihr Feuer unterhielten. Erst als es heller Tag geworden, sah Carrera ein, wie er überlistet worden und in seiner Wuth ließ er die Plaza von allen Seiten erstürmen, wo dann der Rest der Kämpfer vergebens um Gnade flehte; sie wurden sammt und

sonders niedergemacht, obwohl sie die Waffen gestreckt. Nicht genug damit wurde dem Commandanten der unglücklichen Truppe noch ein schreckliches Loos zu Theil. Gefangen genommen wurde er vor Carrera und dessen Trabanten Paiz geführt, der das Gemetzel angeordnet hatte. Als er vor ihnen erschien, fielen sie beide über ihn her, schlugen ihn mit ihren Säbeln zu Boden und ließen mit ihren Pferden ihn zu Boden stampfen! . . . Jammernd flehte er vergebens, daß man ihm den Todesstoß gebe, bis der blutdürstige Paiz sich endlich seiner erbarmte und einem seiner Gesellen die Lanze reichte, mit der ihm der Gnadenstoß in die Brust versetzt wurde.

— Nicht ist hier zu übergehen, daß das Plateau von Guatemala auf seiner Oberfläche durchaus kein Wasser besitzt, was eine natürliche Folge seiner geologischen Gestaltung ist. Man bedenke nur, daß die vulkanischen Stoffe, aus denen der Boden meist besteht, die Thalgründe in einer Tiefe von 950—1600 Fuß ausgefüllt, so daß nur die mittleren und höher gelegenen Schichten der Berge erkennbar sind. Die Folge davon war, daß die Ströme, die auf die ausgeworfenen vulkanischen Stoffe Jahrhunderte lang eingewirkt, ihr Bett tief unter diese künstlichen Schichten hineingegraben, bis sie den ursprünglichen Boden erreicht und so erklärt sich denn auch, wie diese Riesenschluchten entstanden, die zwischen dem 14 und 16 Grade der Breite diesen Landen eigen sind. Um nun mehr die Stadt mit Wasser zu versehen, war die Nothwendigkeit hervorgetreten, zwei große Wasserleitungen zu erbauen, die bis zu den Quellen der Flüsse Pinol und Mixco reichen, die drei Stunden südlich liegen. Diese Wasserleitungen versehen nicht nur die städtischen Brunnen und Waschbehälter mit Wasser, sondern befriedigen auch das Bedürfniß der Privathäuser, deren Bewohner je nach ihrem Bedarf dafür zu zahlen haben. Freilich ist dieses Wasser nicht rein und muß filtrirt werden, bevor es getrunken wird. Das überflüssige Wasser fließt durch die Straßen, deren Abhänge auffallender Weise nach dem Mittelpunkte der Stadt zusammenlaufen, so daß hier alle Abfluß-Canäle zusammenströmen. Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn manche Geographen uns glauben machen wollen, als rieselten Süßwasserbäche durch die Hauptstraßen der Stadt!?

— Was ist die Folge dieser Uebelstände? Sobald das geringste Hemmniß eintritt, werden die niederen Theile der Stadt

überfluthet und bilden dann stehende Wasserpfuhle, die einen unerträglichen Gestank verbreiten. Freilich wissen die wenigen Ackerbauer der Umgegend den Schlamm als schätzbares Material zur Befruchtung ihres Bodens zu verwerthen. Verstände man sich hier besser auf den Landbau, so ließe sich dieser Schlamm besser verwerthen. Beiläufig bemerkt, steht der Grund und Boden in der Nachbarschaft der Stadt ziemlich hoch im Preise und man zahlt zwischen 20—40 Dollar für den Morgen. Gegen 40,000 Morgen werden künstlich bewässert und geben hinreichenden Ertrag.

— Das Material, das in der Stadt Guatemala zu Bauten verwandt wird, besteht meist in einer Art von verhärteter Thonerde; es ist eine Art von Puzzolana, die in unregelmäßigen, gegen 3 Fuß im Quadrat haltenden Blöcken geliefert wird, die mit der Zeit eine große Härte gewinnen. Diese Blöcke werden mit Mörtel verbunden und die Mauer dann übertüncht und geweißt. Der allgemeine Charakter der Architektur entspricht ganz dem des südlichen Spaniens, wo die Mauren in Sitten und Bräuchen unvergängliche Spuren zurückgelassen. Jedes Haus liegt hier auf einem etwas erhöhten Rechteck und besteht aus einem Hofe in der Mitte, um den ein Corridor läuft, auf den alle Zimmer des Hauses hinauslaufen. Allerdings ist diese dem Orient entlehnte Bauweise sehr gefällig für das Auge, doch läßt sich nicht verschweigen, daß dadurch die Zimmer des Hauses durchgängig zu wenig Licht erlangen und überhaupt der Raum zu mangelhaft benutzt ist. Hinzufügen muß ich, daß die Thüren der Zimmer ohne alle Symmetrie hier sind, daß die Scheidewände sehr dürftig angelegt sind und daß es den Fenstern selbst an guten Scheiben fehlt: mit einem Worte, der Fremde überzeugt sich bald davon, daß das Leben hier ein sehr verschiedenes von dem unsrigen ist. Obwohl man seit geraumer Zeit angefangen Mobilien aller Art und Luxusgegenstände massenhaft aus Europa einzuführen, sind die einheimischen Gewerbe und Künste weit hinter dem Auslande zurückgeblieben, denn trotz der fremden Muster ist Alles, was hier verfertigt wird, geschmacklos und plump!

Uebrigens finden sich hier ganz tüchtige Maurer und ziemlich geschickte Tischler. Was aber viel zu wünschen übrig läßt, ist die Bedachung der Häuser, so daß man zu dem Schlusse be-

rechtigt ist, daß die Dachdecker wenig von ihrer Kunst hier verstehen. Die meisten Häuser der Hauptstadt haben Gärten innerhalb ihres Hofes, die eigenthümlicher Weise durch Mauerwerk in Abtheilungen geschieden sind. Unter einem so milden Himmel, wie hier vorherrscht, müßte die Blumenkultur und überhaupt die Gartenkultur den angenehmsten Zeitvertreib bilden; denn man braucht nicht in die benachbarten Wälder und Berge zu schweifen, um den schönsten Blumen zu begegnen; die Orchideae gehören bekanntlich zu den schönsten Pflanzen dieser Gegend und könnten mit geringer Mühe und Kosten in den seltensten Varietäten gezogen werden, was freilich nicht in der Neigung der spanischen Race liegt. Wir bedürften der stärksten Reizmittel, um sie aus ihrer angebornen Indolenz und Trägheit zu erwecken und so überrascht es mich kaum, daß die Gartenkultur hier durchgängig sehr vernachlässigt wird und den Fremden hier ganz gleichgültig lassen muß.

— Ueberhaupt führen die Einwohner von Guatemala ein ungemein einförmiges Leben und es muß jeden Fremden Wunder nehmen, wie in einer Hauptstadt, deren Bewohner sich sogar auf ihre vermeintliche Bildung etwas zu gute thun, es so wenig Gelegenheit giebt, sich das Leben angenehm zu machen; Bälle und Conzerte gehören hier zu den Seltenheiten, was weit mehr aus dem Naturell der Einwohnerschaft, als aus anderen Ursachen fließt. Anfangs glaubte ich, daß der politische Zwiespalt des Landes die Hauptursache abgäbe, was sich aber bei näherer Beobachtung als grundlos erwieß. Die wohlhabenden Classen der Einwohnerschaft bestehen zumeist aus Handeltreibenden, die mit ihrem Vermögen sehr Haus halten und sich wenig um Neuigkeiten kümmern; denn den größten Theil des Tages verbringen sie in ihren Geschäftslokalen und die Abendstunden selbst arbeiten sie fort, um ihre Bücher in Ordnung zu bringen. Mir kam es vor, als fänden sie ihre Glückseligkeit nur darin, blos Geld zu sammeln und darum fürchten sie Alles, was dazu führen könnte, ihren Erwerb zu kümmern. Nicht will ich grade damit gesagt wissen, als wären sie allen Nationalgefühles baar oder als hätten sie gar keinen Ehrgeiz; doch scheint es mir, als wiege bei ihnen die Rücksicht auf ihr Interesse in Allem vor, denn in schwierigen Zeitläufen suchen sie sich eher zu vergleichen, als ihr Recht mit Nachdruck zu verfechten. Uebrigens wird der Fremde

bald hier gewahr, daß ihre höflichen Redensarten und Complimente so wenig aufrichtig gemeint sind, wie ihre Betheuerungen innigster Theilnahme, denn wenn sie dem Fremden ihr Haus und ihren Credit zu Gebote stellen, so hat man höchstens ein Glas Wasser oder bestenfalls eine Cigarre zu erwarten!

— Den Frauen von Guatemala fehlt es nicht an persönlicher Anmuth, worunter ich nur jene Frauenzimmer verstehe, die zu den besseren Klassen zählen. In geistiger Beziehung darf man freilich nicht zu viel erwarten, denn läßt es sich auch nicht verkennen, daß es ihnen an natürlichen Anlagen nicht gebricht, so ist ihre geistige Bildung doch eine sehr beschränkte. Als junge Mädchen verbringen sie ihre Zeit mit Clavierspielen und Sticken und erscheinen selten an öffentlichen Orten. Als Hausfrauen wissen sie ihre Pflichten wahrzunehmen und scheinen aus ihrem häuslichen Kreise ungern herauszutreten, denn es kam mir vor, als wenn sie die Gesellschaft fremder Damen zu meiden suchen. Möglich, daß die ungezwungenen Manieren der Ausländerinnen und deren höhere Bildung ihnen nicht zusagen, um so weniger als sie deren Ueberlegenheit in Gesellschaft anerkennen müßten. Mit einem Worte die gesellige Bildung der Bevölkerung steht noch in ihren Anfängen. Im Charakter der Bevölkerung spiegeln sich die kleinlichsten persönlichen Interessen, was mit der Beschränktheit ihres geistigen Gesichtskreises auf ihr ganzes Benehmen und Gebahren seine Schatten wirft. —

— Es bedarf keines langen Aufenthaltes in Guatemala, um sich davon zu überzeugen, daß die Einwohnerschaft der Stadt nur durch religiöse Feste aus ihrer gewohnten Apathie geweckt werden kann, wohlverstanden, wenn nicht gerade ein neuer politischer Umsturz in der Luft schwebt. Man braucht blos einen Blick auf die vielen Klöster und Kirchen zu werfen, um den Beweis zu haben, daß das Volk hier von den Priestern vordem factisch beherrscht worden und daß deren Einfluß heute noch ein übermächtiger ist. Vor einem halben Jahrhundert noch war jeder Bürger Mitglied einer religiösen Genossenschaft und bei den Prozessionen fehlte Niemand, denn Jeder schloß sich der Fahne seiner Congregation an. Erst mit der Revolution von 1829 wurde dem Einflusse der Priester und Mönche ein ernster Schlag versetzt und haben auch bei den späteren politischen Umwälzungen die religiösen Körperschaften einen Theil ihrer früheren Privile-

gien und Freiheiten zurückerlangt, so fehlt aber viel daran, daß sie über ihre frühere Macht noch verfügten. Allerdings durfte man noch im Anfange dieses Jahrhunderts die Stadt Guatemala mit einem großen Kloster vergleichen, denn die Wohnungen selbst machten den Eindruck von Zellen und so darf es nicht befremden, daß noch heute der Einfluß der Priesterschaft uns auf Schritt und Tritt bemerklich wird, während die Einwohnerschaft durchgängig an ihren religiösen Bräuchen noch immer fest haftet. Bei religiösen Festlichkeiten tritt dies recht lebhaft hervor. Wohl ist man berechtigt, zu behaupten, daß die vielen Festtage ihr gutes Theil dazu beitragen, den Hang zur Trägheit hier zu nähren. Man braucht nur ein Paar Tage zu Guatemala zu verweilen, um zu merken, welche leidenschaftliche Freunde die Bewohner vom Glockengebimmel und allem erdenklichen Lärm sind. Gilt es irgend ein Heiligenfest zu feiern, dann sind Böllergetöse und Indianische Musik eine wahre Qual für das empfindsame Ohr eines Europäers. Ohne lärmvolle Ceremonien kann das Volk einmal seine Feste hier nicht feiern, so wenig auch das religiöse Gefühl eines Europäers dabei sich erbauen kann!

— Vielleicht mag es dem Leser nicht überflüssig erscheinen, wenn ich über die sonstige Lebensweise, über Trank und Speise der Einwohnerschaft mich etwas näher auslasse. Bei dem Klima von Guatemala kann es nicht Wunder nehmen, daß das Volk hier sich so ziemlich nach den Bräuchen des spanischen Amerika richtet. Eigentlich nimmt man hier drei kräftige Mahlzeiten zu sich, denn das Frühstück wird um 9, das Mittagsessen um 2 Uhr Nachmittags und das Abendmahl zwischen 8 — 9 Uhr genossen. Das Frühstück und Abendessen besteht meistens aus Chokolade und Kaffee, was aber mit dem üblichen Bohnengerichte, mit gesottenen Eiern und bei der besseren Klasse gar mit einer Schüssel gebratenen Fleisches verbunden ist. Das Hauptmahl des Tages stellt aber das Diner dar, wobei nach der Suppe die altspanische „Olla" mit ihrer Begleitung von Vegetabilien und Früchten servirt wird. Es bedarf wohl keiner Schilderung dieses Nationalgerichts, das ein Mischmasch der verschiedenartigsten Fleischarten und Vegetabilien darstellt. Es kam mir vor, als mische man zur Olla selbst die unreifen Maisähren; Bananen und Früchte jeder Art werden dazu gehackt. Der Gaumen der Einwohnerschaft ist den Süßigkeiten nicht abhold, denn eine

süße Speise bildet den Schluß des Diner's: ein Reispudding ist ganz gewöhnlich und Eingemachtes und sonstige Süßigkeiten bilden den Schluß. Uebersehen darf nicht werden, daß Früchte aus Gesundheitsrücksichten nie unmittelbar nach der Mahlzeit genossen werden, sondern nur in der Zwischenzeit der Mahlzeiten, wie es überhaupt im ganzen spanischen Amerika Brauch ist.

— Waizenbrod wird hier allgemein gegessen und selbst der Aermste kann es nicht entbehren; Wein aber ist ein Luxusgegenstand, den nur der Reichste sich gestatten darf. Manche pflegen gegen Mittag sich an dem Indianertrank, dem sogenannten „Tiste" gütlich zu thun, das aus gedörrtem Mais, Cacao, Ingver und Zucker bereitet wird. Diese Gegenstände werden nämlich gepulvert und mit Wasser gemischt. In einem Klima, wo Stimulantien zur Erhaltung der Gesundheit Noth thuen, ist dieses Getränk nicht zu verachten. In der hiesigen Küche wird viel Speck verwandt und so steht die Schweinezucht in hoher Blüthe. Die Kochkunst ist hier eine sehr einfache und kennt wenig Abwechslung. Am Nationalgericht, den sogenannten „Frijoles" oder schwarzen Bohnen isset man sich hier nie müde, denn bei Reich wie Arm erscheint es täglich zwei Mal auf dem Tisch, und beim Frühstücke oder Abendessen fehlt es nie! Diese Bohnen werden mit feinen Schnittchen Zwiebeln und einem Löffel voll Speck verbunden und über einem langsamen Feuer geschmort und so einfach dies auch scheinen mag, so behaupten die Feinschmecker, daß selbst der beste europäische Koch es dem Indianer hier nicht nachmachen kann. Sie behaupten „Frijoles" zu bereiten, wäre ein angebornes Talent, was denn in manchen vornehmen Häusern einer alten Indianerin obliegt, die Dezennien lang die Familie mit ihrem Leibgericht beglückt.

— Selten scheint man hier im Haushalte an den folgenden Tag zu denken, denn Vorräthe einzulegen kennt man hier nicht. Man darf wohl sagen, daß die Leute hier von der Hand in den Mund leben, denn Morgens kaufen sie erst das Nöthige für den Tag ein, gleichviel ob es Zucker oder Salz, Brod oder Kohlen sind. Allerdings kann man zu Guatemala zu billigen Preisen sich alle Lebensbedürfnisse verschaffen; Ochsenfleisch und Hammelfleisch von bestem Geschmack ist wohlfeil, Schweinefleisch ist im Ueberflusse vorhanden und nur das Brod ist mangelhaft. Freilich hat man bei Vegetabilien nur geringe Auswahl und Wild

ist nur selten hier zu finden, noch seltener aber Fische, die zu keinem Preise hier aufzutreiben sind. Um auf die Vegetabilien zurückzukommen, so scheint man hier keine Ahnung davon zu haben, wie leicht es wäre, durch Kunst und Pflege die besten Vegetabilien und Früchte hier zu produziren. Die einheimischen Vegetabilien, die auf den Markt kommen, wachsen wild, während ich die Bemerkung machte, daß die aus Europa eingeführten Vegetabilien gerade durch den Mangel sorgfältiger Kultur bald ihre ursprünglichen Eigenschaften hier verlieren und ausarten. Der Waizen gedeiht auf diesem Tafellande, das 5—7000 Fuß sich über die Meeresfläche erhebt, wohingegen in den tieferen Niederungen der Halm freilich sehr kräftig wird, dabei aber der Körnerertrag nur gering ausfällt. Bekanntlich wurde der Waizen bei der Eroberung dieser Länder von den Spaniern in Guatemala und Mexico erst eingeführt, wobei aber nicht zu verkennen, daß derselbe hier sehr entartet ist, was wohl verhütet worden wäre, wenn man neues Saatkorn aus Spanien häufiger eingeführt hätte.*) Das Mehl wird hier in der rohesten Weise zermahlen und wird in diesem Zustande dem Bäcker geliefert, der selbst die Kleien ausscheiden muß. Würde man hier die gewöhnlichste europäische oder amerikanische Mahlmühle einführen, wobei man durch ein Turbinrad die Wasserkräfte der nahen Bäche benutzen könnte, so wäre dies eine Spekulation, die sich gut bezahlt machen würde; jedenfalls wäre dies eine Aufgabe, die der Staatsökonomen der Stadt würdiger wäre, als die pomphaften Phrasen, mit denen sie ihre wissenschaftliche Blöße vergebens verhüllen. Beiläufig bemerkt, wird das Brod hier nicht nach Gewicht verkauft, sondern laibweise. Ist das Mehl theuer, so ist das Brod klein, ohne daß man sagen könnte, daß der wohlfeile Preis auf die Größe des Laibs so einwirkte, wie es sich gebührte.

— In Guatemala hatte ich keine Gelegenheit ansehnliche Pflanzungen der „Agave americana" — der amerikanischen Aloe — zu beobachten, von welcher Pflanze die Eingebornen Mexico's

*) Der Waizen wurde um das Jahr 1530 in Mexico eingeführt und zwar, wie ich gelesen, fand einer der Neger von Cortez in den Reissäcken, die den Truppen nachgeführt wurden, wenige Waizenkörner, die mit einem solchen Erfolge hier gepflanzt wurden, daß die Waizenkultur daher datirt.

das berauschende Getränk bereiten, das als „Pulque“ bekannt ist. In früherer Zeit hatten die Indianer von Almolonga und San Gaspar das Vorrecht, die Hauptstadt mit Pulque zu versehen. Man überließ sich aber dem Genusse dieses berauschenden Trankes mit solcher Leidenschaft, daß ein Bischof dessen Bereitung unter Excommunikation verbot und die Folge davon war, daß die Pulquefabrikation sich hier ganz verloren. Bezüglich dieser Aloe habe ich noch hervorzuheben, daß sie erst nach einem Wachsthum von 8—15 Jahren zu blühen anfängt. Sobald der Stengel emporzuschießen beginnt, pflegt man hier die Centralblätter, die die Knospen umschließen, herauszuschneiden, wodurch ein freier Raum gewonnen wird, der sich rasch mit dem aufsteigenden Safte füllt. Hindurch bildet sich eine Art vegetabilischer Brunnen, den man gegen drei Monate lang täglich drei Mal entleeren kann. Je nach der Qualität des Bodens kann eine einzige Pflanze zwischen 120—200 Gallonen Saft in dieser Zeit liefern, ein Saft, der nach seiner Gährung im höchsten Grade berauschend wirkt. Allerdings stirbt die Aloe ab, wenn man jene Ausschneidung durchgeführt hat; die Fortpflanzung der Pflanze leidet aber keinen Schaden, insofern die Wurzelsprossen wieder lebensfähig aufschießen. Auffallender Weise hat man in Algerien nicht daran gedacht, Pulque zu bereiten, denn die amerikanische Aloe ist dort seit ein Paar Jahrhunderten eingeführt und gedeiht ganz wild in der üppigsten Entfaltung.

— Wie verschieden auch die Racenunterschiede der Bevölkerung hier sind, läßt sich kaum sagen, daß unter diesem so verschiedenartigen Völkergemische ein einziges malerisches Costüm zu finden wäre. Die Männer kleiden sich hier ganz nach Europäischer Weise und da das Klima ein so veränderliches ist, so wechselt ihre Kleidung je nach der Witterung; Baumwollen- und Linnenstoffe trägt man in den heißen Tagesstunden und sobald das Wetter umschlägt, muß man sich in Wollenstoffe hüllen. Wie oft sah ich nicht Leute vom Kopf bis zum Fuße in Nanking gehüllt, die in den Abendstunden sich nur in einem blauen Wollmantel noch hinauswagten! Was die Frauen anlangt, so tragen sie noch immer die altspanische Mantilla, die bei festlichen Anlässen nie fehlen darf. Nur zu bedauern ist, daß diese so anmuthige Tracht von der Pariser Mode auch hier bald verdrängt

werden wird, — denn unwillkürlich ahmen die hiesigen Damen den Ausländerinnen nach, die gelegentlich hier erscheinen. —

Die Kleidung des Volkes ist die einfachste von der Welt; die Männer tragen nämlich eine Art Jacke von dichtem Wollenstoff hiesigen Fabrikats, dazu Beinkleider von reinem Baumwollenstoff — einen Palmblätterhut, der mit Wachsleinwand überzogen ist, und dazu eine „Sarape" in den verschiedenartigsten Farben, die den mexikanischen „poncho" hier vertritt! Wer in Mexico gewesen, der weiß, daß der „Poncho" einen Wollenlappen darstellt, der als Mantel dient, insofern ein in der Mitte ausgeschnittenes Loch den Kopf durchstecken läßt! Das Costüm der Frauen aus dem Volke hat durchaus nichts Bemerkenswerthes, insofern es blos den Bedürfnissen dient. Die Indianerinnen sind so naturgemäß gekleidet, daß man meinen sollte, sie wären aus dem Paradiese entsprungen; denn ihr ganzes Costüme besteht darin, daß sie blaues Baumwollenzeug um die Hüften geschlungen tragen: — eine Variation des Feigenblattes! Mitunter tragen sie bei festlichen Gelegenheiten auch ein kurzes, weißes Hemd, selbst mit Stickereien und Spitzen besetzt, wenn sie die Mittel gefunden, um die Kosten zu bestreiten. Ihr Kopfputz ist ganz eigenthümlicher Art: — mit rothen Stricken zusammengehalten, schließt sich das Haar um die Schläfen, wo es zu beiden Seiten eine Krone bildet.*)

— Beiläufig bemerkt, giebt es auch hier eine Arena für Stierkämpfe, deren Ertrag, zwischen zehn bis zwanzig Tausend Dollar das Jahr dem Hospitale zufließt. . . . Was aber für den Fremden am peinlichsten ist, daß Guatemala zur Zeit meines Aufenthalts kein einziges, anständiges Hotel besaß und daß ein Fremder, ohne gut empfohlen zu sein, in einer erbärmlichen „Posada" oder „Mesone"

*) Seitdem Californien mit den vereinigten Staaten verbunden worden, hat freilich Guatemala wie alle einst spanischen Küstenstaaten des stillen Meeres wesentlich gewonnen. Seitdem eine Dampferlinie zwischen San-Jose und Panama besteht, ist Guatemala mit den Centren der Civilisation von Europa und Amerika in engere Verbindung gebracht worden. Nicht nur ist seitdem La Antigua der Hauptstadt durch eine regelmäßige Diligenceverbindung sehr nahe gebracht worden, sondern auch die Stadt hat sich seitdem wesentlich gehoben. Equipagen sieht man nunmehr durch die Straßen rollen und selbst ein elegantes Theater ist seitdem erstanden, dessen Abbildung wir nicht unterlassen haben. —

einkehren muß, wo er nur in kleinen, schmutzigen, dunklen Zimmern oder bessergesagt „Löchern“ zu übernachten hat, wo er von Flöhen, „Niguas“ und sonstigem Ungeziefer der Indianer heimgesucht wird. . . . Wer in einem solchen Verließe einen Tag es aushalten kann, der mag sich auf seine Pergamenthaut was zu Gute thun. —

— Wie es mit dem wissenschaftlichem Unterricht in Guatemala beschaffen sein mag, bedarf wohl keiner näheren Ausführung, bedenkt man, daß das Volk hier seit Jahrhunderten unter einem Regimente gestanden, das der Verbreitung der Intelligenz gerade nicht hold war und daß seit der Erkämpfung der Unabhängigkeit man keine Zeit finden konnte, sich den Künsten und Wissenschaften mit Muße zu widmen, da das Land selten aus den politischen Wirren herausgekommen. Allerdings giebt es hier eine Universität und ein im Jahre 1690 gegründetes Seminar, das „Tridentinische Collegium“ genannt, der Schulen zu geschweigen, die für die arbeitenden Classen seit lange hier bestanden. Die Grundlagen des hiesigen Unterrichts sind so ziemlich nach französischem Maßstabe bemessen: Lehrstühle für die klassischen Sprachen, für Mathematik und Philosophie sind hier freilich nominell zu finden, ohne daß sich aber sagen ließe, daß die studirende Jugend hier für ihren künftigen Beruf irgend welche gründliche Vorbildung finden könnte. Die Rechtsgelehrsamkeit steht hier noch in den ersten Anfängen, und die Professoren der Rechtsfakultät stehen keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe, insofern sie mehr auf sophistische Künste als auf das Wesen des Rechtes eingehen. So viel ich hier zu beobachten Gelegenheit gefunden, fehlt es den Studirenden hier selbst an der Kenntniß der Elemente der Physik und Astronomie! —

— Zur Zeit ich mich zu Guatemala aufhielt, gab es hier 27 öffentliche Schulen, wovon eilf für Knaben und sechszehn für Mädchen bestimmt waren. Soviel ich in Erfahrung brachte, werden sie zumeist durch Privatbeiträge unterhalten, scheinen aber weit hinter ihrer Aufgabe zurückzubleiben, denn abgesehen davon, daß diese Schulen sehr unregelmäßig besucht werden, fehlt es dem Unterrichte hier vor Allem an einer moralischen Basis, — denn alle Lehren der Schule müssen doch fruchtlos bleiben, wo die Familie ein so schlechtes Beispiel giebt! Wie ist dieses aber anders möglich in einer Stadt, wo die unteren Klassen seit Jahr-

hunderten in die vollkommenste Unwissenheit versunken waren und keinen Begriff von ihren Rechten und Pflichten hatten? Freilich fällt der früheren Colonialregierung mit die Hauptschuld davon zu, — denn wo buchstäblich die Aemter den Meistbietenden zufielen: — wie konnte das andere Früchte bringen, als daß wahres Verdienst geringgeschätzt und nur Gold hochgehalten wurde?! So konnte es denn nicht anders kommen, als daß alle Beamte feil und bestechlich wurden, daß die Richter selbst käuflich waren, und was noch schlimmer, daß der Clerus durch seine Habgier und seine ausschweifenden Sitten die Religion selbst entwürdigt und durch sein Beispiel die Moral des Volkes verderbt hat! —

— Noch immer hält die Bevölkerung an den höfischen Formeln altkastilianischer Etikette fest, worin man meistens das Wesen, wenn nicht gar das Ziel aller guten Erziehung sucht! Aber zwischen Recht und Unrecht weiß man hier nicht zu unterscheiden und so leben die Massen hier in träger Unwissenheit fort, beherrscht von den unwürdigsten Leidenschaften und einem Aberglauben, wie er nur hier möglich ist!

— Auch mechanische Fähigkeiten und Künste sind hier sehr zurückgeblieben. Früher bereits haben wir kennen gelernt, wie der Indianer sein: „Machete" zu benutzen weiß: — ein einfaches Jagdmesser, mit dem er nicht blos sich im Walde seinen Weg bahnt, sondern sein Feld bearbeitet und seine Hütte und Hausgeräthe sich zurechtzimmert. Die Handwerker von Guatemala gehören fast alle zu den „Ladinos" und besitzen nur die dürftigsten Werkzeuge: — was aber ihrer Kunst vor allem Eintrag thut, ist, daß sie sich auf Theilung der Arbeit gar nicht verstehen. Sieht man die Unvollkommenheit ihrer Werkzeuge, so muß man zu dem Schlusse kommen, daß ihre Geschicklichkeit für manche Dinge und ihre technische Gewandtheit ein Erbe ihrer Indianischen Voreltern ist. Charakteristisch ist auch an ihnen, daß sie trefflich nachzubilden wissen, aber durchaus nichts zu erfinden verstehen, so daß sie keinen einzigen Kunstzweig zur Vollkommenheit bringen. Ich gestehe, vergebens mühete ich mich ab einen einzigen Gegenstand ihrer Kunstfertigkeit zu finden, von dem ich mir sagen konnte, daß er werth wäre ihn als Andenken an die Stadt mitzunehmen. Was ich als Erinnerung an Guatemala mir kaufte, war eine Jacke von „jerga" — einem groben Linnen-

stoff und einen Strohhut: — beides von der Hand der Indianer gefertigt.

— Zwänge nicht das Klima grade durch seine Verschiedenheit die Bevölkerung zum Tauschhandel, so würde der innere Handelsverkehr des Landes bald ganz aufhören. Der Maishandel bildet gewissermaßen den Hauptgegenstand der Spekulation hier, eine natürliche Folge des Umstandes, daß selten in allen Theilen des Staates der Mais gut geräth, der hier als das unentbehrlichste Nahrungsmittel gilt. Nach dem Sturze der spanischen Herrschaft nahm freilich der äußere Handel des Landes in beträchtlichem Maaße zu, da liberalere Handelsprinzipien zur Geltung kamen. Allein dieses dauerte nicht lange an und ein Ausfuhrartikel nach dem andern verlor sich, so daß man behaupten darf, daß einzig und allein die Cochenilleausfuhr die fremden Bedürfnisse des Landes zu decken vermag. Wie wäre dieses aber auch anders möglich in einem Lande, das fort und fort durch Bürgerkriege heimgesucht wurde, so daß Handel und Unternehmungslust erlahmen müssen, wo alle Sicherheit fehlt. Ueberdies sind die Straßen des Landes so abscheuliche und der Gütertransport ein so langsamer, ganz abgesehen von den Kosten und der Unsicherheit der Straßen, daß der Spekulant seine Rechnung schwerlich findet, wenn er nicht alle Verhältnisse erwogen hat.

— Nachdem Guatemala seine Unabhängigkeit erkämpft, hatte es freilich das Mißgeschick fünf und zwanzig Jahre lang von Bürgerkriegen heimgesucht zu werden; der schlimmste Schlag, der das Land aber getroffen, war wohl der, sich unter das Joch eines Indianers beugen zu müssen. Allerdings weiß man über die Genealogie Carrera's nichts Gewisses, selbst nicht in der Stadt, wo er geboren worden; doch so viel steht fest, daß seine Eltern, die in der Vorstadt Candelaria wohnten, zur niedrigsten Klasse der Eingebornen zählten und daß er in seiner Jugend in den abhängigsten Verhältnissen gelebt. Eine Zeitlang war er Bedienter bei einem Einwohner von Amatitan, bis er sich so viel erworben hatte, Schweinehandel zu treiben. Erst im Jahre 1837 tauchte er auf der politischen Bühne auf, indem er sich als Guerillaführer an den innern Wirren des Landes betheiligte: er war ein Bandit von blutdürstigstem Naturell, denn er verschonte nicht Feind noch Freund und wo seine Bande gehaust, da war auf Jahre lang der Wohlstand der Bewohner vernichtet.

Das Glück war ihm hold; Gleichgesinnte schlossen sich ihm an und sein Ehrgeiz wuchs mit seinen Erfolgen, so daß er verwegen genug war, die Hauptstadt durch einen Handstreich zu überrumpeln: den erschreckten Bewohnern blieb keine andere Wahl als ihm die bedeutende Brandschätzung zu zahlen, wollten sie nicht der Plünderung seiner Banden Preis gegeben sein. Sein Erfolg war ein Sporn für ihn auf der betretenen Bahn voranzuschreiten und so überraschte die Welt am Ende die Kunde, daß der Schweinetreiber sich an die höchste Gewalt geschwungen und als Despot über Land und Leute schaltete und waltete. Ohne uns hier in die Einzelnheiten seines Wirkens verlieren zu wollen, läßt sich nicht verkennen, daß Rafael Carrera nicht zu den gewöhnlichen Menschen zu rechnen ist, — bedenkt man dazu, daß er ohne allgemeine Bildung und aller politischen Kenntnisse baar die Mittel zu finden wußte„ sich an der Gewalt zu behaupten, die er mit dem Degen an sich gerissen! Charakteristisch ist, daß die Führer aller Partheien vergebens sich bemühten, ihn ihren persönlichen Zwecken dienstbar zu machen; denn er war zu klug, sich von ihnen täuschen zu lassen, und so wußte er sie sämmtlich darniederzuhalten, indem er eine Parthei durch die andere fort und fort in Schach zu halten suchte. . . . Was er durchzuführen vermocht, ist um so erstaunlicher, als sein Anhang nur aus solchen besteht, die aus Interesse oder Nothwendigkeit an ihn gekettet waren! Jahre vergingen, ehe er sich dazu verstand, sich zum lebenslänglichen Präsidenten der Republik ausrufen zu lassen, wobei er aber noch immer seinen Indianerursprung nicht verleugnen und von seiner runden Jacke und seinem Strohhut sich nicht trennen wollte. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, dem man beim ersten Blick die Indianische Abstammung ansieht. Die Schattirung seines Haares, sein spärlicher Bartwuchs, verbunden mit seinem schielenden Blicke ließen seinen Ursprung nicht verkennen. . . . An Thatkraft fehlt es ihm nicht; schweigsam, dabei rücksichtslos und leidenschaftlich läßt er sich von dem ein Mal Vorgesetzten nicht abbringen. Bei alledem muß man anerkennen, daß seitdem er unumschränkter Gebieter geworden, er seine Macht mit Mäßigung zu handhaben wußte und selbst edlere Gesinnungen zu Tage treten ließ! —

— Meiner persönlichen Beziehungen zu dem Herrn Präsidenten habe ich mich grade nicht zu rühmen. Obwohl einer der

angesehensten Bürger von Guatemala mich im Palaste ihm vorstellen wollte, wartete ich vergebens auf die Ehre zur Audienz vorgelassen zu werden. Im Vorzimmer weilte ich fast eine Stunde lang, — da trat Carrera aus seinem Zimmer, ging rasch uns vorbei, ohne uns nur eines Blickes oder Grußes zu würdigen und verschwand zur höchsten Bestürzung meines Begleiters. Umsonst war mein Bemühen, über unser gemeinsames Mißgeschick zu scherzen: — kein Wort von mir vermochte mehr den Ernst seiner Züge zu bannen. Seine gute Laune war einmal dahin und wohl mit Recht, denn nur an seiner Person lag es wohl, daß der Präsident keine Notiz von mir nahm, obwohl er durch den Minister des Innern mir eine Audienz gewährt hatte. Hieraus möge man sich die Lehre ziehen, daß in einem Lande, wo der Boden so schlüpfrig ist, man gut daran thut sich nicht vom Ersten Besten vorstellen zu lassen! —

— Wer die Geschichte von Rosas, dem früheren Diktator von Buenos-Ayres kennt, wird mir darin beistimmen, daß große Aehnlichkeit zwischen beiden Männern besteht. Beide Männer waren den niedrigsten Verhältnissen entsprungen und verbrachten ihre Jugend nicht in einer Weise, daß sie sich für ihren künftigen Beruf hätten vorbilden können. Allein beide vermochten durch ihre Entschlossenheit und Kühnheit sich an die Spitze der Gewalt zu schwingen!

— Carrera mit seinen Indianerhorden, Rosas an der Spitze der ihm ergebenen: „Gauchos"! Die Parallele zwischen Beiden ist eine um so überraschendere, als sie beide damit anfingen, die Hauptstädte des Landes zu überfallen. — Allein in der Art und Weise, wie sie ihre Gewalt gebrauchten, liegt eine große Verschiedenheit — denn während Rosas seine Gegner vernichtete, suchte Carrera bloß sie unschädlich zu machen! Rosas war ein Despot ohne Erbarmen, dabei aber ein sehr geschickter Diplomat, der Carrera an Intelligenz und Scharfblick bei weitem überlegen war und darum auch in Europa — besonders aber in Großbritanien — größere Anerkennung gefunden! —

— Die Truppen Guatemala's werden zum größten Theil aus den Indianern geworben und während meines Aufenthalts bestand die Hauptmacht Carreras aus den Indianern von Mita und Santa-Rosa, welche die Hauptstadt besetzt hielten. Allerdings betrugen die Besatzungen von Quesaltenango, La Antigua, Ama-

titan und Isabal kaum fünfhundert Mann, doch betrug die ganze Streitmacht des Landes gegen vier tausend Mann; diese Soldaten erhalten hier täglich zwei Realen (gegen 25 Cents), womit sie sich kleiden und ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen. .... Ihre Offiziere sind wirkliche Sbirren, die ihre Stellung nur einem Verbrechen oder einer Gewaltthat, die der Regierung zusagt, zu verdanken haben. In Friedenszeiten mag ihr kriegerisches Aeußere seinen Eindruck nicht verfehlen, — indessen sollen sie nichts weniger als zuverlässige Soldaten sein — denn man erzählte mir wenig Erbauliches über sie! Wenn Gefahr droht, läßt Carrera ein Massenaufgebot ergehen und die Massen der ihm ergebenen Indianer geben dann den Ausschlag.*)

Nur noch ein Paar flüchtige Bemerkungen: ich fand mich veranlaßt, rasch nach der stillen Meeresküste zu eilen, wo ich auf dem Wege die alte Hauptstadt La-Antigua kennen lernte, deren Ruinen ahnen lassen, wie bedeutend sie einst gewesen. Großes Interesse bot mir die lebhafte Stadt Amatitan, die den Badeplatz von Guatemala darstellt, die von endlosen Caktusfeldern umgeben liegt, die Silber gleich unter den Cochenillepflanzungen uns entgegenschillern! Wenn man dann die prachtvollen Wasserfälle von San Pedro-Martyr hinter sich hat und die glühenden Ebenen von Esquintla durchzogen, so gelangt man zum kleinen jämmerlichen Hafen Istapa, der an der Mündung des Flusses Michatoyat gelegen, wo Alvarado einstens die Schiffe baute, mit denen er nach Peru zog. Hier fand ich Briefe vor, die mich unverweilt nach Frankreich zurückriefen und so mußte ich eiligst nach Guatemala zurückfliegen, wo ich nur so lange blieb, um zur Rückreise mich vorzubereiten. Ueber Isabal und Belize schiffte ich mich dann nach Europa wieder ein, wo ich

*) Die Partheikämpfe dieses Landes sind allerdings nicht so blutig, wie man in Europa voraussetzen möchte. In der Schlacht vom 19. Mai 1840, in welcher Carrera seinen Gegner Morazan für immer überwunden, wurden 414 Mann getödtet und 172 verwundet. Man darf wohl sagen, daß Meuchelmord und politische Hinrichtungen mehr Opfer gekostet, als die Kämpfe im Felde.

inmitten der Revolutionswirren eintraf, die uns die Republik von 1848 und was schlimmer das Kaiserreich zurückgegeben!

— Der freundliche Leser wird gern wissen wollen, was aus meinem treuen Begleiter, Morin geworden! Als Californien durch seine Goldfunde die ganze Welt in Bewegung setzte, wurde auch Morin vom Goldfieber ergriffen, denn er ließ sich nicht mehr halten und zog nach dem neuen Eldorado! Allerdings ließ sich gegen seinen Entschluß wenig einwenden, denn bei seinem Muthe und seiner Ausdauer, die allen Strapatzen gewachsen, konnte nur der beste Erfolg seiner gewärtig sein, wenn ihm kein Unfall zustieße. So zog er denn unter meinen besten Wünschen nach dem fernen Westen! Aber leider muß ich sagen, daß ich seitdem nie etwas mehr von ihm gehört und daß ich vergebens aller Orten mich nach seinem Geschicke erkundigt! —

— Und um mit mir selbst zu schließen, so bleibt mir nur übrig zu bekennen, daß ich meiner Gesundheit nicht mehr zumuthen durfte, eine Reise nach den Aequatorialgegenden zu unternehmen, so daß ich mich dabei bescheiden mußte, in den Erinnerungen zu schwelgen, welche meine Wanderungen in mir zurückgelassen. Wenn ich träumend auf meinem Lager liege, — wie oft gedenke ich dann der glänzenden Nächte, die ich unter den Tropen verbracht und dann meine ich das Rauschen und Plätschern der Wasser wieder zu hören, die ich geschildert. . . . Allein, um mit dem zu schließen, was mein gläubiger Sinn mir eingiebt, so bekenne ich gern und freudig, daß mein Gottesglaube durch nichts mehr gestärkt und gehoben wurde, als durch meine Fahrten auf dem Usumasinta und daß ich in seinen Urwäldern, wohin nie der Fuß eines Europäers gekommen — Tieferes empfinden gelernt, als in allen Domen Gothischer Kunst! In der Natur lernte ich erst Gott wahrhaft verehren! —

Anhang.

A.

Notizen über die Provinz Vera-Paz und die Indianischen Ansiedlungen (oder „Pueblos") dieser Provinz von Fr. Alonzo de Escobar. (Aus dem Journal of the Royal Geographical Society of London. Vol. XI. pp. 89—97).

Diese Provinz zerfällt in drei sehr verschiedene Bezirke: in das Hochland (alta), in die Niederung (baja) und die Tieflande (muy baja), so daß dieselbe aller Naturvorzüge einer intertropischen Gegend theilhaft ist, indem die verschiedenartigsten klimatischen Einflüsse sich hier geltend machen. Im südlichen Theile der Provinz, nach der Hauptstadt Guatemala zu, sind die Orte Chol, Rabinal, Cubulco und Salama hervorzuheben und hier herrscht durchgängig ein heißes und trocknes Klima vor, was den Niederungen eigen ist.

— Zu den Hauptströmen im Süden ist zunächst der „Rio Grande" oder „Motagua" zu erwähnen, dessen Quelle auf einem Berge der Ansiedelung San Tomas Chichicastenango im Bezirke von Sololá entspringt; durch diesen Strom, der den ganzen Bezirk durchfließt, wird derselbe vom Bezirke von Zacatepeques geschieden. Erst nachdem der Fluß den Distrikt von Chiquimula erreicht, nimmt er den Namen „Motagua" an und ergießt sich in den atlantischen Ozean. Der Salamafluß entspringt dagegen auf einem Berge, der der Hacienda San Geronimo gegenüberliegt, welcher Punkt bei den Indianern Chirremundo heißt; dieweil der Fluß an der Stadt Salama vorbeifließt, hat er den Namen erhalten. Zu Panzuh vereint er sich mit dem Cachilflusse, der aus den Bergen von Matanzas hervorquillt und strömt dann bis

zur Hacienda St. Anna, wo er die Wasser des Chixoy oder Sacapulas aufnimmt, der aus den Gebirgen des Bezirks Totonicapam hervorkommt. Etwas weiter verstärkt er sich durch seine Vereinigung mit dem Cachecla, der von den Bergen von Pambach hinunterströmt, seitwärts der Ansiedlung von Taltic. Soviel mir versichert wurde, ist der Salamastrom bereits ein sehr bedeutender Fluß, nachdem er den Fuß der Berge von Chamma bespült.

— Hier im südlichen Theile der Provinz finden sich viele Schwefel- und eisenhaltige Quellen. Hat man von Guatemala aus den Rio-Grande passirt, so trifft man auf den „Rio de la Agua Calienta,“ der seinen Namen von den heißen Quellen erhalten, die aus mehreren siedendheißen Sprudeln entspringend sich hinein ergießen. In der Nähe der Flußufer finden sich in der Ansiedlung von Salama mehrere Heißwasserquellen, die bei den Spaniern: „Chupaderos“ heißen, weil das Vieh dieses Wasser seines Salzgeschmacks wegen aufsucht; die Schafe trinken es sehr gerne und werden dabei nicht allein fett, sondern ihr Fleisch gewinnt dadurch einen sehr köstlichen Geschmack. Unter der Bevölkerung des Landes herrscht die irrige Meinung vor, als wären diese Schwefelquellen das beste Mittel gegen das hier endemische Kropfübel (gueguecho) und so strömen die Kropfleidenden nach Amatitan, um das Wasser an sich zu erproben. Die Erfahrung spricht aber gerade dawider, denn gerade die Bewohner des Rio de la Agua Caliente und die Bewohner von Salama, welche das Wasser genießen, leiden durchgängig an Kröpfen. Eine ganz ähnliche Beobachtung macht Alcedo in Betreff des Gualiflusses im Königreich Grenada, wo das Kropfübel beim Volke: „coto“ heißt.

— In einer Entfernung von zwölf Stunden von Salama hinter den Wäldern von Patal auf dem Gipfel des Berges liegt die Ansiedlung „Taltic“; vier Stunden weiter liegt Santa-Cruz, während San Cristobal links von der Straße liegt: vier Stunden weiter muß man noch reisen, um die Hauptstadt Coban zu erreichen, wo der Alcalde-Mayor der Provinz wohnt. San Juan Alcala, das zu den sieben Bezirken von Coban gehört, war ursprünglich von den Indianern von Chisec bewohnt, welcher Strich im Norden der Stadt liegt. . . Das Klima aller dieser Indianeransiedlungen ist ein kaltes und sehr feuchtes, da es das ganze

Jahr hindurch hier zu regnen pflegt: nur im März und April kann man hier von einem sehr flüchtigen Sommerwetter sprechen, denn nur zu bald stellt sich hier wieder das Regenwetter ein. Diese Bemerkungen gelten aber nur für die Orte, die auf den Berghöhen liegen, nicht aber für die am Fuße der Gebirge liegenden Lande — denn hier giebt es wie im ganzen tropischen Amerika sechs Monate Sommer und sechs Monate Regenwetter. Selten ist der Himmel hier unbewölkt, — aber als Ersatz für diese Mängel, leiden diese Gebirgsgegenden nie an Dürre, so daß Waldung und Flur das ganze Jahr hindurch im frischesten Grün prangen. Im November, Dezember und Januar wird die Kälte und Regen am stärksten empfunden, während in allen übrigen Monaten die Luft eine milde ist. Die Sturmwinde haben das Gute, daß sie den südwärts liegenden Tieflanden Kühlung bringen. Sobald die Nordwinde zu wehen anfangen, sagen die Indianer, der „boc" ist gekommen: so bezeichnen sie das Wiedererscheinen der Wasservögel!

— Die Gebirge drängen sich hier so enge zusammen, daß sich in dem Hochlande kaum eine halbe Stunde weit ebenes Land findet. Wo man nur hinblickt, heben sich meist hohe Berge in die Lüfte. So darf es nicht befremden, daß die Straßen hier sehr rauh und steil sind und nur die sogenannte Königsstraße ist bei einigermaßen trocknem Wetter ziemlich passirbar. Hat es aber geregnet, so bedarf man eines sehr sicheren Pferdes oder Maulthieres, um auf dem schlüpfrigen Thone der bergigen Straßen voranzukommen. Kaum an irgend einem Orte ist man hier sicher vor einem Falle, — denn in den Höfen und Gängen der Häuser ist der Boden gar so schlüpfrig, daß man glauben sollte, man ginge auf Seifenboden. Einem Indianer aber ist kein Weg zu schlecht, denn wo ein Pferd nicht fest auftreten kann, da weiß er mit seinen Lasten sich durchzuwinden. Schon mit dem sechsten Jahre fängt der Indianerknabe an Lasten zu tragen und so bildet die Gewohnheit sie dermaßen heran, daß sie ohne Beschwerde ein Paar hundert Stunden weit ihre Zentnerlasten über Wege und Stege schleppen, wo das beste Maulthier so lahm wird, daß es keinen Schritt mehr thun kann.

Die Indianer sind unermüdlich und kennen keinen Schmerz! Wie oft sah ich nicht, wie sie bei einer Contusion in Folge eines Sturzes einen brennenden Fichtenscheit an die verletzte Stelle

halten, wodurch sie sich zu heilen pflegen und Tags darauf marschiren sie unverdrossen weiter! Bemerkenswerth ist, daß sie auf der Wanderung sorgfältig vermeiden kaltes Wasser zu trinken, denn sie löschen ihren Durst mit heißem Wasser, so heiß wie sie es nur ertragen können. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht aus etwas geröstetem Maisteige, „Totoposte" genannt, das sie in kochendes Wasser bröckeln und also verzehren, oder auch essen sie den Maisteig mit spanischem Pfeffer und Salz gemischt. Hierauf beschränkt sich ihre Kost! Sobald die Indianer an ihrem Rastorte sich hinlagern, strecken sie sich, und wenn es selbst auf Steinen ist — in ihrer ganzen Länge hin, wobei sie Arme und Beine möglichst grade ausstrecken, wodurch sie sich am besten zu kräftigen meinen. Viele Indianer ziehen im Lande auf den Handel umher, denn sie bringen gewöhnlich nach Guatemala eine Menge Reis auf den Markt und Zwirne jeder Dicke. Nach Chiquimula, Zacapa und San Salvador bringen sie Wolldecken, Messerklingen, Indianische Mäntel, Pfeffer, Hängematten, Lassos und andere kleinere Verkaufsartikel. Für ihren Erlös bringen sie Geld und Vieh zurück, das sie zu Esquipulas, Eucayagua und Gracias aufkaufen, während sie aus Sonsonate und Salinas das Salz zurückbringen, mit dem sie beträchtlichen Handel treiben.

— Um auf die Cordilleren einen Blick zu werfen, welche die Hochlande weithin durchziehen, so sind dieselben selbst von den Indianern wenig gekannt, da dieselben nur auf der Straße nach Peten zu diese Gebirge zu besuchen pflegen. Südlich von Coban und San Pedro Carcha ziehen sich die Gebirge von Patal hin, welche die Niederungen von Salama, Rabinal, Cubulco und Chól von den Ansiedlungen der Hochlande trennen. Weiter in derselben Richtung erheben sich die Berggipfel von Chichen, Chitzujay, Zaamicco, Zacampat, Quixmez, Iloman, Chiroth, Guayona, Chibla, Zacriyl, dessen Spitze durch Feuersäulen, die zuweilen hervorbrechen, niedergebrannt scheint. Außerdem ist Xucamel als der höchste dieser Berge zu erwähnen, der zwischen Chichen und Chitzujay liegt, indem sein Gipfel sich nach Südosten hinneigt, während seine Abhänge nach dem Bodegasen sich senken. Oestlich von San Pedro liegen die Berge von Chintyl und Chacalte — denen sich die Berge von Chicac und Tamajul anschließen: — weiterhinaus bringen die Indianer nie vor! — Wie sie versichern, wagen sie keine Ausflüge in die Gebirge, als die sie in drei Tagereisen

von der letzten Ansiedlung zurücklegen können. Nach ihrer Versicherung wäre das Land darüber hinaus ganz unbewohnt und voller unersteiglichen Gebirge, die muthmaßlich sich nach dem englischen Hafen Belize zu ziehen. —

In nordwestlicher Richtung liegen San Augustin Lanquin und Santa Maria Cahabon; die erste Ansiedlung liegt 20 Stunden, die zweite 28 Stunden von San Pedro entfernt. Man muß aber hier über Straßen der schlimmsten Art weg, die über die Berge Ziguanja, Chirreguim, Talal und Chimelco fortführen; an den Hauptstationen der Straßen finden sich „ranchos", wo das Vieh und die Reisenden Unterkunft finden. —

— San Pedro wird nordwärts von den ausgedehnten Gebirgszügen von Toccala, Zucha und Chiacam begränzt und in derselben Richtung ziehen sich die Ebenen von Ivovila und Babol sammt den Bergen von Zaclech hin; diese Gebirge sind nur für Indianer zugänglich, die, wie gesagt, nur drei Tagereisen weit sich in die unbekannten Gebirge hineinwagen, um Früchte und sonstige Produkte einzusammeln, ohne daß sie sonst über diese Regionen etwas zu sagen wüßten. In nordwestlicher Richtung liegen die Berge von Chisec, die vordem von den Indianern bewohnt waren, die nunmehr in dem Alcalabezirk von Coban angesiedelt sind. In diesen Gebirgen ziehen die Indianer ihre Baumwolle und hegen ihre Pflanzungen von Achiote und Kakao, obwohl sich nicht behaupten ließe, daß sie mehr thun als das einzuheimsen, was die Natur ohne ihr Zuthun hervorbringt.*) Zwei Tagereisen von den Gebirgen von Chisec fängt der Centralrücken der Hochlande an, die endlose Ebenen bieten, durch welche sich einer der größten Flüsse des Landes hindurchwindet; der: „Rio de la Pasion," hat seinen Ursprung in den Gebirgen von Chamma und zwar entspringt er aus dem See Lacandon. Er strömt von Westen zunächst nach Osten; dort, wo er bei den Gebirgen von Chisec nördlich von Coban vorüberfließt, hat er bereits eine Breite von fünfzig Meter und zwanzig Fuß Tiefe.

*) Der Achiote — bei den alten Mexikanern Achiotl genannt — ist jene Staude, aus deren rothem Fleische der Farbstoff gewonnen wird, der im Handel: „aunotto" heißt. Diese Pflanze ist identisch mit der Bixa oreliana von Linné. Bei den Franzosen führt die Pflanze den Namen: „roucou", wie die Brasilianer sie nennen.

Im Winter aber je nach der Regenmasse nimmt er an Breite so zu, daß er mitunter eine Stunde weit das Land unter Wasser setzt, wobei dann seine Tiefe auch zunimmt. Sobald er die Gebirge von Peten erreicht, vereinigt er sich mit den Flüssen Santa Isabel und Mataquece, abgesehen von andern Wassern, die sich in ihn ergießen, bis er am Ende sich mit den Armen des Usumasinta vereint, um seine Fluthen nordwärts in die See zu wälzen und zwar westlich von Campesche und der Lagune von Terminos (wodurch das große Delta gebildet wird, das den Namen Barra de San Pedro y San Pablo führt). Von Guatemala muß man aber sagen, daß das Land so lange sich keines Flores erfreuen wird, als die Ufer des großen Stromes unbewohnt und unbebaut bleiben.

— An den Ufern des La Pasion-Flusses sind viele Indianer angesiedelt, die dem Christenthum noch nicht gewonnen sind, gleichwie zu Peten und nach den Gebirgen von Zaclech zu auch noch viele unbekehrte Indianer wohnen. Diesen Fluß darf man als den „Nil“ von Guatemala bezeichnen, insofern er durch seine Ueberfluthungen die von ihm durchströmten Lande fruchtbar macht. Dieser Strom ist sehr fischreich und seine Uferlande eignen sich sehr für Kaffeekultur — Kakao wächst auch hier im Ueberflusse und zwar wild — und soll noch besser als der von Soconusco sein. Selbst im wilden Zustande soll das Zuckerrohr hier wunderbar gedeihen; denn bei der Feuchtigkeit des Bodens bedarf es hier durchaus keiner künstlichen Bewässerung. Die besten Farbhölzer, eben so der Mahagonybaum, die Zeder und Bäume, die sich für den Schiffbau eignen, sind hier massenhaft zu finden, so daß man behaupten darf, daß diese reichen Uferlande werthvoller sind als Minen von Edelmetallen! —

— Um auf die Umgegend von San Pedro zurückzukommen, so ist hervorzuheben, daß die Gebirge von Chamma zwischen dem Westen und Nordosten sich hinziehen und hier ist es, wo die ungezähmten Indianer von Lacandon wohnen, die von der Eroberung des Landes an bis zu dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Spaniern so viel zu schaffen machten, bis sie großentheils endlich unterworfen wurden. Die spanischen Chronisten versichern, daß diese Indianer ein großes Territorium bewohnen, das sie faktisch noch immer inne haben. Wohl ist aber hier zwischen den Lacandonen des Westens und jenen des Ostens ein

Unterschied zu machen; das ganze westliche Territorium, das zwischen dem Bisthum von Ciudad-Real und der Provinz Vera-Paz liegt, war meist von den westlichen Lacandonen bewohnt, von denen Manche heute noch in den Schlupfwinkeln der Gebirge hausen mögen, die zu schwierig und ausgedehnt sind, als daß sie je gründlich durchforscht würden; dagegen ziehen sich die Wohnsitze der östlichen Lacandonen von den Gebirgen von Chamma aus, anderthalb Tagereisen von Coban entfernt, entlang der Ufer des La Pasionflusses nach Peten oder gar noch weiter hin, denn diese Lacandonen verfügen über so zahlreiche Canoes auf den Flüssen, daß sie über ein Territorium von mehr als hundert Stunden hin und herfahren, ohne daß man sagen könnte, daß sie feste Wohnsitze hätten. Die Erfahrung hat selbst gelehrt, daß, finden sie sich an einem Orte entdeckt, so verlassen sie mit einem Male mit Weib und Kind den Punkt, um nach andern Orten zu ziehen. —

— Die Dominikaner waren es, welche gegen Ende des letzten Jahrhunderts die gezähmten Lacandonen von den Gebirgen heruntersteigen ließen, um mittelst ihrer Arbeitskräfte San Marco de Coban zu gründen; manche ihrer Nachkommen sprechen heute noch die Ecolchisprache, die die eigentliche Lacandonensprache war.

— Der Bezirk von San Tomas Apostol datirt von der Zeit der spanischen Eroberung her und wurde durch die Lacandonen bevölkert, die nördlich von Coban wohnten. Ebenso wurde San Domingo de Coban und die vier Bezirke von San Pedro Carcha durch Indianer bevölkert. Bemerkenswerth ist, daß die Indianergemeinden von San Pedro und Coban noch immer die Produkte jener Striche einsammeln, die einstens ihren Vätern gehört. —

— In den Tieflanden der Provinz, nördlich von San Pedro liegen San Augustin Lanquin und Santa Maria Cahabon, wo das Klima so heiß wie feucht ist. Gegen 23 Stunden von Cahabon inmitten unzugänglicher Gebirge und Moräste wohnen die Chols und Manches, deren Unterwerfung und Bekehrung im Jahre 1675 begann; dazumal wurden die Orte von San Lucas Zaclech, Nuestra Señora de Rosario und Santjago gegründet. Weiterhin am Flusse Yaxja wurde San Jacinto Matzin gegründet, und vier Stunden höher den Fluß hinauf San Jose May,

wo später noch viele andere Ansiedlungen bewerkstelligt wurden, so daß in den Provinzen Chol und Manche eilf Indianerniederlassungen sich befanden. Allein dies blieb nicht lange in dieser Weise, denn bald verlor sich alle Hoffnung, diese Indianer der Gesittung und dem Christenthum zu gewinnen. Theils durch Bedrückungen in Folge übermäßiger Steuern, wohl aber auch, um sich den Mißhandlungen zu entziehen, die sie erlitten haben mochten, flüchteten diese Indianer mit einem Male in die Gebirge und zwar in die entferntesten und unzugänglichsten Regionen, so daß man seitdem nie etwas Bestimmtes von ihnen gehört hat. Nur ein ganz kleiner Rest von ihnen wurde wieder zusammengebracht und zu Santa Cruz del Chol angesiedelt, zwischen dem Rio Grande und Rabinal. So wenige waren es aber, daß sich in dem Orte kaum ein Einziger noch finden mag, der den ursprünglichen Chol- und Mancheansiedlern entsprossen wäre. —

— Es bleibt ein Räthsel, wo die beiden Indianerstämme sich wirklich angesiedelt. Wahrscheinlich ist es, daß manche von ihnen sich jenseit der Gebirge von Chamma flüchteten nach dem Zaclechflusse zu, um sich den Lacandonen anzuschließen, die, wie bekannt, über zahlreiche Canoes geboten, mit denen sie auf dem Flusse Handel trieben. Möglich aber auch, daß der größte Theil der Flüchtlinge ostwärts zog, in die Nähe des Meeres hin. —

— Von Cahabon aus führt die Straße nach Peten zehn Tagereisen weit über unbewohnte Gebirge weg nach San Luis, der ersten Ansiedlung dieses Regierungsbezirks. (Presidio). Die Eröffnung der Straße gab zu lebhaften Streitigkeiten zwischen dem ersten Alcalden Pacheco und dem Ingenieur Don Juan A. Carvajal Anlaß, denn der Alcalde bekämpfte alle Vorschläge und Pläne des Letzteren, der von der Regierung ernannt worden war. Die Folge davon war, daß die Straße unvollendet geblieben, denn der Ingenieur kam nach gründlicher Erforschung des Terrains zu der Ueberzeugung, daß es unmöglich wäre, in der Richtung, die der Alcalde bestimmt hatte, die Straße zu bauen. Seine ursprünglichen Instruktionen gingen dahin eine Straße zu bauen, dabei aber möglichst die Hauptbergkette zu umgehen; dies wurde aber leider nicht befolgt, denn um nach Peten zu kommen, muß man heute noch mit den greulichsten Schwierigkeiten alle Gebirge überschreiten. Hätte man damals nur geahnt, daß die In-

dianer mit ihren Canoes den Rio de la Pasion hinunterfahren, von dem Orte aus, wo derselbe die Gebirge von Chamma entlang strömt und zwar in anderthalb Tagereisen von Coban nach Peten, so würde man eine kürzere und angenehmere Verbindung mit Peten besitzen. Zu Lande aber ist es sehr unwahrscheinlich, daß die Straße je abgekürzt oder sonst wesentlich gebessert werden könnte. Würde man eine Straße durch die Ebenen ziehen wollen, so würde sich bald herausstellen, daß der Weg durch so viele Wasser durchschnitten wird, daß sie in der Regenzeit gar nicht zu passiren sind, während sie selbst im Sommer Hindernisse genug dem Reisenden bieten würden.

— Erwähnenswerth ist, daß die Baumwolle der Gebirge von Cahabon zu der besten zählt, die im ganzen Lande wächst. Sie ist fein, zart und weiß und wird in Masse von den Indianerinnen gesponnen. Noch bleibt zu bemerken, daß gerade hier die meisten Indianer an Kröpfen leiden, während die Wasser der Hochlande wirklich gegen das Uebel wirken, wogegen die Wasser der Thalgründe den Kropf erzeugen. —

— Halbwegs auf dem Berge von Xucamel liegt südöstlich von San Pedro nach Süden zu San Pablo Tamajum, eine Ansiedlung, die zur Pfarrgemeinde von Taltic gehört, wovon sie vier Stunden entfernt liegt. Die hohe Lage des Ortes macht einen traurigen Eindruck, — das Klima des Ortes ist aber ein sehr günstiges, da es zwischen den Extremen liegt. Hier strömt der Pozochic-Fluß von Xucamel hinunter, wo er aus zwei Quellen entspringt. Vier Stunden weiter den Fluß entlang liegt San Miguel Tucuru, das auch zu Taltic gehört; das Klima ist hier ein sehr heißes und feuchtes, wie überall bis zu dem Bodegassee und dem Golf hinunter. Hier gedeihen alle tropischen Produkte und neben Baumwolle, Kaffee und Cakao findet sich hier auch Indigo und Zuckerrohr in Fülle. —

Ungefähr acht Stunden unterhalb Tucuru in der Nähe des genannten Flusses ist der Ort, wo früher die Santa Catalina-Ansiedlung stand, die nach der Angabe der alten Indianer von den Engländern einst zerstört worden. Hier wird jetzt auf einer Hacienda Cakao und Indigo kultivirt und das Gedeihen der Viehzucht spricht für Boden und Klima. Drei Stunden weiter hinunter liegt das Werft — das „embarcadero“, Ave-Maria — wo die von Honduras kommenden Boote und Canoes

auszuladen pflegten. Auf diesem Wege wurden zur Zeit der spanischen Herrschaft die Kirchenbedürfnisse: — Glocken, Heiligenbilder und sonstige Geräthschaften eingeführt. Ein Paar Stunden tiefer den Fluß hinunter lag die Ansiedlung von San Andres Apostol, die zu gleicher Zeit von den Engländern zerstört wurde.

— Schwer fiele es heute noch bestimmen zu wollen, wo Xocolo in der Nähe des Bodegassees einst gelegen. Spanier, die aus Yucatan und Cozumel herübergekommen, sollen im Jahre 1544 in der Ebene von Munguija, drei Stunden vom Hafen Honduras entfernt — Nueva Sevilla am Ufer des Flusses Bodegas gegründet haben. Ihre Unterdrückung der Indianer war aber eine so unmenschliche, daß schon drei Jahre später die königlichen Behörden einschreiten mußten, um dem Unwesen ein Ende zu machen; die Colonie wurde aufgehoben und die Niederlassung mußte geräumt werden. Theilweise war aber dem Uebel nicht mehr zu steuern, — denn die Auffindung eines günstigen Hafens und der Umstand, daß man mittelst des Flusses leichte Verbindungen mit dem Innern anknüpfen konnte, hatte die natürliche Folge, daß die die Uferlande bewohnenden Indianer von den Spaniern fort und fort bedrückt wurden; denn sie wurden gezwungen, Dienste als Fährleute und Lastträger zu leisten und erhielten dafür nur den kärglichsten Lohn. So kam es denn, daß die Indianer am Ende allesammt das Land verließen! Zur Zeit als die Indianer noch zahlreich an den Ufern des Polochic, wie an den Küsten des Golfs glücklich dahinlebten — wohingegen jetzt nur Oede und Verlassenheit hier zu finden —, da pflegte der Prior von Coban nach der Küste Leute zu senden, welche die aus Spanien herüberkommenden Missionäre zu bewillkommnen und nach ihrem Bestimmungsorte zu geleiten hatten. Wie anders aber jetzt, wo Niemand daran denken kann, Boten von Coban nach der Seeküste zu senden und eben so wenig dürfte ein Missionär es wagen, die gefahrbringende Wüste zu durchwandern, — denn jene, die es gewagt, haben selten ihr Ziel erreicht! Allerdings erzählt man, daß Gesellschaften von Dominikanern zu verschiedenen Zeiten das Wagniß unternommen, über den Polochicstrom nach Coban vorzudringen — und sicherlich ist dieser Weg noch derjenige, der allen andern vorzuziehen wäre, falls die Hindernisse nicht gar zu bedeutend sind. —

Aus dem Gesagten erhellt, daß es in dem kalten und nassen Hochlande im Ganzen sechs Ansiedlungen giebt, nämlich: Santa Maria Asuncion, Santa Cruz, San Cristobal, die Hauptstadt Coban, San Pedro Carcha und San Juan Chamelco. In der heißtrocknen Region giebt es nur vier Ansiedlungen, während es in der überheißen Tropenregion nicht mehr giebt, so daß die Provinz Vera Paz im Ganzen nur vierzehn bewohnte Niederlassungen hat. Verschwunden sind die Ansiedlungen unter den Polochic-Indianern, Xocolo und San Pablo de Amatique, wovon keine Spur mehr zurückgeblieben. —

B.

Die Ruinen des Petendistrikts.

In unserer Darstellung wurde Bezug genommen auf die Mittheilungen des Obersten Galindo, der von Palenque aus am 27. April 1832 ein Schreiben an den Sekretär der Geographischen Gesellschaft von Paris richtete, das sich vornehmlich über die Ruinen von Palenque verbreitete, (worüber wir freilich später Ausführlicheres erfahren). Indessen mag hier eine Skizze dessen nachfolgen, was er über die Ruinen geschrieben, die er im Petendistrikt gefunden: „Jenseit der Stadt Flores, der Hauptstadt von Peten — schreibt er — liegt der See Yacha, der zwei Stunden Breite hat und vier kleine Inseln besitzt. Auf einer dieser Inseln, die felsig und hochliegt und über Tausend Schritt im Durchmesser hat, finden sich lauter Steintrümmer. Was aber hier am Bemerkenswerthesten, ist ein Quadratförmiger Thurm mit fünf Stockwerken, wovon jedes neun Fuß hoch ist, während die Basis auf jeder Seite zwei und zwanzig Fuß lang ist. In den ersten vier Stockwerken findet sich keine Oeffnung noch Fenster, während nach Westen zu eine sieben Fuß breite Treppe nach oben führt; indessen sind die Tritte der Treppe nur vier Zoll breit. In dem fünften Stockwerke fanden sich zwei sehr niedrige Thüren, durch die man nur auf allen Vieren hineinkriechen kann. Im Innern fanden sich hier drei unbedachte Zimmerräume, die durch ähnliche kleine Thüren verbunden sind. Obwohl man nach

dem Klange schließen möchte, daß in den untern Stockwerken eine vollkommene Leere herrscht, findet sich durchaus kein Eingang in diese ersteren Stockwerke. Die Steine, aus denen dieser Thurm erbaut worden, sind etwas größer als die in Palenque verwandten: — bei alledem sind sie von gleicher Form, worin allein die Architektur von Palenque mit jener des Thurmes von Yacha zusammenfällt. Möglich, daß die Bauten von Yacha einer neueren Zeit angehören, oder daß die Luft hier die Ruinen weniger mitgenommen — denn auf der Yachainsel sind die Thürbalken, die von sogenanntem Jabinholze gezimmert, noch zum Theil wohlerhalten, während zu Palenque alles Holz bereits verschwunden und nur noch Stein und Gips übrig geblieben! —

Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.